

Lehr- und Lesebuch

für die mittleren Klassen

Schweizerischer Volksschulen.

In drei Theilen.

Herausgegeben

von

S. R. Rüegg,

Professor in Bern.

Dritter Theil.



Biblioteka im. Hieronima
Łopacińskiego w Lublinie

324095

T. 3

Zürich,
von Orell Füssli & Cie.
1885.

Neu

1000072794

icht.

Anl



ericht

Von einer

empfohlen.
te.

Der Körperhaltung und Schreibmethode (auf die Schulstufen vertheilt). Diese „Theorie“, vielfach klar gelegt durch angefügte Schriftformen, füllt 60 Quartseiten und ist dem Studium seitens der Lehrer sehr zu empfehlen. (Päd. Beob. 1881, Nr. 46).

20 Tafeln Musteralphabete verschiedener Schriftgattungen.

Preis 1 Franken.

Die zwanzig Mustertafeln weisen in ihrer Darlegung der verschiedenen Schriftarten (Deutsch, Englisch, Rundschrift, Kursiv, Kanzlei, Fraktur, Gothisch, Altdeutsch) eine sehr hübsche Ausführung. Vorzüglich gefällt uns die Rundschrift ganz außerordentlich. (Päd. Beob. 1881, Nr. 46).

Rundschrift in fünf Lektionen.

Zum Selbstunterricht und Schulgebrauch

von **Heinrich Koch**.

Mit einem Vorwort von J. A. D. Rosenkranz, Kalligraph und Lehrer an der Realschule des Johanneums in Hamburg.

12 Blatt. 14. Auflage. Preis 1 Franken.

Moderne Titelschriften

für technische Schulen und für Techniker.

Mit Zeichnungskonstruktionen und Text.

12 Blatt in Umschlag von **J. Steidinger**, Bezirkschullehrer.

Preis 3 Franken.

Die in diesem Werke dargestellten Schriften sind sämmtlich einfach und elegant gezeichnet und in der Praxis leicht zu verwenden.

Die „Titelschriften“ sind in Papier und Druck gut ausgestattet, so daß wir denselben eine recht weite Verbreitung zu wünschen nicht anstehen. (Baugewerkzeitung in Berlin 1881, Nr. 48.)

Neue methodische Schreibschule

für die deutsche und englische Schrift

zum Selbstunterricht u. Schulgebrauch von **Heinrich Koch**, Kalligraph in Zürich.

I. Abtheilung in 16 Blättern Preis 2 Fr.

II. Abtheilung in 34 Blättern Preis 2 Fr.

24 Schreibvorlagen

der

Englischen Currentschrift

(Schweizerische Rundschrift)

für Schulen und zum Selbstunterricht.

Einzel-Preis — 80 Rappen. — Per Dutzend Fr. 6. —

Diese vorzüglichste und billige Sammlung von Schreibvorlagen empfiehlt sich namentlich den Schulbehörden, welche jetzt die Rundschrift obligatorisch einführen. Der ungewöhnlich billige Preis ermöglicht es, jedem Schüler eine solche Vorlage in die Hand zu geben.

Verlag von **Orell, Füssli & Co.** in **Zürich.**

Lehr- und Lesebuch

für die mittleren Klassen

Schweizerischer Volksschulen.

In drei Theilen.

1914



Herausgegeben

von

S. R. R ü e g g,

Professor in Bern.

Dritter Theil.

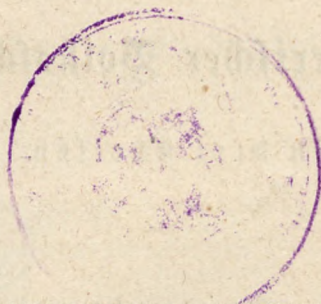


Z ü r i c h,

Verlag von Orell Füssli & Co.

1885.

145249
2318894



Druck von Fisch Wild & Co. in Brugg.



324095/3

803.0(075)

Sprachliche Abtheilung.

Erster Abschnitt.

Lese st ü c k e.

I. Preis des Schöpfers.

1. Wenn ich, o Schöpfer! deine Macht, die Weisheit deiner Wege,
die Liebe, die für Alle wacht, anbetend überlege,
so weiss ich, von Bewundrung voll, nicht, wie ich dich erheben soll,
mein Gott, mein Herr und Vater!
2. Mein Auge sieht, wohin es blickt, die Wunder deiner Werke.
Der Himmel, prächtig ausgeschmückt, preist dich, du Gott der Stärke.
Wer hat die Sonn' an ihm erhöht? Wer kleidet sie mit Majestät?
Wer ruft dem Heer der Sterne?
3. Wer misst dem Winde seinen Lauf? Wer heisst die Himmel regnen?
Wer schliesst den Schoos der Erde auf, mit Vorrath uns zu segnen?
O Gott der Macht und Herrlichkeit, Gott, deine Güte reicht so weit,
so weit die Wolken reichen!
4. Dich predigt Sonnenschein und Sturm, dich preist der Sand am Meere.
Bringt, ruft auch der geringste Wurm, bringt meinem Schöpfer Ehre!
Mich, ruft der Baum in seiner Pracht, mich, ruft die Saat, hat Gott
gemacht! Bringt unserm Schöpfer Ehre!
5. Der Mensch, ein Leib, den deine Hand so wunderbar bereitet;
der Mensch, ein Geist, den sein Verstand dich zu erkennen leitet;
der Mensch, der Schöpfung Ruhm und Preis, ist sich ein täglicher
Beweis von deiner Güt' und Grösse.
6. Erheb' ihn ewig, o mein Geist, erhebe seinen Namen!
Gott, unser Vater, sei gepreist, und alle Welt sag' Amen!
Und alle Welt fürcht' ihren Herrn und hoff' auf ihn und dien' ihm gern!
Wer wollte Gott nicht dienen?

2. Morgenwanderung.

1. Wer recht in Freuden wandern will,
der geh' der Sonn' entgegen!
Da ist der Wald so kirchenstill,
kein Lüftchen mag sich regen;
noch sind nicht die Lerchen wach,
nur im hohen Gras der Bach
singt leise den Morgensegen.

2. Die ganze Welt ist wie ein Buch, darin uns aufgeschrieben in bunten Zeilen manch' ein Spruch, wie Gott uns treu geblieben; Wald und Blumen nah' und fern und der helle Morgenstern sind Zeugen von seinem Lieben.

3. Da zieht die Andacht wie ein Hauch durch alle Sinnen leise, da pocht an's Herz die Liebe auch in ihrer stillen Weise; pocht und pocht, bis sich's erschliesst, und die Lippe überfließt von lautem, jubelndem Preise.

4. Und plötzlich lässt die Nachtigall im Busch ihr Lied erklingen, in Berg und Thal erwacht der Schall und will sich aufwärts schwingen; und der Morgenröthe Schein stimmt in lichter Glut mit ein: „Lasst uns dem Herrn lobsingeln!“

E. Geibel.

3. Der Einsiedler.

Vor Alters lebte ein Einsiedler, der, so oft sein Vorgesetzter ihn besuchte, immer über Müdigkeit klagte. Der Vorgesetzte fragte ihn einst über die Ursache seiner beständigen Klagen. „Ach,“ antwortete er, „ich habe jeden Tag sehr viel zu thun, daß meine Kräfte nicht ausreichen würden, wenn die Gnade Gottes mich nicht stärkte. Ich habe zwei Falken zu zähmen, zwei Hasen aufzuhalten, zwei Sperber abzurichten, einen Lindwurm zu bezwingen, einen Löwen zu bändigen und einen Kranken zu pflegen.“ — „Ei,“ sagte der Abt, „das sind ja thörichte Klagen, solche Geschäfte werden keinem Menschen zu gleicher Zeit aufgetragen.“ — „Dennoch, mein Bruder, ist es bei mir also, wie ich sagte. Die zwei Falken sind meine Augen; die muß ich mit Fleiß bewahren, damit ihnen nicht etwas gefalle, was

meiner Seligkeit schaden könnte. Die zwei Hasen sind meine Füße; die muß ich zurückhalten, daß sie nicht nach schändlichem Gewinn laufen und auf den Wegen der Sünde wandeln. Die zwei Sperber sind meine Hände; die muß ich zur Arbeit abrichten und anhalten. Der Lindwurm ist meine Zunge, die muß ich beständig im Zaume halten. Der Löwe ist mein Herz; mit dem muß ich jederzeit im Kampfe liegen. Der Kranke ist mein eigener Leib, der sich bald heiß, bald kalt, bald hungrig, bald durstig, bald gesund, bald krank, kurz immer in einem Zustande befindet, der meine Aufmerksamkeit und Pflege erfordert. Das alles macht mich müde tagtäglich.“ — Der Vorgesetzte lobte ihn und sprach: „Wollte Gott, daß wir alle auf diese Weise wachen, arbeiten, kämpfen und dämpfen wollten, — wir würden unsere Seligkeit besser schaffen.“

Gaspari.

4. Abendlied.

1. Nun schlafen die Vög'lein im Neste,
nun schlummern die Blüthen am Strauch,
und unter dem Himmel die Weste,
still! still! sie ruhen nun auch!

2. Nur droben, da wachen die Sterne und singen ihr ewiges Lied, das, hallend aus endloser Ferne, leis über die Erde noch zieht.

3. Und der da von Anbeginn lenket das ganze schimmernde Heer, auch deiner liebend gedenket; du giltst ihm ja noch viel mehr.

4. Der segnet die Vög'lein und Blüthen und leitet der Winde Hauch, der wird auch dich wohl behüten: So ruh' in Frieden nun auch!

Fried. Oser.

5. Das Samenkorn.

O sieh', lieber Vater! rief Konrad, auf eine Kornstaude deutend, welche, aus einem Samenkorn emporgewachsen, sechs kräftige Aehren getrieben hatte. Wie viel Segen kann ein einziges Körnlein verbreiten! Wir achten es kaum und wandeln oft gedankenlos darüber hin, und doch ist jedes Korn ein reiches Geschenk Gottes, in dem eine ganze Ernte enthalten ist.

So ist es, mein Sohn, erwiederte der Vater. Gott hat allem Guten und Nützlichen einen besondern Segen gegeben. Er schreitet unsichtbar durch unsere Felder dahin und schafft, daß die jugendliche Saat gedeihe, und daß das tägliche Brot nie fehle dem fleißigen Menschen. — Und wie er sorgt für das Leibliche, so hat er seinen Blick mit doppelter Sorgfalt auf die Seele, den viel wichtigeren Theil des Menschen, gerichtet. Auch für diese gibt es ein Samenkorn, das hundertfältige Frucht zu tragen vermag. Es ist das lebendige Wort, das von oben kommt, und das den Menschen gegeben ward, um das Reich der Liebe und Wahrheit immer weiter zu verbreiten.

O mein Sohn, ein einziges Wort, zu Gottes Ehre mit der Kraft des Glaubens gesprochen, eine einzige Liebesart in seinem Geiste vollbracht, ist jenem Samenkorn zu vergleichen und kann fortwuchern von Geschlecht zu Geschlecht. Wohl dem, dem es gelingt, die goldenen Körner des Geistes, den köstlichen Samen edler Lehren zu streuen! Er mag die Früchte derselben hienieden schauen oder nicht: auch im Geheimen entfaltet sich der himmlische Segen. Einst aber wird Alles offenbar werden; dann wird sie ihm entgegenwogen, die goldene Saat, die er gesäet, und Engel werden die Garben bringen, und Gott selbst wird sich seiner Ernte freuen.

Agnes Franz.

6. Kleine Dinge.

Kleine Tropfen Wasser, kleine Körner Sand
 machen s' große Weltmeer und das große Land.
 Kleine Augenblicke in der raschen Zeit
 machen die Jahrhundert' der Vergangenheit.
 Kleine Flammen werden oft zum Feuermeer,
 und als kleine Punkte glänzt das Sternengeheer.
 Kleine Fehler leiten gar zu leicht den Sinn
 von dem Pfad der Tugend zu der Sünde hin.
 Kleine gute Thaten, jedes Liebeswort
 machen diese Erde fast zum Himmelsport.
 Kleine Liebesgaben in des Unglücks Hand
 segnen ganze Völker, segnen Stadt und Land.

J. J. Männinger.

7. Zeus und das Schaf.

Das Schaf musste vor allen Thieren Vieles leiden. Da trat es vor den Zeus und bat, sein Elend zu mildern. Zeus schien willig und sprach zu dem Schafe: „Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich zu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen und deine Füße mit Krallen rüsten?“

„O nein!“ sagte das Schaf; „ich will nichts mit den reisenden Thieren gemein haben.“

„Oder,“ fuhr Zeus fort; „soll ich Gift in deinen Speichel legen?“

„Ach,“ versetzte das Schaf, „die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehasst!“

„Nun, was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen und Stärke deinem Nacken geben.“

„Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht so stössig werden, als der Bock.“

„Und gleichwohl,“ sprach Zeus, „musst du selbst schaden können, wenn sich Andere dir zu schaden hüten sollen.“

„Müsst' ich das?“ seufzte das Schaf. „O, so lass' mich, gütiger Vater, wie ich bin! Denn das Vermögen, schaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Lust, schaden zu wollen, und es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun.“ — Zeus segnete das Schaf, und es vergass von Stund an zu klagen.

G. E. Lessing.

8. Der Wegweiser.

1. Weisich, wo der Weg zum Mehlfas isch,
zum volle Fas? — Im Morgeroth
mit Pflueg und Charst dur's Weizefeld,
bis Stern an Stern am Himmel stoht.

2. We haßt, so lang de Tag eim hilft, me luegt nit um und
blibt nit stoht; druf goht der Weg dur's Schüre-Tenn der Chucht zue,
do hemmer's jo!

3. Weisch, wo der Weg zum Gulden isch? Er goht de rothe Chrüzere noh, und wer nit uf e Chrüzer luegt, der wird zum Guldi schwerli cho.

4. Wo ist der Weg zur Sunntigfreud? Gang ohni Gfaher em Werchtig noh dur d'Werchstatt und dur's Ackerfeld: der Sunntig wird scho selber cho.

5. Am Samstag isch er nümme mit. Was deckt er ächt im Chörbli zue? Denck wohl, e Pfündli Fleisch i's Gemüse, 's cha si, e Schöppli Wi derzue.

6. Weisch, wo der Weg i d'Armueth goht? Lueg numme, wo Lavere sin! Gang nit verbi, 's hät gute Wi, 's sin nagelneue Charta drinn.

7. Im letzte Wirthshus hangt e Sack, und wenn de furt gohsch, hängg en a! „Du alte Lump, wie stoht der nit der Bettelsack so zierlig a!“

8. Es ist e hölzis Gschirli drinn; gib achtig druf, verlier mer's nit! Und wenn du zuemene Wasser chunsch und trinck magsch, so schöpf dermit!

9. Wo ist der Weg zu Fried und Ehr, der Weg zum gueten Alter ächt? Grad fürs gohl's in Mäßigkeit, mit stillem Sinn in Pflicht und Recht.

10. Und wenn de amene Chrüzweg stohsch und nümme weisch, wo's ane goht, halt still und frog di's Gwisse z'erscht: 's cha dütsch, Gottlob, und folg sim Noth!

11. Wo mag der Weg zum Chilchhof si? Was frogsch no lang? — Gang wo de witt, zum stille Grab im chüele Grund fuehrt jede Weg, und's fehlt si nit.

12. Doch wandle du in Gottesfurcht! I roth der, was i rothe cha. Sel Plätzli het e gheime Thür, und 's sin no Sache enne dra.

J. P. Sebel.

9. Mahnworte.

Ich bin jung gewesen und bin alt geworden, und ich habe mich viel und oft umgesehen, wie es dem Frommen und dem Gottlosen gehe. Ich habe die Knaben meines Dorfes mit mir aufwachsen gesehen; ich sah sie Männer werden, und nun habe

ich die von meinem Alter alle bis auf sieben zu Grabe begleitet. Gott, du weißt meine Stunde, wann ich meinen Brüdern folgen soll. Meine Kräfte nehmen ab, o Herr. Unser Leben ist wie eine Blume des Feldes, die am Morgen blühet, am Abend aber verwelkt. O Herr, unser Herrscher, du bist gnädig und gut den Menschen, die auf dich trauen; darum hoffet meine Seele auf dich. Aber der Weg des Sünders führt zum Verderben.

Kinder meines Dorfes! o ihr Lieben, lasset euch lehren, wie es dem Gottlosen geht, damit ihr fromm werdet. Ich habe Kinder gesehen, die ihren Eltern trotzen und ihre Liebe für nichts achteten; und allen, allen ist es am Ende übel gegangen. Ich kannte des unglücklichen Uli's Vater; ich habe mit ihm unter einem Dache gewohnt und mit meinen Augen gesehen, wie der gottlose Sohn den armen Vater kränkte und schimpfte; und in meinem Leben werde ich es nie vergessen, wie der arme alte Mann eine Stunde vor seinem Tode über ihn weinte. Ich sah den bösen Buben bei seinem Begräbniß lachen. Kann ihn Gott leben lassen, den Bösewicht? dachte ich. Was geschah? Er nahm ein Weib, das viel Gut hatte, und er war jetzt im Dorfe einer der Reichsten und ging in seinem Stolze und in seiner Bosheit einher, als ob Niemand im Himmel und Niemand auf Erden über ihm wäre. Ein Jahr ging vorüber; da sah ich den stolzen Uli bei dem Begräbniß seiner Frau heulen und weinen. Ihr Gut mußte er ihren Verwandten bis auf den letzten Heller zurückgeben, und er war plötzlich wieder arm, wie ein Bettler. In seiner Armuth stahl er, und ihr wißet, welch ein Ende er genommen hat. Kinder, so sah ich immer, daß das Ende des Gottlosen Jammer und Schrecken ist.

Ich sah aber auch den tausendfachen Segen und Frieden in den stillen Hütten der Frommen. Es ist ihnen wohl bei dem, was sie haben. Bei Wenigem ist ihnen wohl, und bei Vielem sind sie bescheiden. Arbeit in ihren Händen und Ruhe in ihrem Herzen, das ist das Theil ihres Lebens. Sie genießen froh das Ihrige und begehren nicht, was ihrem Nächsten gehört. Der Hochmuth plagt sie nicht, und der Neid verbittert ihnen ihr Leben nicht; darum sind sie immer froher und zufriedener und

mehrentheils auch gesunder, als die Gottlosen. Sie besitzen auch des Lebens Nothwendigkeiten sicherer und ruhiger; denn sie haben ihren Kopf und ihr Herz nicht bei Bosheiten, sondern bei ihrer Arbeit und bei den Geliebten ihrer stillen Hütten. So ist ihnen wohl im Leben, und Gott im Himmel sieht herab auf ihre Sorge und auf ihren Kummer und hilft ihnen. — Kinder meines Dorfes, o ihr Lieben! Ich sah viele fromme Arme auf ihrem Toddbette, und ich habe nicht gefunden, daß einer, ein einziger von allen in dieser Stunde sich über seine Armuth und über die Noth seines Lebens beklagt hat. Alle dankten Gott für die tausend Proben seiner Vatergüte, die sie in ihrem Leben genossen hatten. O Kinder meines Dorfes, werdet doch fromm und bleibet einfältig und unschuldig! Ich habe gesehen, wie das schlaue, arglistige Wesen einen Ausgang nimmt. Der stolze Bogt und seine Gesellen waren weit schlauer, als alle Andern; sie wußten immer tausend Dinge, wovon uns Andern nichts träumte. Das machte sie stolz, und sie glaubten, der Einfältigere sei nur darum in der Welt, daß er ihr Narr sei. Sie fraßen einige Zeit das Brot der Wittwen und Waisen und tobten und wütheten gegen die, so nicht die Kniee vor ihnen bogen. Aber ihr Ende ist gekommen. Der Herr im Himmel hörte der Wittwen und Waisen Seufzer. Er sah die heißen Thränen der Mütter, welche sie mit ihren Kindern weinten über die gottlosen Buben, die ihre Männer und Väter verführten und drängten; und der Herr im Himmel half den Unterdrückten und Waisen, die keine Hoffnung mehr hatten, daß sie zu ihrem Rechte gelangten.

S. Peitalozl.

10. Offenbarung.

1. Es ist das Meer ein mächt'ges Buch
mit ungezählten Blättern.
D'rauf schreibt der Sturm in hast'gem Zug
mit schneeig weißen Lettern.
2. Er rollt die Blätter rauschend auf,
kann nimmer sich genügen.
„Gott ist allmächtig!“ schreibt er d'rauf
mit urgewalt'gen Zügen.

3. Dann legt er aus der Hand das Buch,
und ob die Blätter beben,
die Sonne schreibt mit gold'nem Zug:
„Gott ist die Lieb'!“ daneben.

Julius Sturm.

11. Das Himmelblau und die Wolken.

Ein Bauernkind verachtete die Wolken und sagte zum Vater:
„Wenn sie doch nur den schönen blauen Himmel nie mehr
bedeckten!“ — Der Vater antwortete ihm: „Armes Kind!
Was hast du vom schönen Himmelblau? Die grauen Wolken
sind für uns der segnende Himmel.“

Fr. Vestalozzi.

12. Der Storch von Luzern.

1. Was rennt durch die Strassen die ängstige Schaar?
Was deutet das dumpfe Getöse?
Horch! furchtbar verkünden vom Thurm die Gefahr
des Feuerhorns grässliche Stösse,
und näher und ferner, Gass' aus und Gass' ein,
hört lauter und lauter man „Feuer!“ jetzt schrei'n.

2. Und fürchterlich über die Giebel erhebt sich wirbelnd die
rothbraune Säule; und Hülfe zu bringen die Menge nun strebt,
verachtend in muthiger Eile die stürzenden Balken, die sengende
Glut, und rettet die Menschen und rettet ihr Gut.

3. Ach, aber wer ist dort die weisse Gestalt, in rauchende
Wolken versunken, wo wilder es wirbelt und qualmet und wallt,
durchzuckt von hell-leuchtenden Funken? Die Störchin, die arme,
umkreiset ihr Nest — die hilflosen Jungen, die halten sie fest!

4. Und Mitleid ergreift alle Menschen; man sucht durch Werfen
von Steinen und Stecken, durch lautes Gelärme den Vogel zur Flucht
vom rauchenden Giebel zu schrecken. O eitles Beginnen! Wo sparet
der Muth der Mutter beim sterbenden Kinde das Blut?

5. Und schwärzer und dichter bricht's oben hervor, hoch schlagen
die leuchtenden Flammen; schon züngeln sie prasselnd am Reisig
empor, bald stürzt jetzt der Giebel zusammen. Und Hoffen und
Hülfe die Störchin verlässt; sie sinkt, ihre Flügel verbreitend,
auf's Nest.

6. Und — „Jesus Maria!“ schallt's ängstlich, und kalt durch-
schauert's die Menge; denn oben erblickt sie im Rauch eines Jünglings



Gestalt, den sprühende Funken umtoben. Es hat sein hochschlagendes Herz ihn gemahnt und kühn durch die Flammen den Weg ihm gebahnt.

7. Und Tausende beten: „Belohne den Muth!“ und jauchzen: „Das Ziel ist errungen!“ Hoch hält er empor die gerettete Brut, und es folget die Mutter den Jungen; und jubelnd von brennender Leiter er springt, und jubelnd die Menge den Helden umringt.

8. Und wo er jetzt wandelt, in Stadt und in Land, ihm lohnende Blicke begegnen. Es schütteln die Männer ihm kräftig die Hand, die Herzen der Frauen ihn segnen. Ha! böt' ihm ein König für das einen Thron, er lachte wohl über den ärmlichen Lohn!

9. Es haben die Bücher die mannliche That mit Freuden der Nachwelt verkündet; doch — ungern erzähl' ich es — Niemand noch hat den Namen des Thäters ergründet. Doch fehlt uns darüber auch jeder Bericht, so fehlt er im Buch der Vergeltung doch nicht!

J. M. Usterl.

13. D' Hummele und 's Immi.

1. Was brummt und surrt und schnurrt derher
und schüttelt d' Glöckli hin und her
am Blumenstiel in aller Hast?
Wie meint, sie wotte stürme fast!

2. Es isch e Hummele, si borzt in's Blümli ine, druckt und knorzt, schießt links und rechts und schloht mit Gewalt an Kelch; sie wott's erzwänge halt.

3. 's isch g'münzt drin uf der Blumenstaub! Du bisch kei Narr, nur tusch de z'taub; 's best muß e so verlore goh, 's fällt ab, und du heisch nit dervo.

4. Lug do das Immi nebe dra, wie süßerlig net foht's es a! Subtil siht's uf em Blumerand, streckt's Züngli ufe mit Verstand.

5. Und's schleckt nur do und's schleckt nur dört, es het si kum e Blättli kehrt; 's isch niene grob, potscht nienen a, manierlig, was me sage ka.

6. Glaub niemed's, daß es drum nit b'schieß; do lug me nur e mole d' Füeß! Pumphose het's, wie Gold so gäl, vom allerfinste Blumemehl.

6. Es fliegt dermit zum Blümli us, wit, wit und heim in's Immehus; wie summt's vor Freude, daß es so e Schatz vo Hunig het beko!

8. Und jetzt beheimel b'schließt's en gli in nagelneue Kaste i; 's isch für der Winter g'forgt, wenn's waiht und kuttet und e Schnee buß lait.

9. Kind, sag jetzt: Wer vo Beide g'fallt dir besser? Denk, de waiß es bald und b'finnsch di nit; und weles do es isch, he nu, dem mied i 's noh!

F. H. Meyer-Merian.

14. Die Aehre und die Distel.

Ein frommer Landmann mit silberweissem Haare wandelte mit seinem Enkel, einem Jünglinge, auf dem Felde zur Zeit der Ernte. Da scherzte der Greis mit den Schnittern, wie sie nur Kinder gegen ihn seien, da er mehr denn sechszig Ernten eingebracht.

Nun reichte einer der Schnitter ihm eine Sense; der Greis aber nahm sie und mähte einen Schwaden zu Boden, wie ein rüstiger Jüngling. Und die Schnitter jauchzten und strichen die Sensen ihm zu Ehren.

Der Jüngling, sein Enkel, aber sprach zu ihm: Mein Grossvater, woher hast du ein solch' gutes Alter?

Da antwortete der Greis und sprach: Sieh', mein Sohn, ich habe von Jugend an auf Gott vertraut in guten und bösen Tagen; dadurch habe ich mir den frischen Muth bewahrt. Ich habe fleissig meines Berufes gewartet und treu gearbeitet; dadurch gewann ich des Leibes Stärke und Gottes Segen. Ich wandelte fromm vor Gott und friedsam mit den Menschen; dadurch habe ich mir Friede und Freudigkeit bereitet. Durch die Jahre ist alles dieses in mir gegründet und befestigt worden. Thue dessgleichen, mein Sohn, so wird dein Alter sein, wie eine volle Garbe, die man mit Freuden in die Scheune sammelt.

Womit vergleichest du denn ein böses Alter? fragte der Jüngling. Siehe hier, sagte der Greis, die Distel. Sie stehet einsam und verlassen, und ihr graues Haupt ist ein Spiel der Winde, die sie unbeachtet und unbetrüert verwehen.

Die fruchtbare Aehre sei dir ein Vorbild, und der Anblick der einsamen Distel eine Warnung.

F. A. Krummacher.

15. Die Sonntagsfrühe.

1. Der Samstag het zum Sonntag gseit:

„Sez hani alli schlofe gleit;
 si sin vom schaffe her und hi
 gar sölli müed und schlöfrig gfi,
 und 's got mer schier gar selber so,
 i cha fast uf ke bei me sto.“

2. So seit er, und wo 's zwölfi schlacht, se sinkt er aben in d' mitternacht. Der sunntig seit: „iez isch's an mir!“ Gar still und heimli bschließt er d' thür. Er büselet hinter de sterne no und cha schier gar nit obfi cho.

3. Doch endli ribt er d' augen us, er chunt der sunn an thür und hus; sie schloft im stille chämmerli; er pöpperlet am lädemli; er rüeft der sunne: „d' zit isch do;“ sie seit: „i chum enanderno.“ —

4. Und lisli uf de zeche goht, und heiter uf de Berge stoht der sunntig, und 's schloft alles no; es siet und hört en niemes go; er chunt in's dorf mit stillem tritt und winkt em gul: „verroth mi nit!“

5. Und wemmen endli au erwacht, und gschlofe het die ganzi nacht, so stoht er do im sunneschi, und luegt eim zu den fensteren i mit sinen auge mild und gut und mit em meie uff em hut.

6. Drum meint er's treu, und was i sag, es freut en, wemme schlofe mag, und meint, es seig no dunkel nacht, wenn d'sunn am heitere himmel lacht. Drum isch er au so lisli cho, drum stoht er au so liebli do.

7. Wie glikeret uf gras und laub vom morgenthau der silberstaub! Wie weijet frische meieluft, voll chriesibluft und schleiheduft! Und d'imkli sammler flink und frisch, sie wässe nit, aß 's sunntig isch.

8. Wie pranget nit im garteland der chriesibaum im meiegwand, gel-veieli und tulipa, und sternerblueme nebe dra, und gfüllti zinkli blau und wjß, me meint, me lueg in's paradis!

9. Und's isch so still und heimli do, men isch so ruehig und so fro! Me hört im dorf lei hüft und hott; e gute tag und dank der gott, und 's gitt gottlob e schöne tag, isch alles, was me höre mag.

10. Und 's vögeli seit: „Frili jo! poß taufig, jo, do isch er scho! er dringt jo in sim himmelsglast dur blust und laub in hurst und ast!“ Und 's distelzwigeli vorne dra het 's sunntigröckli au scho a.

11. Sie lüüte weger 's zeiche scho, der pfarer, schint's, well zitli cho. Gang, brich mer eiz aurikli ab, verwüschet mer der staub nit drab; und chüngeli, leg di weidli a, de musch berno ne meie ha!

J. P. Sebel.

16. D' Lerche.

Mitten us der grüene Saat flügt d' Lerche uf, dem Himmel zue, als eb er si am-ene Fädeli hielt; und höher, allemil höher fliegt sie und luegt über Fäld und See, luegt über Wald und Hügel. Der Himmel het ere 's Härzli erfräut und 's Schtimmeli gweckt; sie aber grüekt d' Sonne, hñingt si allemil ifriger, ñigt jetzt schtill höch obe-n-i der blaue Luft, as wenn sie uf em Bode wär; d' Luft isch ihre Baum, und Matte und Chornfäld sind ere Blätter und Schtärnli es Bluescht. Und si schwingt sie ufe und abe, wie von eim Nischli ufs ander.

Nume es gmeins Chleibli het si a, wi's Schpäzli, aber schlant isch sie, het e hälle Blick und es himmlisches Gmüet, isch frei und glücklich in ihre Lüfte, und duet sie das schpizig Schnäbeli uf im Singe, es git es Lied, 's taut eim 's Härz, as eb's vom Himmel chäm. Jetzt verschwindet si i der Luft, aber no tönt lis obe abe ihr Gsang und doch so lut i d' Bruscht; und wieder häller tönt's, und me gseht sie füre cho, wie nes Schtärnli vom Himmel falle; mitte im Fäld, wo's am schönste grüent, dert verschwindet sie. Worum blibt sie nit dobe i-n ihrem Heimet? — Es het ere der Himmel es Fünkli versteckt is Härz, und das goht a, das alai zündet ere no abe uf d' Urde. Jo dert hät sie 's Näschli süberli bettet und zwüsche d' Furre gläit, dert luegt 's Gschpöndli mit scharfe Auglene ihr noh, lit ruehig über den Nilene und chert sie mit sim lange Spore. Der Himmel b'hüetet 's au do unde, versteckt's i die grüene Halme. Die schtrecki si allemil me vo Tag zu Tag und süsele um ins. Fürblueme luege uf ins abe gar fründlich, und d' Halme vergolbe si und werde schwärer. Die Junge bicke d' Nili uf, wärme si a der Sonne und bade im Sand. Jetzt neige si d' Halme und löhnd Chörnli is Näschli falle; wie ifrig bicke die Junge, wie stabre sie mit ihre Flüglene, gumpe uf und luege über's guldig Fäld!

Und mi-ne d'Flügel mache, ziehnd si i d'Höhe, und d'Perche zeigt ene 's
 Heimet. Sie gsehnt vo de Wolche obe abe d'Halme falle unter der
 Sichle; mängs Chörnli ischt aber behinde blibe; si deiles mit de-n-Ari-
 läser. 's Wiseli mag jetzt cho und über d'Schtopple schpringe; 's
 Näschtli ist läär.

Und im Herbst isch der Disch abdeckt; sie singe mit der Wachtle
 ihr Danklied und flüge-n-ufe in ihre Baum. Dert zieht es sie jetzt
 dem Früellig noh über Bärge und Meer go Afrika und mine Gedanke
 ziehnd mit, wie vom Heimweh ergriffe und sueche hinderem Herbst und
 Winter der ewig Früehlig und das ewig Licht. H. Meyer.

17. Der Staar von Segringen.

Selbst einem Staar kann es nützlich sein, wenn er etwas gelernt
 hat, wie viel mehr einem Menschen. — In einem respektabeln
 Dorfe war's, ich will sagen in Segringen, es ist aber nicht dort
 geschehen, sondern hier im Land, und derjenige, dem es begeg-
 net ist, liest es vielleicht in diesem Augenblick, nicht der Staar,
 aber der Mensch. In Segringen der Barbier hatte einen Staar,
 und der wohlbekannte Lehrling gab ihm Unterricht im Sprechen.
 Der Staar lernte nicht nur alle Wörter, die ihm sein Sprach-
 meister aufgab, sondern er ahmte zuletzt auch selber nach, was
 er von seinem Herrn hörte, zum Exempel: Ich bin der Barbier
 von Segringen. Sein Herr hatte sonst noch allerlei Redensarten
 an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel:
 So, so, lala; oder: Par compagnie (das heisst so viel als: in
 Gesellschaft mit Andern); oder: Wie Gott will; oder; Du Dol-
 patsch! So titulirte er nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn
 er das halbe Pflaster auf den Tisch strich, anstatt auf's Tuch,
 oder wenn er das Schermesser am Rücken abzog, anstatt an der
 Schneide, oder wenn er ein Arzneiglas zerbrach. Alle diese
 Redensarten lernte nach und nach der Staar auch. Da nun täg-
 lich viele Leute im Haus waren, weil der Barbier auch Brannt-
 wein ausschenkte, so gab's manchmal viel zu lachen, wenn die
 Gäste mit einander ein Gespräch führten, und der Staar warf
 auch eines von seinen Wörtern drein, das sich dazu schickte,

als wenn er den Verstand davon hätte, und manchmal, wenn ihm der Lehrling rief: Hansel, was machst du? antwortete er: Du Dolpatsch! und alle Leute in der Nachbarschaft wussten von dem Hansel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren, und das Fenster war offen und das Wetter schön, da dachte der Staar: Ich hab' jetzt schon viel gelernt, dass ich in der Welt kann fortkommen, und husch zum Fenster hinaus. Weg war er. Sein erster Flug ging in's Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft anderer Vögel mischte, und als sie aufflogen, flog er mit ihnen; denn er dachte: Sie wissen die Gelegenheit hier zu Lande besser, als ich. Aber sie flogen unglücklicher Weise alle miteinander in ein Garn. Der Staar sagte: Wie Gott will. Als der Vogelsteller kommt und sieht, was er für einen grossen Fang gethan hat, nimmt er einen Vogel nach dem andern behutsam heraus, dreht ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen Finger wieder nach einem Gefangenen ausstreckte, und denkt an nichts, schrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen“, als wenn er wüsste, was ihn retten muss. Der Vogelsteller erschrak anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zuginge; nachher aber, als er sich erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Athem kommen; und als er sagte: Ei, Hansel, hier hätte ich dich nicht gesucht, wie kommst du in meine Schlinge? Da antwortete der Hansel: „Par compagnie.“ Also brachte der Vogelsteller den Staar seinem Herrn wieder und bekam ein gutes Fundgeld. Der Barbier aber erwarb sich damit einen guten Zuspruch; denn Jeder wollte den merkwürdigen Hansel sehen, und wer jetzt noch weit und breit in der Gegend will zu Ader lassen, geht zum Barbier von Segringen.

Merke: So etwas passiert einem Staar selten. Aber schon mancher junge Mensch, der auch lieber herumflankiren, als daheim bleiben wollte, ist ebenfalls par compagnie in die Schlinge gerathen, doch nimmer herausgekommen.

18. Das Spinnlein.

1. Nei, lueget doch das Spinnli a,
wie's zarti Fäde zwirne cha!
Bas Gvatter, meinsch, chasch's au ne so!
De wirsch mer's, trauu, blibe lo;
es macht's so subtil und so nett,
i wött nit, daß i 's z'hajple hätt.

2. Wo het's die fini Riste gno? Bi wellent Meister hechle lo?
Meinsch, wemme's wüßt, wohl mengi Frau, sie wär so gscheit und
holtu au! Jetzt lueg mer, wie's si Füßli setz und d'Ermel streift und
d'Finger neßt.

3. Es zieht e lange Fäde us, es spinnt e Bruck an's Rochbers
Hus, es baut e Landstroß in der Luft, morn hangt sie scho voll
Morgebust; es baut e Fußweg nebe dra, 's isch, daß es enne dure cha.

4. Es spinnt und wandlet uf und ab, pos taufsig, im Galopp und
Trab. — Jetzt goht's rings um, was hesch, was gisch! Sieh'sch, wie
ne Ringli worden isch! Jetzt schießt es zarti Fäden i; wird's öppe
fölle gwobe si?

5. Es isch verstuunt, es haltet still, es weiß nit recht, wo 's ane
will; 'sgoht weger z'ruck, i sieh's em a, 's mueß näumis rechts ver-
gesse ha. Zwor denkt es, sell preßiert jo nit, i halt mi numme uf
bermit.

6. Es spinnt und webt und het kei Rast, jo glücklich, me ver-
luegt si fast. Und s' Pfarrers Christoph het no gseit, 's seig jede
Fäde zemme gleit. Es mueß ein gueti Auge ha, wer's zehlen und
erkenne cha.

7. Jetzt pußt es fini Händli ab, es stoht und haut der Faden ab.
Jetzt sikt es in si Summerhus und luegt die lange Stroßen us. Es
seit: Me baut si halber z'tod; doch freut's ein au, wenn's Hüßli stoht.

8. In freie Lüfte wogt's und schwankt's, und an der liebe Sunne
hangt's; sie schint em frei dur d'Beinli dur, und 's isch em wohl.
In Feld und Flur sieht's Mückli tanze, jung und feiß; 's denkt bi
nem selber: Hätti eis!

9. O Thierli, wie hesch mi verzückt! Wie bisch so chlei und
doch so geschickt! Wer het di au die Sache glehrt? Denk wohl ber,

wonis alli nährt, mit milde Händen alle git. Bis z'frieden! Er vergift di nit.

10. Do chunt e Fliege! Nei wie dumm! Sie rennt em schier gar 's Hüßli um. Sie schreit und winslet Weh und Ach! Du arme Cheker, hesh di Sach! Hesh keini Auge bi der gha! Was göhn di üßi Sachen a!

11. Lueg, 's Spinnli merkt's enanderno, es zuckt und springt und het si scho. Es denkt: I ha viel Arbet gha, jez mueß i au ne Brotis ha! — I säg's jo, der, wo alle git, wenn's Zit isch, er vergift ein nit.

J. P. Sebel.

19. Wie der Wald erwacht.

Wenn noch die Sterne fröhlich am blauen Nachthimmel schimmern, beginnt es im Walde sich zu regen. Die Amsel erwacht, sie schüttelt den Thau von ihrem schwarzglänzenden Gefieder, weht den Schnabel am Zweige und hüpfst höher hinauf am Ahornbaume. Sie verwundert sich fast, daß der Wald noch fortschläft. Zweimal, dreimal ruft sie über die Berge hin. Dann flötet sie mit Macht ihre Weisen, bald lustig, bald klagend. Rasch erwacht nun das Leben im Walde. Der Kuckuck läßt seinen Lockruf hören. — Aus den Schornsteinen im Dorfe erheben sich bläuliche Rauchsäulen; in den Gehöften bellen hin und wieder die Hunde; eine Kuhglocke ertönt. Nun erheben sich alle Vögel aus ihren dunkeln Büschen. Wie manches kleine, arme Vögelein lebt freudig auf! Hat es doch eine bange, angstvolle Nacht hinter sich. Es saß auf seinem Zweige, den Kopf in's Gefieder gedrückt. Da flog im Sternenscheine eine Gule durch die Bäume und wählte sich eine Beute. Aus seinem Eichhornneste kam der Marder herunter. Durch das Gebüsch schlich der lauernernde Fuchs. Das Vögelein sah alle. In der Luft, auf dem Baume, auf dem Boden lauerte das Verderben viele Stunden lang. Angstvoll saß es und wagte sich nicht zu regen. Ein paar junge Buchenblätter verdeckten und schützten es. Wie fröhlich hüpfst es jetzt hervor, da es Tag wird! In klaren Schlägen ruft der Buchfink; hell singt das Rothkehlchen vom

Wipfel des Lärchenbaumes, der Weidenzeisig im Erlengebüsch. Dazwischen trillert der Hänfling, kollert die Baummeise, jubelt der Distelfink, quiekt der Zaunkönig, piept das Goldhähnchen, trommeln die Spechte.

Wenn aber am Mittage die Sonne heiß auf den Boden scheint, dann kommen auch für den Wald einzelne Stunden der Ruhe. Leise nur zittern einige Blätter. Hier und da zieht ein Schmetterling durch das sonnige Grün dahin. Dort flirrt eine goldglänzende Fliege oder eine blauschimmernde Libelle. Still nagt die Raupe am jungen Blatte. Sonst herrscht eine ängstliche Stille.

Fr. von Eschsch.

20. Das Gewitter.

Die Sonne verbirgt sich hinter den schwarzen Wolkengebirgen, die Nacht überwältigt den Tag; Die Lüfte heulen, die Wälder rauschen, die wirbelnden Stürme, die Vorboten des nahen Donners, treiben Sand und Staub und Blätter mit einem bangen Getöse umher; die Wellen der Flüsse empören sich, brausen und wälzen sich ungestüm fort. Es fliehen die scheuen Thiere den Felshöhlen zu, mit ängstlichem Geschwirre flattern die Vögel unter Dächer und Bäume, der Landmann eilt nach seiner Hütte, Felder und Gärten werden verlassen. Das Herz kämpft mit verschiedenen Leidenschaften, will seine Furcht verbergen, die in allen Gebeinen zittert, und arbeitet, sich mit Standhaftigkeit und Ruhe zu waffnen. Indessen wird die über die Erde ausgebreitete Nacht immer fürchterlicher, und aus der Ferne murmelt schon eine dumpfe Stimme die Drohungen des kommenden Donners her, dem Ohre immer hörbarer. Auf einmal scheint sich das ganze Gewölbe des Himmels zu zerreißen; ein erschreckliches Krachen erfüllt den weiten Luftraum, die Erde bebt, und alle Widerhalle in den Gebirgen werden erregt. Vor jedem Schlage des Donners fahren die flammenden Blitze Strahl auf Strahl aus, durchkreuzen die schwülen Lüfte und schlängeln sich an den Spitzen der Berge herab und werfen Feuer in die ödesten Abgründe. Die Schleusen des Himmels lösen sich von ihrer Last und stürzen in ganzen Fluten herab, und indem die Wolken

unter dem Kampfe der Winde von einer Gegend in die andere sich fortjagen, so tobt das wilde Geplätscher auf den dürren Erdboden herunter.

Hirschfeld.

21. Des Knaben Berglied.

1. Ich bin vom Berg' der Hirtentnab', seh' auf die Schlösser all' herab; die Sonne strahlt am ersten hier, am längsten weilet sie bei mir: Ich bin der Knab' vom Berge!

2. Hier ist des Stromes Mutterhaus, ich trink' ihn frisch vom Stein heraus. Er braust vom Fels im wilden Lauf; ich fang' ihn mit den Armen auf: Ich bin der Knab' vom Berge!

3. Der Berg, der ist mein Eigenthum, da zieh'n die Stürme rings herum; und heulen sie von Nord und Süd, so überschallt sie doch mein Lied: Ich bin der Knab' vom Berge!

4. Sind Blitz und Donner unter mir, so steh' ich hoch im Blauen hier; ich kenne sie, ruf' ihnen zu: Laßt meines Vaters Haus in Ruh'! Ich bin der Knab' vom Berge.

5. Und wann die Sturmglock' einst erschallt, manch' Feuer auf den Bergen wallt: dann steig' ich nieder, tret' in's Glied und schwing' mein Schwert und sing' mein Lied: Ich bin der Knab' vom Berge!

2. Uhland.

22. Der Schweizerknabe.

Mein Vater ist gegangen mit an des Landes Mark.

Sie woll'n den Feind empfangen, mein Vater ist auch stark.

Die Mutter weint beim Scheiden und auch das klein're Kind.

Mir schlug das Herz in Freuden, die Fahne flog im Wind.

Für unsern Vater beten wir jetzo spät und früh.

Gott mög' ihn uns erretten von Krieges Noth und Müh'.

So schaut auch zu den Sternen der Vater um Mitternacht.

So wissen wir in Fernen uns Beide wohl bedacht.

Gott liess uns nicht verderben, als Tell vom Knaben schied.

Und sollt' mein Vater sterben, geht er zum Winkelried.

A. E. Fröhlich.

23. Niklaus Thut.

1. Gen Sempach zog für Oestreichs Macht Zofingen's Fähnlein in die Schlacht; das Fähnlein aber trug mit Muth voran der Schultheiss Niklaus Thut.

2. Bald war mit Schwert und Hallebart ihr Harst um Leopold geschaart. Bald standen sie zum heissen Streit in grünem Wiesen- grund gereiht.

3. Bald brachte aus des Waldes Nacht der Feind die wilde Männerschlacht. Bald schien dem Adel, felsgekeilt, glorreich schon gar der Sieg ereilt.

4. Da kam der Eidgenossen Heil, Struth Winkelried, und brach den Keil. Er sprang in Oestreichs Speerwald ein und riss den Seinen Bahn daren.

5. Ihm nach wie Blitzschlag fuhr sogleich der Tod in's Herz von Oesterreich. Und Eich' auf Eiche schlug er hin, kein Schild, kein Panzer hemmte ihn.

6. Und selbst der Herzog hochgemuth sank sterbend in sein junges Blut. Doch in des Kampfes höchster Glut stand immer noch der Schultheiss Thut.

7. Er stand als wie ein Riesenthurm und hielt sein Fähnlein fest im Sturm. Und um ihn, trotzend der Gefahr, stritt leugleich seine treue Schaar.

8. Doch Alles schwankt zuletzt und fällt; er steht von Allen losgeschält. Da trifft der grimme Tod auch ihn; er stöhnt und stürzt auf's Fähnlein hin.

9. Und röchelnd reisst er's noch vom Schaft, zu retten es der Bürgerschaft. Tags d'rauf da zieht man klagend aus, holt seine Todten still nach Haus.

10. Man fand die ganze treue Schaar gefällt, wo sie gestanden war. Der Schultheiss lag in blut'gem Sumpfe, das Schwert bis zu dem Knaufe stumpf.

11. Und in der Linken hielt mit Kraft er todesstarr des Banners Schaft. Allein das Banner misste man und fand dafür sein Blut daran.

12. So werden sie nach Haus geführt und schlicht mit Kreuz und Kranz geziert. Man trägt mit Sang und Glockenklang sie Mann für Mann die Stadt entlang.

13. Man stellt sie all' in's Todtenhaus zu öffentlichen Ehren aus. Und klagend wiederhallt's im Chor, dass Haupt und Banner man verlor.

14. D'rauf hielt der Weibel treu die Nacht bei seinem Schult- heiss Leichenwacht. Der schlief auf seiner Todtenbahr' so schön in grauem Bart und Haar.

15. Er sah den Herren weinend an, von dem er einst so viel empah'n. Er strich den Bart ihm aus dem Mund, auf dass er ihn noch küssen kunnt!

16. Da nahm er, siehe, wunderbar im blassen Mund ein Tüchlein wahr. Er fasst es an, er zieht's hervor, er schaut es an, er hält's empor.

17. Er ruft, als er das Wappen sah: „Glück auf, das Banner ist noch da!“ Gesungen ward's in Spruch und Reim: „Der Schultheiss bracht's im Munde heim!“

18. Und noch erzählt sich's Jung und Alt, dass jeder treu des Amtes walt', und ob er hoch, ob niedrig steh', wie Niklaus Thut zum Fähnlein seh'!

Augustin Keller.

24. Bilder der Eintracht.

- | | |
|---|---|
| <p>1. Allwärts treu wie Stammgenossen
halten sich die Berg' umschlossen;
hochgebrüstet, wohlgerüstet
steh'n die Helden in der Rund:
Kräftig ist der Schweizerbund.</p> | <p>2. Thale sich an Thale neigen;
Firnen über Höhen steigen.
Seid willkommen, Gott willkommen!
grüsst Geläut aus jedem Grund:
Friedsam ist der Schweizerbund.</p> |
| <p>3. Bäch' und Ström' entgegenwallen
sich in hellem Jubelschallen;
einig schreitend, Glanz verbreitend,
thun sie Glück der Eintracht kund:
Heilvoll ist der Schweizerbund.</p> | |

A. E. Fröhlich.

25. Grenzlauf.

Ueber den Kluspass und die Bergscheide hinaus vom Schächenthale weg erstreckt sich das Urnerbiet am Fletschbache fort und in Glarus hinüber. Einst stritten die Urner mit den Glarnern bitter um ihre Landesgrenze, beleidigten und schädigten einander täglich. Da ward von den Biedermännern der Ausspruch gethan: Zur Tag- und Nachtgleiche solle von jedem Theil frühmorgens, sobald der Hahn krähe, ein rüstiger, kundiger Felsgänger ausgesandt werden und jedweder nach dem jenseitigen Gebiet zulaufen und da, wo sich beide Männer begegneten, die Grenzscheide festgesetzt bleiben, das kürzere Theil möge nun fallen diesseits oder jenseits. Die Leute wurden gewählt, und man dachte besonders darauf, einen solchen Hahn

zu halten, der sich nicht verkrähe und die Morgenstunde auf das allerfrüheste ansage. Und die Urner nahmen einen Hahn, setzten ihn in einen Korb und gaben ihm sparsam zu essen und zu saufen, weil sie glaubten, Hunger und Durst werde ihn früher wecken. Dagegen die Glarner fütterten und mästeten ihren Hahn, dass er freudig und hoffärtig den Morgen grüssen könne, und dachten damit am besten zu fahren. Als nun der Herbst kam und der bestimmte Tag erschien, da geschah es, dass zu Altorf der schmachtende Hahn zuerst erkrähte, kaum wie es dämmerte; und froh brach der Urner Felsenklimmer auf, der Marke zulaufend. Allein im Linththal drüben stand schon die volle Morgenröthe am Himmel, die Sterne waren verblichen, und der fette Hahn schlief noch in guter Ruh'. Traurig umgab ihn die ganze Gemeinde; aber es galt die Redlichkeit, und keiner wagt' es, ihn aufzuwecken. Endlich schwang er die Flügel und krähte. Aber dem Glarner Läufer wird's schwer sein, dem Urner den Vorsprung wieder abzugewinnen! Aengstlich sprang er und schaute gegen das Scheideck. Wehe! da sah er oben am Giebel des Grats einen Mann schreiten und schon bergabwärts niederkommen; aber der Glarner schwang die Fersen und wollte seinem Volke noch vom Lande retten so viel, als möglich. Und bald stiessen die Männer auf einander, und der von Uri rief: „Hier ist die Grenze!“ „Nachbar,“ sprach betrübt der von Glarus, „sei gerecht und gib mir noch ein Stück von dem Weidland, das du errungen hast!“ Doch der Urner wollte nicht; aber der Glarner liess ihm nicht Ruh', bis er barmherzig wurde und sagte: „So viel will ich dir noch gewähren, als du, mich an deinem Halse tragend, bergan läufst.“ Da fasste ihn der rechtschaffene Sennhirt von Glarus und kam noch ein Stück Felsen hinauf, und manche Tritte gelangen ihm noch; aber plötzlich versiegte ihm der Athem, und todt sank er zu Boden. Und noch heutigen Tags wird das Grenzbächlein gezeigt, bis zu welchem der einsinkende Glarner den Urner getragen habe. In Uri war grosse Freude ob ihres Gewinnes; aber auch die zu Glarus gaben ihrem Hirten die verdiente Ehre und bewahrten seine Treue in steter Erinnerung. J. R. Wyss.

26. Auf der Eisliffuh.

- Fremder: 1. Was thürmt sich dort in blauer Ferne
die Riesenschaar im Bogenkreis?
Was flimmert hell, wie Wandelsterne,
und steht doch strack und starr, wie Eis?
- Führer: 2. Das ist, von Dichtern hochgepriesen,
der grauen Alpen altes Heer;
der Himmel hat den mächt'gen Riesen
geschmiedet Helm und Schild und Speer;
drum, siehe, blinken sie so sehr.
- Fremder: 3. Was glänzt' wie blanke Silberfaden,
im grünen Grund gewoben, hier,
worin sich Thal und Hügel baden
und holen ihre Blumenzier?
- Führer: 4. Das sind die Bäche und die Flüsse,
die wirken ohne Ruh' und Rast;
dem Lande bringen ihre Güsse
an Gold und Silber schwere Last;
drum glänzen sie mit solchem Glast.
- Fremder: 5. Weiß ist der reiche, schöne Garten,
wo Hügel grün an Hügel schwillt,
und Lust und Segen aller Arten
in Tiefen und auf Höhen quillt?
- Führer: 6. Das Land gehöret einem Volke,
deß' frohes, freies Schweizerblut
bei Sonnenschein und Regenwolke
in Haus und Felde nimmer ruht;
drum blüht der Garten auch so gut.
- Fremder: 7. So sind das, dent' ich, Schattenhaine,
die in den Thalen blühend steh'n;
das Gartenhäuser, wie ich meine,
die ringsum ab den Bergen seh'n?
- Führer: 8. Nein, Dörfer sind's in grünen Bäumen,
und frohe Städtchen allzumal,
und Burgen das mit öden Räumen.
Einst hausten Herren d'rin im Saal;
sie wohnen friedlich heut' im Thal.

27. Die ewige Burg.

1. Der Meister, der sie baute, stand auf dem höchsten Thurm,
vom Blitz umflammt, und schaute hernieder in den Sturm.
2. Der Blitz zerbrach die Krallen sich an der Felsenzinn';
umsonst an Säul' und Hallen warf sich der Donner hin.
3. Da rief der alte Meister den Bauvers über's Haus,
dass selbst des Donners Geister verstummen voller Graus.
4. „Von Vesten und Burgen allen bist du zu höchst gestellt;
du sollst nicht brechen, noch fallen vor'm Untergang der Welt!“
5. Viel Burgen sind erbauet seitdem zu Schutz und Streit;
doch allesammt erschauet in Trümmern bald die Zeit.
6. Nur noch die Eine raget zum Himmel mächtig auf,
roth, wann die Sonne taget, roth, wann sie schliesst den Lauf.
7. Felshöhlen sind die Dämme, die Gräben — blaue See'n,
die Zinnen — Bergeskämme, die Erker — blumige Höh'n.
8. Engpässe sind die Thüren, die Zimmer Thal an Thal;
und Höf und Gärten zieren Springbrunnen ohne Zahl.
9. Und Männer sind die Hüter, ihr Zeichen ist das Kreuz,
Freiheit ihr Gut der Güter, ihr Name heisst — die Schweiz.

J. G. Müller.

28. Mein Heimatland.

1. O mein Heimatland! O mein Vaterland!
Wie so innig, feurig lieb' ich dich!
Schönste Ros', ob jede mir verblich,
duftest noch an meinem öden Strand!
2. Als ich arm, doch froh, fremdes Land durchstrich,
Königsglanz mit deinen Bergen mass,
Thronenflitter bald ob dir vergass:
wie war da der Bettler stolz auf dich!
3. Als ich fern dir war, o Helvetia!
fasste manchmal mich ein tiefes Leid;
doch wie kehrte schnell es sich in Freud',
wenn ich einen deiner Söhne sah!
4. O mein Schweizerland, all' mein Gut und Hab'!
wenn dereinst mein banges Stündlein kommt,
ob ich Schwacher dir auch nichts gefrommt,
nicht versage mir ein stilles Grab!
5. Werf' ich ab von mir dies mein Staubgewand,
beten will ich dann zu Gott dem Herrn:
„Lasse strahlen deinen schönsten Stern
nieder auf mein irdisch' Vaterland!“

Gottfried Keller.

29. Der kleine Hydriot.

Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein,
da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein.
Er lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand
und in die Fluten tauchen bis nieder auf den Sand.
Ein Silberstücklein warf er dreimal in's Meer hinab,
und dreimal musst' ich's holen, bis er's zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hiess in ein Boot mich geh'n.
Er selber blieb zur Seite mir unverdrossen steh'n;
wies mir, wie man die Woge mit scharfem Schlege bricht,
wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.

Und von dem kleinen Kahne ging's flugs in's grosse Schiff;
Da trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.
Ich sass auf hohem Maste, schaut' über Meer und Land;
Wie schwebten Berg und Thürme vorüber mit dem Strand!
Der Vater hiess mich merken auf jedes Vogels Flug,
auf jeden Windes Wehen, auf aller Wolken Zug.
Und bogen dann die Stürme den Mast bis auf die Flut,
und spritzten da die Wogen hoch über meinen Hut,
so sah der Vater prüfend mir in das Angesicht.
Ich sass in meinem Korbe und rüttelte mich nicht.
D'rauf sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so roth:
„Glück zu, hoch auf dem Maste, du kleiner Hydriot!“

Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand,
und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.
Er mass mich mit dem Blicke vom Kopf bis zu den Zeh'n;
mir war's, als thät sein Auge hinab in's Herz mir seh'n.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel und schaut' es sicher an,
und däuchte mich zur Stunde nicht schlechter, als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so roth:
„Glück zu mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!“

Wilhelm Müller.

30. Die Schwämme.

Die Mutter schickte einst die kleine Katharina in den Wald,
Schwämme zu holen, die der Vater sehr gerne aß. „Mutter“,
rief das Mädchen, als sie zurückkam, „diesmal habe ich recht
schöne bekommen! Da sieh' nur“, sagte sie und öffnete das
Körbchen, „sie sind alle so schön roth, wie Scharlach und wie
mit Perlen besetzt. Es gab wohl noch von jenen grauen, un-
ansehnlichen, von denen du neulich brachtest. Sie waren mir
aber zu schlecht, und ich ließ sie stehen.“

„O du einfältiges, thörichtes Kind!“ rief die erschrockene Mutter, „diese schönen Schwämme sind trotz Scharlach und Perlen lauter giftige Fliegenschwämme, und wer davon ißt, muß sterben. Jene grauen aber, die du verschmähest, sind ungeschätzt ihres schlechten Aussehens gerade die besten.“

Und so, liebes Kind, ist es noch mit vielen Dingen in dieser Welt. Es gibt bescheidene Tugenden, die wenig Aufsehen machen, und glänzende Fehler, die der Thor bewundert. Ja, die Sünde selbst sucht uns durch angenehmen Schein zu verführen. Allein:

Die Sünde, die uns Lust verspricht,
ist süßes Gift, — o trau' ihr nicht!“ Chr. Schmid.

31. Das Eichhörnchen und seine Mutter.

Ein Eichhörnchen hörte schon an seiner Mutter Brust den Wohlgeschmack der Mandeln preisen. So wie der Sommer wuchs, wuchs auch mit ihm die Lust, von dieser Fürstencost zu speisen. Die Zeit erscheint; die Frucht wird abgepflückt; der kleine Näscher beißt entzückt die bitt're Schelfe durch und stampft und grinst und spuckt. Ein Thor ist, rief er aus, wer solches Zeug verschluckt. Gewiß, die Mutter hat mich nur geneckt. Ich schenk' ihr meinen Theil an diesem Göttermahle. Allein, laß seh'n, was tiefer unten steckt! Er räumt die Hülse weg und kommt nun auf die Schale. „Was ist denn das? Verwünscht, ein Kieselstein? Nein, nein, zum dritten Mal will ich der Narr nicht sein. Fort mit der dummen Frucht!“ — Sie flog in einen Graben. Die Mutter, die kein Wort vom Selbstgespräch verlor, sprang nun aus einem Busch hervor. Du zürnst umsonst, sprach sie zum naseweisen Knaben, und brach den Kiesel auf; an dir nur liegt die Schuld. Ein wenig Arbeit mehr, ein wenig mehr Geduld, so würdest du den Kern gefunden haben.

G. K. Pfeffel.

32. Der Igel und der Maulwurf.

Der Igel, als er spürte, dass der Winter sich nahe, bat den Maulwurf, ihm ein Plätzchen in seiner Höhle einzuräumen, damit er hier gegen die Kälte geschützt sei. — Der Maulwurf

war es zufrieden. Doch kaum hatte der Igel den Einlass erhalten, so machte er es sich bequem, spreitete sich aus, und sein Wirth stach sich alle Augenblicke, bald hier, bald da, an des neuen Gastes Stacheln.

Jetzt erkannte der arme Maulwurf seine Uebereilung, schwur hoch und theuer, dass dies ihm unerträglich sei, und bat den Igel, wieder hinauszugehen, weil seine kleine Wohnung unmöglich Beide fassen könne. Aber der Igel lachte und sprach: „Wem es hier nicht gefällt, der weiche! Ich für meine Person bin wohl zufrieden und bleibe.“

Ueberlege ja erst mit Bedacht, wen du in deine engere Gesellschaft aufnehmen willst; du könntest, wenn es ein Unerträglicher wäre, sonst bald mit deinem Schaden ihm Platz machen müssen.

A. G. Meissner.

33. Dankbarkeit.

Als in der Schlacht bei Kappel (1531) bereits eine große Anzahl der Zürcher gefallen und ihre Heerordnung vom Feinde durchbrochen war, suchte der Feldhauptmann, Burgermeister Johann Rudolf Lavater, durch lauten Zuruf seine Kampfgenossen zu erneuertem Widerstande zu ermuntern. Vergeblich! Die siegreichen Feinde stürmten mit furchtbarer Gewalt in die zerstreuten Haufen der Zürcher, welche nun größtentheils in eiliger Flucht das Schlachtfeld verließen. Auch Lavater wurde vom Strom der Flüchtigen fortgerissen. Sein Pferd wollte über einen tiefen Graben setzen, stürzte aber, und Lavater, von dem Fall in den Graben betäubt, verlor Kraft und Bewußtsein. Schon stürmten die Feinde unter wildem Geschrei näher heran; doch ein Kriegsmann aus einer zürcherischen Schaar hatte den Sturz des Feldhauptmanns wahrgenommen und sprang sogleich in den Graben, um den Hülflosen zu retten. Nur mit der größten Anstrengung und mit eigener Lebensgefahr gelang es ihm, den bewußtlosen Feldhauptmann in Sicherheit zu bringen. Einige Zeit nachher erkundigte sich Lavater nach seinem Retter und erfuhr, es sei derselbe ein Heinrich Gut von Ottenbach. Der Mann wurde nun eingeladen, vor dem Burgermeister zu erscheinen, und dieser

danke in herzlichen Worten und bot jenem reichliche Geschenke. Da trat Gut näher heran, blickte dem Bürgermeister treuherzig in's Antlitz und sprach: Herr, Ihr habet mir nicht zu danken; denn ich that nur meine Schuldigkeit und bin Euch zudem längst verpflichtet, da Ihr mir einst eine so große Wohlthat erwiesen habet. Ich war unter Euerem Banner in Italien, und als wir an einem heißen Tage einen weiten und beschwerlichen Marsch zu machen hatten, da lechzte ich vor Durst und sank ermattet auf's Feld. Ich würde da verschmachtet sein; doch Ihr kamet in meine Nähe und botet mir Labung und Stärkung, indem Ihr mir einen frischen Trunk reichtet. Herr, dieses Werk der Barmherzigkeit konnt' ich nie vergessen. In der Schlacht blieb ich in Eurer Nähe, und als ich die Gefahr wahrnahm, da eilte ich zur Rettung. Ich preise Gott, daß es mir vergönnt war, Euch meine Liebe und Dankbarkeit zu bezeugen. Th. Scherr.

34. Der Löwe von Florenz.

1. Der Löw' ist los! Der Löw' ist frei!
Die eh'rnen Bande sprengt' er entzwei!
Zurück, daß ihr den sträflichen Muth
nicht schrecklich büßet mit eurem Blut!

2. Und Jeder sucht mit scheuer Eil' im Innern des Hauses
Schutz und Heil; auf Markt und Straßen rund umher ward's plöß-
lich still und menschenleer.

3. Ein Kindlein nur, sein unbewußt, verloren in des Spieles
Luft, fern von der sorglichen Mutterhand, saß auf dem Markt am
Brunnenrand.

4. Wohl Viele sahen von oben herab; sie schauten geöffnet des
Kindleins Grab; sie rangen die Hände und weinten sehr und blickten
zagend nach Hülf' umher.

5. Doch Keiner wagt, das eigene Leben um des fremden willen
dahin zu geben; denn schon verkündet ein nahes Gebrüll das Ver-
berben, das Jedermann meiden will.

6. Und schon mit rollender Augen Blut erleckt der Löwe des Kindleins Blut; ja, schon erhebt er die grimmigen Klau'n; o, qualvoll, herzerreißend zu schau'n! —

7. So rettet nichts das zarte Leben, dem gräßlichen Tode dahin gegeben? — Da plötzlich stürzt aus einem Haus mit fliegenden Haaren ein Weib heraus.

8. Um Gotteswillen, o Weib, halt' ein! Willst du dich selbst dem Verderben weih'n? Unglückliche Mutter, zurück den Schritt; du kannst nicht retten, du stirbst nur mit!

9. Doch furchtlos fällt sie den Löwen an, und aus dem Machen mit scharfem Zahn nimmt sie das unverletzte Kind in ihren rettenden Arm geschwind.

10. Der Löwe stutzt, und unverweilt mit dem Kinde die Mutter von dannen eilt. Da erkannte gerührt so Jung, wie Alt, des Mutterherzens Allgewalt.

Bernhardi.

35. Der Rabe und die Pfauen.

Ein Rabe überhob sich im Hochmuth und ward so eitel, dass er die ausgefallenen Pfauenfedern sammelte und sich selbst damit zierte. Darnach ward er so übermüthig, dass er sein Geschlecht der Raben verschmähte und sich unter die Pfauen mischte. Als aber die Pfauen den schnöden Raben sahen und merkten, dass er mit ihrer Kleidung gross thun wollte, erzürnten sie sich über ihn und rauften ihm seine fremden Federn aus und kratzten ihn so, dass er, hart verwundet, für todt liegen blieb. Als er sich aber wieder erholt hatte, schämte sich der arme Rabe, neuerdings zu seinem Geschlecht der Raben zu kommen; denn er hatte sie verschmäht und im Uebermuth verachtet, als er mit den Pfauenfedern geschmückt umherging. Als er endlich in Sorgen zu ihnen kam, sprach einer der Raben zu ihm: „Schämst du dich nicht deines Uebermuthes, dass du dich höher erheben willst, als deinem Geschlechte zugehört? Hättest du die Kleider behalten, die dir die Natur gegeben, so wärest du nicht hinweg von uns in fremde Gesellschaft getrieben und auch von den Pfauen nicht mit Kratzen und Beissen misshandelt und bis auf den Tod verwundet worden.“

Simrock.

36. Der Unzufriedene.

1. Es hät's doch au kei Mensch ä so uf dere Welt, wie-n-ich.
I hä's scho allweg z'Hande guo und wirde doch nit rich.
2. Und meine doch, i hufi au, se vil i immer cha. Und was i gseh, sind d'Chind und d'Frau bim Grülle bständig dra.
3. Und wol's nit ge, und wol's nit ge; was das au tufigs sei! Wie mueß i's denn au z'Hande neh? 's ist doch kei Hererei.
4. Wie Mängem alls am Schnürli goht! Und ich, ihr liebe Vüt! mueß huse, werche früh und spot und chumme doch zu nüt.
5. Ach 's GroÙe Marx, de hät jeh scho en Stier und zwo, drei Chüh, und ich zwei Weißli, jeger o! au gar keis öppedie.
6. Und 's Gigers Heiri uff der Gof hät gwüß scho Säck voll Geld. Nei, 's ist doch au e großi Strof, daß so ist uf der Welt!
7. Daß mänge dumm eifältig Tropf bei cha zu öppis cho, und mänge gschid und wißig Kopf mueß hinne-n abe goh.
8. Und 's Friedli's Hans im Mätteli hät gester Hauptmä g'ge, und i bi nu de Väledi, mi Frau s' Ehliheiri's Bre.
9. Ach, daß i au so ungeschickt bi, und nüt so mache cha! Mueß i denn au mi Lebzig si e so en gstrofte Ma?
10. Doch fang i wieder neuli a, will huse früe und spot und alli Bitzli zäme ha, daß doch nüt z'nüte goht.
11. Dänn git's es scho. Es Fäsli Chorn macht z'letst es Viertel us. Es Käppli hüt, es Käppli morn, git z'letst en Gulbi drus.
12. Dänn gib i no en riche Ma, wenn's ase goht, wie's sött; dänn wott i Alles schöner ha. Ach, wenn i's nu scho hätt! Stuß.

37. Die Schuße und zwei Thaler.

Ein junger Engländer von achtzehn bis zwanzig Jahren, der in Lausanne studirte, ging eines Abends mit dem Professor Durand, den man nur den Studentenfreund nannte, in der Umgegend der Stadt spazieren. Während sie nun so neben einander gingen, sahen sie neben dem Wege ein Paar kothige

Schuhe liegen, die, wie sie vermutheten, einem armen, auf dem nahen Acker arbeitenden Manne gehören mußten. Der Jüngling wandte sich zum Professor mit den Worten: „Wir wollen dem Manne einen Streich spielen, ihm seine Schuhe verbergen und uns dann hinter das nahe Gebüsch verstecken, um ihn zu belauschen und seine Verlegenheit zu sehen, wenn er seine Schuhe nicht mehr finden wird.“ — „Mein lieber Freund,“ entgegnete der Professor, „man muß nie auf Unkosten der Armen sich lustig machen. Sie sind reich und daher im Stande, sich und dem armen Manne zugleich ein viel schöneres Vergnügen zu bereiten. Legen Sie in jeden Schuh einen Thaler, und dann wollen wir uns verbergen.“ Der Student gehorchte, und jetzt stellte er sich mit dem Professor hinter das Gebüsch, durch welches hindurch sie jedoch den Bauer bequem beobachten konnten. Bald hatte der arme Mann seine Arbeit vollendet und ging den Acker entlang dem Wege zu, an welchem er sein Wams und seine Schuhe niedergelegt hatte. Während er das erstere anzog, schlüpfte er auch mit dem einen Fuße in einen seiner Schuhe; er fühlte etwas Hartes, bückte sich und fand den Thaler. Erstaunen und Verwunderung malte sich auf seinem Gesichte; er besah den Thaler, kehrte ihn um und besah ihn noch einmal und abermals; jetzt wandte er seinen Blick nach allen Seiten hin, sah aber Niemand. Nun steckte er das Geld in die Tasche und wollte den andern Schuh auch anziehen; aber wie groß war seine Ueberraschung, da er nun den andern Thaler fand! Das Gefühl überwältigte ihn, er fiel auf die Kniee, blickte gen Himmel und rief aus: „O Herr, mein Gott, so ist es doch wahr, daß du diejenigen nicht verlässest, die auf dich trauen! Du wußtest, daß meine Kinder kein Brot haben, und daß mein Weib krank darnieder liegt, und daß ich rath- und hilflos war. Da hast du mir, du lieber himmlischer Vater, durch ein zum Wohlthun geneigtes Herz dieses Geld zugesandt, damit mir geholfen würde! Ach, daß meine Seele deine Güte erkannte, und daß ich dir meine Dankbarkeit bis in den Tod bezeigen könnte! Das Werkzeug deiner barmherzigen Hülfe aber jegne reichlich, du Vergelter alles Guten, mit deinem besten Segen!“

Der Jüngling stand da in tiefer Rührung, und Thränen beneigten seine Augen. „Nun,“ sagte Durand, „sind Sie jetzt nicht vergnügter, als Sie es gewesen wären, wenn Sie Ihren Streich ausgeführt hätten?“ — „Ach, mein theurer, lieber Herr Professor!“ erwiderte der Jüngling, „Sie haben mir hier eine Lehre gegeben, die ich nimmermehr vergessen will; ich fühle jetzt die Wahrheit des schönen, aber bisher nie verstandenen Wortes: Geben ist seliger, denn Nehmen. Nie sollten wir uns dem Armen nahen, als mit dem Wunsche, ihm Gutes zu thun.“ *J. v. Sebel.*

38. Zwei Bäche.

„Lass uns,“ sprach ein Bach zum andern,
 „lustig durch die Thäler wandern;
 Blumenmatten, Wald und Lieder
 rufen uns zu sich hernieder.“

„Warte doch,“ sprach der Geselle,
 „noch zu klein ist uns're Welle;
 du verlörest dich in Bälde
 auf dem breiten Sonnenfelde.
 Birg dich vor den gier'gen Strahlen,
 stärke dich in Bergesgründen!
 Doppelt wirst du dann in Thalern
 Freuden finden und verkünden.“

Doch umsonst zurückgerufen,
 sprang von des Gebirges Stufen
 jener mit Gejauchz' hinab
 in sein frühes Freudengrab.

Und der and're suchet Nahrung
 in des tiefen Schachts Verwahrung;
 und es sprudelt seine Welle
 jetzo von des Berges Schwelle,
 heilsam jedem, der begegnet,
 alle segnend, allgeseget.

A. E. Fröhlich.

39. Der Einsiedler und der Bär.

Ein Einsiedler hatte sich einen jungen Bären auferzogen und durch Futter, Schläge und manche Mühe ihn so zahm

wie einen Hund gemacht. Oft brachte nun der Bär seinem Erzieher ein ansehnliches Stück Wildbret heim, trug Holz und Wasser herbei, bewachte seine Hütte, kurz, er leistete ihm Dienste aller Art. Einst lag an einem Sommertage der Einsiedler im Graße hingestreckt und schlief. Neben ihm saß sein Bär und wehrte die Fliegen ab, die den Greis schaarenweise umschwärmten. Vorzüglich quälte ihn eine; schon zehnmal hatte der Bär sie fortgejagt, und immer kam sie wieder. Jetzt setzte sie sich abermals auf die Stirne des Schlafenden; da rief der Bär unwillig aus: „Warte! Warte! ich will dich wegbleiben lehren!“ Bei diesen Worten ergriff er einen Stein, zielte richtig und zerschmetterte die Fliege, aber freilich mit ihr auch den Kopf des Alten.

Wähle dir keinen einfältigen, keinen rohen Menschen zum Freunde! Selbst mit dem besten Willen kann er dir oft mehr schaden, als dein ärgster Feind.

J. K. Lavater.

40. Der Löwe und die Mücke.

Als der Löwe einst den Wald durchtobte und alle Thiere vor ihm erschrocken flohen, forderte ihn eine kühne Mücke zum Zweikampfe heraus. Mit Hohngelächter nahm der Löwe denselben an; aber rasch flog die Mücke in seine Nasenlöcher und zerstach sie ihm dergestalt, dass er voll Wuth mit seinen eigenen Klauen sich zerfleischte und nach langem, fruchtlosem Sträuben doch endlich gestehen musste, er sei überwunden. Denn auch Schwäche besiegt durch Geschicklichkeit oder List zuweilen den Starken; darum poche dieser nie auf seine Kraft!

Nicht wenig stolz auf ihren Sieg schwang sich nun die Mücke empor und eilte, diesen Triumph ihren Gespielen, oder — wo möglich — dem ganzen Walde zu verkündigen. Doch in dieser Eile sah sie das Gewebe einer nahen Spinne nicht, ward verstrickt und musste nun einen Tod erleiden, der ihr um so schmerzlicher fiel, je verächtlicher dieser zweite Feind gegen den ersten, überwundenen, war. Darum überhebe dich nicht deines Glückes! Stolz und Unvorsichtigkeit sind des Untergangs gewöhnliche Vorboten.

A. G. Meissner.

41. Der Fuchs und der Hahn.

In einer kalten Winternacht war ein hungriger Fuchs nach Speiße ausgegangen und hörte einen Hahn krähen auf einem Baume bei einem Meierhose. Da dachte er, den mit List zu fangen; denn auf den Baum konnte er nicht steigen. Und er stellte sich unter den Baum und fragte: „Ei, Hahn, wie magst du so schön singen in dieser kalten Winternacht?“

„Ich verkünde den Tag,“ antwortete der Hahn.

„Was, den Tag?“ fragte der Fuchs verwundert. „Es ist ja noch ganz finstere Nacht!“

„Ei,“ erwiderte der Hahn, „weißt du denn nicht, daß wir Hähne eine ganz besondere Natur haben! Wir fühlen es schon zum voraus, wenn der Tag nahe ist, und verkünden seine Nähe dann.“

„Das ist gar etwas Göttliches,“ rief der Fuchs, „das können nur Propheten! O Hahn, wie muß ich dich bewundern und deinen Gesang!“

Nun krähetete der Hahn wieder. Da fing der Fuchs an zu tanzen. Und der Hahn fragte ihn: „Warum tanzest du denn?“

Der Fuchs antwortete: „Du singst ein fröhliches Lied, und ich tanze vor Freude; man soll sich ja freuen mit den Fröhlichen. O Hahn, du bist der Fürst der Vögel! Du fliegst durch die Lüfte, du singst so schön, wie kein Vogel außer dir, du sagst gar künftige Dinge voraus; und ich sollte mich nicht freuen, daß ich einen so weisen Propheten habe kennen lernen? Wär' ich nur würdig, immer um dich zu sein, du königlicher Vogel, du weiser Prophet! Komm' doch herunter, daß ich dich nur einmal küsse, daß ich mich bei meinen Freunden rühmen kann, ich habe das Haupt eines Propheten geküßt!“

Und dem Hahn gefiel dies Lob so wohl, daß er kam und dem Schmeichler sein Haupt darbot.

Aber der Fuchs faßte ihn mit seinen Pfoten und rief spottend: „Nein, nein, du bist kein weiser Prophet, ich sehe, daß du nicht in die Zukunft schauen kannst, sonst hättest du auch gemerkt, daß ich dich nicht küssen wollte.“

Und damit biß er ihm den Kopf vom Rumpfe und verzehrte ihn.

42. Storch und Schlange.

Gebissen ward ein Storch von einer Schlange,
 die zuckend sich in seinem Schnabel wand.
 Zwar blieb der Stieg dem Storch; doch schmerzt' ihn lange
 am halbgelähmten Fuß der Wunde Brand. —
 Er schrie zum Himmel auf mit manchem Ach.
 „Wie?“ rief er, „ich, der auf dem Kirchendach
 das Recht zu wohnen hat, weil ich zu säubern
 beflissen bin das weite Land von Räubern,
 ich, dessen Thun dem ganzen Staate nützt,
 ich bin dabei nicht vor Gefahr geschützt?“ —

Ihm ward die Antwort: „Eins magst du erwägen,
 bevor du weiter häupest bitt're Klagen:
 Bei deinem Thun, — sprich! — denkst du an den Segen
 der That allein? wie? oder an den Magen?“ —

Schweigt, Prahler, die ihr groß euch dünkt im Werke
 der Tugend und dabei es ganz vergeßt,
 daß euch nicht Sittlichkeit, daß euch die Stärke
 des Eigennutzes schicklich handeln läßt.

J. B. Widmann.

43. Der alte Löwe.

Ein alter Löwe lag kraftlos vor seiner Höhle und erwartete den Tod. Die Thiere, deren Schrecken er bisher gewesen war, bedauerten ihn nicht; sie freuten sich vielmehr, dass sie seiner los wurden. Einige von ihnen, die er einst verfolgt hatte, wollten nun ihren Hass an ihm auslassen. Der arglistige Fuchs kränkte ihn mit beissenden Reden; der Wolf sagte ihm die ärgsten Schimpfworte; der Ochs stieß ihn mit den Hörnern; das wilde Schwein verwundete ihn mit seinen Hauern, und selbst der träge Esel gab ihm einen Schlag mit seinem Hufe. Das edle Pferd allein blieb schweigend stehen und that ihm nichts, obgleich der Löwe seine Mutter zerrissen hatte. „Willst du nicht“, fragte der Esel, „dem Löwen auch eins hinter die Ohren geben?“ Das Pferd antwortete: „Ich halte es für niederträchtig, mich an einem Feinde zu rächen, der mir nicht mehr schaden kann.“

G. E. Lessing.

44. Liebesmäntler.

Ein Lamm ward weggebracht in einer dunkeln Nacht,
und nur des Diebes Spur entdeckt man auf der Flur.
Da wird zum Augenschein von seiner Dorfgemein'
der Fuchs dorthin geschickt. Doch in der Spur erblickt
er seines Veters Fuss, der ihm auch hehlen muss;
d'rum mit gewandtem Schwanz verwedelt er sie ganz.

A. E. Fröhlich.

45. Die Gans.

Die Federn einer Gans beschämten den frischgefallenen
Schnee. Stolz auf dieses blendende Geschenk der Natur, glaubte
sie eher zu einem Schwane, als zu dem, was sie war, geboren
zu sein. Sie sonderte sich von ihresgleichen ab und schwamm
einsam und majestätisch auf dem Teiche herum. Bald dehnte
sie ihren Hals, dessen verrätherischer Kürze sie mit aller Macht
abhelfen wollte; bald suchte sie ihm die prächtige Biegung zu
geben, in welcher der Schwan das würdige Ansehen eines Vo-
gels des Apollo hat. Doch vergebens. Er war zu steif, und
mit aller ihrer Bemühung brachte sie es nicht weiter, als daß
sie eine lächerliche Gans ward, ohne ein Schwan zu werden.

G. C. Lessing.

46. Der gutherzige Bauer.

Ein reicher Landmann im Kanton Zürich liess in der Theu-
rungszeit (1771—1772) seine ärmern Schuldner, als die Zeit
der Zinslieferung kam, zu sich einladen. Mit schwerem Herzen
kamen sie in der Erwartung, an die Entrichtung ihrer Schuld
gemahnt zu werden. Freundlich empfängt sie der reiche Mann,
spricht mit ihnen über die allgemeine Noth, äussert sein Mit-
gefühl bei den Leiden der Armen und ermahnt seine Schuld-
ner zu Gottvertrauen und Hoffnung. Ohne sich näher zu er-
klären, lud er sie zum Mittagessen ein; nachher wolle er dann
das Nähere mit ihnen besprechen. Die Speisen werden aufge-
tragen, die Gäste setzen sich; aber die Sorge im Herzen lässt
sie nicht freudig essen. Der gefühlvolle Mann bemerkt dies
mit Erbarmen. Er geht auf die Seite, kommt bald mit einer
Hand voll Zettel zurück und sagt: „Ich sehe wohl, ihr lieben

Leute, ihr könnt nicht mit Lust essen und trinken, bis ihr meine Meinung über eure Zinszahlung wisst. Da habt ihr sie, jeder auf einem besondern Zettel, und dabei bleibt's! Nun lasst's euch besser schmecken! Für die Zukunft wird unser Herrgott schon sorgen.“ — Aengstlich nahm jeder seinen Zettel zur Hand; aber schnell wandelte sich der Kummer in Freude; denn jeder hatte eine Quittung für den Jahreszins erhalten. Herzlich danken sie dem Wohlthäter, und mit frohem Herzen geniessen sie nun die Mahlzeit.

M. Schuler.

47. Der Vater und die drei Söhne.

Von Jahren alt, an Gütern reich,
theilt einst ein Vater sein Vermögen
und den mit Müh' erworb'nen Segen
selbst unter die drei Söhne gleich.

„Ein Diamant ist's,“ sprach der Alte,
„den ich für den von euch behalte,
der mittels einer edlen That
darauf den grössten Anspruch hat.“
Um diesen Anspruch zu erlangen,
sieht man die Söhne sich zerstreu'n.
Drei Monden waren schon vergangen,
da stellten sie sich wieder ein.

D'rauf sprach der älteste der Brüder:
„Hört! Es vertraut' ein fremder Mann,
sein Gut ohn' einen Schein mir an;
dem gab ich es getreulich wieder.
Sagt, war die That nicht lobenswerth?“ —
„Du thatest, Sohn, wie sich's gehört,“
liess sich der Vater hier vernehmen.
„Wer anders thut, der muss sich schämen;
denn ehrlich sein, heisst uns die Pflicht.
Die That ist gut, doch edel nicht.“

Der and're sprach: „Auf meiner Reise
fiel einst ganz unachtsamer Weise
ein armes Kind in einen See;
ich aber zog es in die Höh'
und rettete dem Kind das Leben;
ein Dorf kann davon Zeugniß geben.“ —
„Du thatest,“ sprach der Greis, „mein Kind,
was wir als Menschen schuldig sind.“

Der jüngste sprach: „Bei seinen Schafen
 war einst mein Feind fest eingeschlafen
 an eines tiefen Abgrunds Rand;
 sein Leben stand in meiner Hand.
 Ich weckt' ihn und zog ihn zurücke.“ —
 „O,“ rief der Greis mit holdem Blicke,
 „der Ring ist dein! Welch edler Muth,
 wenn man dem Feinde Gutes thut!“

Lichtwer.

48. Schwamm und Gras.

Der Schwamm sagte zum Gras: „Ich schieße in einem Augenblicke auf, indessen du einen ganzen Sommer hindurch wachsen mußt, um zu werden, was ich in einem Augenblicke bin.“ — „Es ist wahr,“ erwiderte das Gras, „ehe ich etwas werth bin, kann dein eigener Unwerth hundertmal entstehen und hundertmal wieder vergehen.“

D. Pestalozzi.

49. Kolumbus

1. „Was willst du, Fernando, so trüb und bleich?
 Du bringst mir traurige Mähr!“
 „Ach, edler Feldherr, bereitet Euch!
 Nicht länger bezähm' ich das Heer!
 Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,
 so seid Ihr ein Opfer der Wuth;
 sie fordern laut, wie Sturmgebrüll,
 des Feldherrn heiliges Blut.“

2. Und eh' noch dem Ritter das Wort entflohn, da drängte die Menge sich nach, da stürmten die Krieger, die wüthenden, schon gleich Wogen in's stille Gemach, Verzweiflung im wilden, verlöschenden Blick, auf bleichen Gesichtern den Tod. — „Verräther! Wo ist nun dein gleissendes Glück? Jetzt rett' uns vom Gipfel der Noth.“

3. „Du gibst uns nicht Speise, so gib uns denn Blut!“ „Blut!“ rief das entzügelte Heer. — Sanft stellte der Grosse den Felsenmuth entgegen dem stürmenden Meer. „Befriedigt mein Blut euch, so nehmt es und lebt! Doch bis noch ein einziges Mal die Sonne dem feurigen Osten entschwebt, vergönnt mir den segnenden Strahl.“

4. „Beleuchtet der Morgen kein rettend' Gestad, so biet' ich dem Tode mich gern; bis dahin verfolgt noch den muthigen Pfad, und trauet der Hilfe des Herrn!“ Die Würde des Helden, sein

ruhiger Blick besiegte noch einmal die Wuth. Sie wichen vom Haupte des Führers zurück und schonten sein heiliges Blut.

5. „Wohlan denn! es sei noch! doch hebt sich der Strahl und zeigt uns kein rettendes Land, so siehst du die Sonne zum letzten Mal, so zittre der strafenden Hand!“ Geschlossen war also der eiserne Bund; die Schrecklichen kehrten zurück. — — Es thue der leuchtende Morgen nun kund des dulddenden Helden Geschick!

6. Die Sonne sank, der Tag entwich; des Helden Brust ward schwer; der Kiel durchrauschte schauerlich das weite wüste Meer. Die Sterne zogen still herauf; doch ach! kein Hoffungsstern! Und von des Schiffes ödem Lauf blieb Land und Rettung fern.

7. Sein treues Fernrohr in der Hand, die Brust voll Gram, durchwacht, nach Westen blickend unverwandt, der Held die düstre Nacht. „Nach Westen, o nach Westen hin beflügle dich, mein Kiel! Dich grüsst noch sterbend Herz und Sinn, du meiner Sehnsucht Ziel!

8. „Doch mild, o Gott, von Himmelshöh'n blick' auf mein Volk herab! Lass sie nicht trostlos untergeh'n im wüsten Flutengrab!“ So sprach der Held, von Mitleid weich. — Da horch! welch eiliger Tritt? „Noch einmal, Fernando, so trüb und bleich! Was bringt dein bebender Schritt?“

9. „Ach, edler Feldherr, es ist gescheh'n! Jetzt hebt sich der östliche Strahl.“ „Sei ruhig, mein Lieber, von himmlischen Höh'n entwand sich der leuchtende Strahl. Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol; mir lenkt sie zum Tode die Bahn.“ „Leb' wohl dann, mein Feldherr! leb' ewig wohl! Ich höre die Schrecklichen nah'n!“

10. Und eh' noch dem Ritter das Wort entfloh'n, da drängte die Menge sich nach, da stürmten die Krieger, die wüthenden, schon gleich Wogen in's stille Gemach. „Ich weiss, was ihr fordert, und bin bereit; ja, werft mich in's schäumende Meer; doch wisset, das rettende Ziel ist nicht weit; Gott schütze dich, irrendes Heer!“

11. Dumpf klorrten die Schwerter; ein wüstes Geschrei erfüllte mit Grausen die Luft; der Edle bereitet sich still und frei zum Weg in die flutende Gruft. Zerrissen war jedes geheiligte Band; schon sah sich zum schwindelnden Rand der treffliche Führer gerissen; — — und: Land! Land! rief es, und donnert' es, Land!

12. Ein glänzender Streifen, mit Purpur gemalt, erschien dem beflügelten Blick; vom Golde der steigenden Sonne bestrahlt, erhob sich das winkende Glück. Was kaum noch geahnet der zagende Sinn, was muthvoll der Grosse gedacht; — — sie stürzten zu Füßen dem Herrlichen hin, und priesen die göttliche Macht. Luise Brachmann.

50. Das Ei des Kolumbus.

Der Kardinal Mendoza hielt dem Christoph Kolumbus bei einem Feste, das er ihm zu Ehren veranstaltete, eine große Lobrede wegen der von ihm gemachten Entdeckung, welche er den größten Sieg nannte, den jemals der Geist eines einzigen Mannes erfochten habe. Die anwesenden Herren vom Hofe nahmen es übel auf, daß einem Ausländer und dazu noch einem Manne, der nicht einmal von adeliger Herkunft sei, so große Auszeichnung erwiesen werde. „Mich dünkt,“ hub einer der königlichen Kammerherrn an, „der Weg nach der sogenannten neuen Welt war nicht so schwer zu finden; das Weltmeer stand überall offen, und kein spanischer Seefahrer würde das Ziel verfehlt haben.“ Mit vornehmlem Gelächter gab die Gesellschaft dieser Aeußerung ihren Beifall zu erkennen, und mehrere Stimmen riefen: „O, das hätte ein jeder von uns auch gekonnt!“

„Ich bin weit entfernt,“ entgegnete Kolumbus, „mir etwas als Ruhm zuzuschreiben, was ich nur einer gnädigen Fügung des Himmels verdanke; indessen kommt es doch bei vielen Dingen in der Welt, welche uns leicht erscheinen, häufig nur darauf an, daß sie ein Anderer uns vormacht.“ „Dürst' ich,“ sagte Kolumbus zu jenem Kammerherrn gewendet, „Erw. Erzellenz wohl ersuchen, dies Ei“ — er hatte sich von einem Diener ein Hühnerei bringen lassen — „so auf die Spitze zu stellen, daß es nicht umfällt?“ Die Erzellenz versuchte von der einen, wie von der andern Seite vergeblich, das Ei zum Stehen zu bringen. Der Nachbar bat es sich aus; es gelang ihm eben so wenig. Nun drängten sich die Andern dazu, ein jeder wollte den Preis gewinnen; allein weder mit Eifer, noch mit Ruhe war es möglich, das Kunststück auszuführen. „Es ist unmöglich!“ riefen die Herren, „Ihr verlangt etwas Unausführbares!“ „Und doch,“ sagte Kolumbus, „werden diese Herren sogleich jagen: Das kann ein jeder von uns auch!“ Jetzt nahm er das Ei und setzte es mit einem leichten Schlag auf den Tisch, so daß es auf der eingedrückten Schale fest stand. Da riefen jene: „Ja, das kann jeder von uns auch!“ Kolumbus aber sagte: „Der Unterschied, meine Herren, ist nur der, daß ihr es so machen könnet, ich es aber so gemacht habe.“

51. Eine nützliche Lehre.

Man vergisst im menschlichen Leben nichts so leicht, als das Multiplizieren, wenn man es noch so gut in der Schule gelernt hat und kann. Und doch lernt man in der Schule für das Leben, und die Weisheit besteht nicht im Wissen, sondern in der rechten Anwendung und Ausübung davon.

Es kann Jemand einen Tag in den andern je nur einen Groschen unnöthiger Weise ausgeben. Mancher, der den Groschen übrig hat, thut es und meint, es sei nicht viel. Aber in einem Jahre sind es 365 Groschen, und in dreissig Jahren 10950 Groschen, Fazit 547 fl. 30 kr. weggeworfenes Geld, und das ist doch viel.

Ein Anderer kann einen Tag in den andern zwei Stunden unnütz und im Müssiggang zubringen und meint jedesmal, für heute lasse es sich verantworten. Das multipliziert sich in einem Jahre zu 730 Stunden und in dreissig Jahren zu 21,900 Stunden, Fazit 912 verlorne Tage des kurzen Lebens. Das ist noch mehr als 547 fl., wer's bedenkt. — Die Erde hat 5400 deutsche Meilen, oder 10,800 Stunden im Umkreise. Das ist ein weiter Weg. Aber wenn man in gerader Linie fortgehen könnte, und es wollte Jemand jeden Tag nur eine Stunde davon zurücklegen, so könnte er im dreissigsten Jahre wieder daheim sein. Daraus ist zu lernen, wie weit ein Mensch in seinem Leben es nach und nach bringen kann, wenn er zu einem nützlichen Geschäfte jeden Tag nur eine Stunde anwenden will, und wie viel weiter noch, wenn er alle Tage dazu benutzt, besser und vollkommener zu werden und sein eigenes Wohl und das Wohl der Seinigen zu befördern. Aber wer nie anfängt, der hört nie auf, und wem wenig auf einmal nicht genug ist, der erfährt nie, wie man nach und nach zu Vielem kommt.

J. P. Hebel.

52. Der König und der Müller.

Es wohnt ein Müller sorgenfrei in einer kleinen Mühle.
 Das Mühlchen klappert Brot herbei bei Sonnenbrand und Kühle.
 Nicht weit davon ein König hatt' ein Schloß sich aufgebaut.
 Wär' nicht die Mühl', man hätte Stadt und Land d'raus überschaut.

Der König bot dem Müller Geld: „Verkauf' mir deine Hütte!
 Bau' neu sie auf, wo dir's gefällt, nach größerm Maß und Schnitte.“
 „„Mein Mühlchen ist mir gut genug, das laß' ich meinen Erben;
 es trägt des Vaters Segensspruch; hier will ich ruhig sterben.““

Der Fürst sagt ja, der Müller nein; der Fürst wird ungeduldig:
 „Ich bin der Herr; das Land ist mein; du bist zu weichen schuldig.“
 „„Ich weiche nicht!““ „Dann muß Gewalt den starren Sinn dir beugen.“
 „„Ihr irret, Herr, euch werden bald die Richter andres zeigen.““

„Die Richter,“ fällt der König ein, „die selbst ich eingesetzt?
 Da hast du Recht; ich geb' mich drein; dein Gut bleibt unverlezt.“
 Seit jener Stunde lebten sie als Freunde, hoch und niedrig.
 Des Schlosses Nam' ist Sanssouci, des Königs Name Friedrich.

Curtman.

53. Die Pfeife.

Als ich ein Knabe von sieben Jahren war, füllten mir einst an einem Feiertage meine Verwandten die Tasche mit Kupfermünze. Ich wusste nun nichts eiliger zu thun, als damit nach einem Kaufladen zu gehen, wo man Kinderspielzeug verkaufte. Schon auf dem Wege dahin begegnete ich aber einem andern Knaben mit einer Pfeife, deren Ton mir so wohl gefiel, dass ich ihm freiwillig all' mein Geld dafür bot. Vergnügt über meinen Handel, eilte ich wieder heim und durchzog pfeifend das ganze Haus; denn meine Pfeife machte mir eben so viel Freude, als ich damit die ganze Familie belästigte. Als meine Brüder, Schwestern, Vettern und Basen von meinem Handel hörten, sagten sie mir, dass ich viermal mehr für die Pfeife gegeben hätte, als sie werth sei. Dies machte mich nun erst aufmerksam darauf, wie viel schöne Sachen ich für das übrige Geld hätte kaufen können, und da sie sich auch noch über meine Thorheit lustig machten, so fing ich vor Aerger an zu weinen. Jetzt machte mir die Reue mehr Verdross, als mir die Pfeife Vergnügen gemacht hatte. — Der Vorfall hatte aber das Gute, dass er einen bleibenden Eindruck auf mich zurückliess, der mir in der Folge sehr nützlich wurde; denn so oft ich in

Versuchung gerieth, etwas Unnöthiges zu kaufen, sagte ich immer zu mir selbst: Gib nicht zu viel für die Pfeife! und so sparte ich mein Geld.

Als ich herangewachsen war und in die Welt eintrat, wo ich Gelegenheit hatte, die Handlungen der Menschen zu beobachten, glaubte ich viele, ja sogar sehr viele Leute zu bemerken, welche zu viel für ihre Pfeife gaben. — Sah ich einen Ehrgeizigen ängstlich nach Hofgunst streben und seine Zeit in Vorzimmern verschwenden, seine Ruhe, seine Freiheit, seine Tugend und wohl auch seine Freunde opfern, um jene zu erlangen, so sagte ich zu mir selbst: Der gibt zu viel für seine Pfeife. — Sah ich einen Andern um Volksgunst buhlen, sich beständig in politische Händel mischen, seine eigenen Angelegenheiten darüber vernachlässigen und sich dadurch zu Grunde richten, so sagte ich: Er zahlt wahrlich zu viel für seine Pfeife. Wenn ich einen Geizhals traf, der sich jede Art von Bequemlichkeit versagte, sich um das Vergnügen, Andern Gutes zu thun, betrog, die Achtung seiner Mitbürger verscherzte und auf die Genüsse zärtlicher Freundschaft verzichtete, nur um Schätze aufzuhäufen, so dachte ich: Armer Mann, du bezahlst in der That zu viel für deine Pfeife! — Fand ich einen Mann des Vergnügens, der jede Geistesfreude, jede Gelegenheit, sein Vermögen zu vermehren, bloss sinnlichen Genüssen hintansetzte, so sagte ich: Betrogener Mann, du schaffst dir Leiden statt Lust, du gibst zu viel für deine Pfeife! — Sehe ich Einen in schöne Kleider, schönes Hausgeräth und schöne Equipagen, die all' sein Vermögen übersteigen, vernarrt, dafür Schulden machen und seine Laufbahn im Gefängnisse beschliessen, so sage ich: O weh', der hat seine Pfeife theuer, sehr theuer bezahlt! — Kurz, wo ich hinsah, bemerkte ich, dass die Menschen sich den grössten Theil ihres Elendes dadurch selbst zuziehen, dass sie den Werth der Dinge nicht richtig zu schätzen wissen, und dass sie zu viel für ihre Pfeifen bezahlen.

Benjamin Franklin.

54. Die drei Stände.

Die drei Hauptstände der Welt hatten einen Streit, wer vor den andern den Vorzug hätte. Der Lehrstand sprach: „Ich soll billig vorangehen; denn ohne mich sind die Menschen dumm und gottlos; ich muß die Ungezogenen vermahnen, die Kleimüthigen trösten, die Schwachen tragen.“ Der Wehrstand sagte: „Wenn ich nicht wäre, so könnte Niemand seinen Bissen Brot ruhig essen; mir ist das Schwert an die Seite gegürtet; ich muß den Schutz handhaben.“ Der Nährstand rief: „Ohne mich hättet ihr alle Beide nichts zu essen; ich muß den Acker bauen und euch Nahrung schaffen.“ Da trat die Billigkeit hinzu, um sie mit einander zu vertragen, und sagte: „Warum seid ihr uneinig? Es bleibt ja jedem seine Ehre! Denn wenn man vom Wort Lehr das L, von dem Wehr das W und vom Nährstand das N wegthut, so steht bei allen dreien das Wort Ehr da.“

Aus Züttings „Heimat“.

55. Der geheilte Patient.

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen gottlob der arme Mann nichts weiß; denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern, und in den weichen Sesseln und seidnen Betten, wie jener reiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnstuhl und rauchte Tabak, wenn er nicht zu träge war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: Windet's draußen, oder schnauft der Nachbar so? — Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls, bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter langer Weile, bis an den Abend also, daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte, und wo das Nachtessen anfing. Nach dem Nachtessen legte er sich in's Bett und war so müd, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so

unbeholfen war, wie ein Malter sack. Essen und Schlaf wollten ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank. Wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Aerzte, die in Amsterdam sind, mußten ihm rathen. Er verschluckte ganze Feuereimer voll Mixturen und ganze Schaukeln voll Pulver und Pillen, wie Enten-Eier so groß, und man nannte ihn scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alle Arzneien halfen ihm nichts; denn er befolgte nicht, was ihm die Aerzte befahlen, sondern sagte: „Dondre, wofür bin ich denn ein reicher Mann, wenn ich soll leben wie ein Hund, und der Doktor will mich nicht gesund machen für mein Geld?“

Endlich hörte er von einem Arzt, der hundert Stund weit weg wohnte, der sei so geschickt, daß die Kranken gesund werden, wenn er sie nur recht anschauet, und der Tod geh' ihm aus dem Weg, wo er sich sehen lasse. Zu dem Arzt faßte der Mann ein Zutrauen und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegung, und sagte: Wart', dich will ich bald kurirt haben! Deßwegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts:

„Guter Freund, Ihr habt einen schlimmen Umstand; doch wird Euch zu helfen sein, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein böses Thier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber für's Erste dürft Ihr nicht fahren, oder auf dem Kößlein reiten, sondern auf des Schuhmachers Kappen; sonst schüttelt Ihr den Lindwurm, und er beißt Euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Für's Andere dürft Ihr nicht mehr essen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüse, Mittags ein Bratwürstlein dazu und Nachts ein Ei und am Morgen ein Fleischsupplein mit Schnittlauch drauf. Was Ihr mehr esst, davon wird nur der Lindwurm größer, also daß er Euch die Leber erdrückt, und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Dies ist mein Rath, und wenn Ihr mir nicht folgt, so hört Ihr im andern Frühjahr den Ruckuck nimmer schreien. Thut, was Ihr wollt!“

Als der Patient so mit sich reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel salben und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte. Im ersten Tag ging es so langsam, daß wohl eine Schnecke hätte können sein Vorreiter sein, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel seit lange nimmer so lieblich gesungen hätten, wie heut', und der Thau schien ihm so frisch und die Kornrose im Feld so roth, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ging, war's schöner, und er ging leichter und munterer dahin, und als er am achtzehnten Tage in der Stadt des Arztes ankam und am andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschickteren Zeit können gesund werden, als jetzt, wo ich zum Doktor soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser ließe mir.“ Als er zum Doktor kam, nahm ihn dieser bei der Hand und sagte ihm: „Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was Euch fehlt.“ Da sagte er: „Herr Doktor, mir fehlt Gottlob nichts, und wenn Ihr so gesund seid, wie ich, so soll's mich freuen.“ Der Doktor sagte: „Das hat Euch ein guter Geist gerathen, daß Ihr meinem Rath gefolgt habt. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber Ihr habt noch Eier im Leib; deswegen müßt Ihr wieder zu Fuß heimgehen und daheim fleißig Holz sägen, das Niemand sieht, und nicht mehr essen, als Euch der Hunger mahnt, damit die Eier nicht ausschlüpfen; so könnt Ihr ein alter Mann werden!“ und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: „Herr Doktor, Ihr seid ein feiner Kauz, und ich versteh' Euch wohl,“ und hat nachher dem Rath gefolgt, und 87 Jahre, 4 Monate, 10 Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt 20 Dublonen zum Gruß geschickt.

Zweiter Abschnitt.

Übungsstoffe zur Sprachlehre.

A. Aus der Satz- und Wortlehre.

§ 1. Die Satzverbindung.

1.

Der Sommer ist warm; der Winter ist kalt. Der Lehrer lehrt; der Schüler lernt. Der Mensch denkt; Gott lenkt. Gut macht Freunde; Noth bewährt sie. Alte soll man ehren; Junge soll man lehren. Friede ernährt; Unfriede verzehrt. Getheilte Freud' ist doppelt Freude; getheilter Schmerz ist halber Schmerz. Heute nütz' den Augenblick; morgen kehrt er nicht zurück! Halte Ordnung, liebe sie; Ordnung sparet Zeit und Müh'! Freiwillig deine Gabe gib; erzwung'ne Gabe ist nicht lieb. Mit Gott geh' stets an dein Geschäfte; sein Beistand gibt dir Muth und Kräfte.

Aufgaben.

1. Schreibe jeden einzelnen Satz für sich allein nieder und schliesse ihn durch einen Punkt!
2. Setze zwischen je zwei Sätze der vorstehenden Satzverbindungen das passende Bindewort mit dem richtigen Satzzeichen!

2.

Gute Eltern sorgen für ihre Kinder, und dankbare Kinder folgen ihren Eltern gern. Freundliches Zutrauen erweckt Zutrauen, und Liebe erzeugt Gegenliebe. Im Frühling erwacht die ganze Natur; auch der Mensch scheint neu aufzuleben. Die Sterne erhellen die Erdenacht; zudem (außerdem, überdies) sind sie uns freundliche Wegweiser in die ewige Heimat. Tell sicherte durch seinen Meisterschuß nicht nur sein eigenes Leben, sondern er rettete auch das Land vor schmachvoller Unterdrückung. Der rechte Patriot vergißt weder die Pflichten gegen seine nächsten Angehörigen, noch bleibt er gleichgültig gegen das Vaterland. Aus dem Golde werden theils Geldstücke geprägt, theils dient es zur Verfertigung kostbarer Geräthe.

Der Lebensweg geht bald durch blumige Auen, bald windet er sich durch Dorngebüsch. Suche erst Rath bei dir selbst, dann frage die Andern!

Aufgaben.

1. Wann steht zwischen zwei vollständigen Sätzen der zusammenstellenden Satzverbindung ein Komma, wann ein Strichpunkt?
2. Schreibe mit richtiger Anwendung der Satzzeichen eigene Sätze unter Anwendung der Bindewörter: und, auch, zudem, nicht nur — sondern auch, weder — noch, theils — theils, bald — bald, erst — dann!

3.

Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser; aber der Mutter Fluch reißet sie nieder. Worte sind gut; allein sie sind nicht das Beste. Bescheidenheit erwirbt uns Freunde; Hochmuth dagegen (hingegen) stößt die Menschen von uns ab. Viele streben nach Reichthum; dieser bringt jedoch nicht immer das rechte Lebensglück. Lehre bildet die Geister; doch Uebung macht den Meister. Manche gerathen durch eigene Schuld in's Elend; dennoch sollen wir Mitleid mit ihnen haben. Der Geizhals kennt die Vergänglichkeit irdischer Güter; dessen ungeachtet reut ihn ein Klappen noch auf dem Todtbette. Bei Neueneck stritten die Berner tapfer; gleichwohl mußten sie sich zurückziehen. Ueberlege vor dem Handeln, oder die Neue folget der That. Zum Bösen wird der Mensch entweder durch Andere verleitet, oder die Lust dazu kommt aus dem eigenen Herzen. Der Geizige besitzt sein Geld nicht, sondern das Geld besitzt ihn.

Aufgaben.

1. Wann steht zwischen zwei vollständigen Sätzen der entgegennstellenden Satzverbindung ein Strichpunkt, wann ein Komma?
2. Schreibe Sätze mit den Bindewörtern: aber, allein, hingegen, doch, gleichwohl, oder, entweder — oder, nicht — sondern!

4.

Du sollst Vater und Mutter ehren; denn das ist Gottes Gebot. Thöricht ist der Neid; denn er thut sich selbst nur leid. Der Nordwind weht; daher ist es kalt. Die Sterne sind

weit von der Erde entfernt; darum erscheinen sie uns so klein. Bis Abend glänzt kein Morgenroth; drum spare bei Zeiten für Alter und Noth. Die Leiden währen nur kurze Zeit; deßhalb sollen wir sie geduldig tragen. Abt Kuno behandelte die Appenzeller hart und streng; deßwegen vertrieben sie seine Amtleute. Die Schenkel dieses Winkels stehen senkrecht auf einander; also beträgt seine Größe 90 Grad. Von den zwei vorliegenden Nebenwinkeln mißt der eine 100 Grad; mithin ist der andere ein spitzer Winkel. Diese zwei Dreiecke haben zwei Seiten und den eingeschlossenen Winkel gleich; folglich decken sie einander.

Aufgaben.

1. Bilde Sätze mit den Bindewörtern: denn, daher, darum, deshalb, desswegen, also, mithin, folglich!
2. Wann steht zwischen zwei vollständigen Hauptsätzen einer Satzverbindung ein Komma, wann ein Strichpunkt?

§ 2. Der zusammengezogene Satz.

1.

Gott schlägt Wunden. Gott heilt sie wieder. Gott schlägt Wunden und heilt sie wieder. Der Sparsame erwirbt. Der Sparsame genießt auch. Der Sparsame erwirbt und genießt auch. Der Pfarrer predigt und unterrichtet. Bescheidenheit erwirbt uns Liebe und Achtung. Meine Eltern will ich lieben und mit Vorsatz nie betrüben. Man muß nicht nur versprechen, sondern auch halten. Die Nelken erfreuen uns sowohl durch die Pracht ihrer Farben, als auch durch ihren lieblichen Duft. Bald arbeiten, bald ruhen wir.

2.

Die Blumen blühen. Die Bäume blühen. Die Blumen und die Bäume blühen. Der Leichtsinn stürzt Viele in's Verderben. Das Unglück stürzt Viele in's Verderben. Leichtsinn und Unglück stürzen Viele in's Verderben. Reichthum und Schönheit sind vergänglich. Freundschaft und Liebe verschönern das Leben. Feindschaft und Haß machen die Erde zum Jammerthal. Aufrichtigkeit, nicht Schmeichelei, erwirbt

das Zutrauen der Menschen. — Das Pferd, die Kuh, das Schaf und die Ziege sind Säugethiere. Bienen, Ameisen, Schmetterlinge und Fliegen sind Insekten.

3.

Der Körper des Menschen ist vergänglich. Der Geist ist ewig. Der Körper des Menschen ist vergänglich, der Geist aber ewig. Menschen sind vernünftig, Thiere unvernünftig. Die Freude ist süß, das Leid bitter. Der Fleißige wird geliebt, der Träge verachtet. Der Eine soll kommen, der Andere gehen! Das Bäumchen wird ein Baum, der Knabe ein Mann. Gefler wurde erschossen, Landenberg erschlagen. Die Eidgenossen waren in der Schlacht bei Sempach glücklich, die Oesterreicher unglücklich.

4.

Es gebührt die Krume der Muhme, die Rinde dem Kinde. Leihen macht Freundschaft, Wiederbringen Feindschaft. Gar Viele satteln früh und reiten spät. Am Lachen und Flennen ist der Narr zu erkennen. Rechten und Sorgen macht Kummer und Sorgen. Lust und Liebe zu einem Ding' macht alle Müh' und Arbeit gering. Gott bescheert wohl die Ruh, aber nicht den Strick dazu. Mühl' ohne Gang, Glock' ohne Klang, Hand ohne Gaben, Schul' ohne Knaben will Niemand haben.

Aufgaben.

1. Zerlege jeden dieser zusammengesetzten Sätze in seine einzelnen, einfachen Sätze!
2. Wie werden im zusammengesetzten Satze die Satzzeichen angewandt?
3. Schreibe aus einem bestimmten Lesestücke die zusammengesetzten Sätze heraus, und mache die einzelnen Sätze vollständig!
4. Schreibe aus dem Kopfe eine Anzahl zusammengesetzene Sätze nieder!

§ 3. Der Nebensatz nach seiner Form.

1.

Du wirst gelobt. Du bist immer fleißig. Du wirst gelobt, weil du immer fleißig **bist**. Der Knabe geht zum Spiel

mit seinen Kameraden. Er hat seine Aufgaben gemacht. Der Knabe geht zum Spiel mit seinen Kameraden, weil er seine Aufgaben gemacht **hat**. Dieser Mensch lebt glücklich. Er ist zufrieden. Der Mensch, welcher zufrieden **ist**, lebt glücklich. Der Tod ereilt uns schnell. Wir wissen, daß der Tod uns schnell **ereilt**. Häufiger Branntweingenuß zerrüttet die Gesundheit. Die Erfahrung lehrt, daß häufiger Branntweingenuß die Gesundheit **zerrüttet**.

2.

Der Arzt heilt den Kranken. Der Arzt gibt sich Mühe, daß er den Kranken **heile**. Der Geizige vermehrt sein Geld unablässig. Der Geizige geht darauf aus, daß er sein Geld unablässig **vermehrte**. Der gute Handwerker befriedigt seine Kunden. Der gute Handwerker strebt darnach, daß er seine Kunden **befriedige**. Ein neuer Krieg ist ausgebrochen. Die Zeitung berichtet, daß ein neuer Krieg ausgebrochen **sei**. Ich bin oft zerstreut. Der Lehrer macht mir den Vorwurf, daß ich oft zerstreut **sei**. Gerold hat sich einer Lüge schuldig gemacht. Ein Mitschüler behauptet, daß Gerold sich einer Lüge schuldig gemacht **habe**.

Aufgaben.

1. Wo steht das Aussagewort (d. h. der gebogene Theil der Satzaussage) im selbständigen Satz oder Hauptsatz, wo dagegen im abhängigen Satz oder Nebensatz?
2. Wie unterscheidet sich also die Wortfolge des Nebensatzes von derjenigen des Hauptsatzes?
3. In welchen der vorstehenden Sätze wird die Thätigkeit als eine wirkliche, in welchen hingegen als eine bloss mögliche dargestellt?
4. Wodurch wird dieser Unterschied am Zeitworte zum Ausdruck gebracht?
5. Schreibe eine Anzahl einzelner Hauptsätze nieder, und verwandle sie in Nebensätze!
6. Unterscheide in einem bestimmten Lesestücke alle vollständigen Sätze, indem du angibst, ob sie Haupt- oder Nebensätze seien, und sage zugleich von der Aussage des Nebensatzes, ob sie in der Wirklichkeits- oder in der Möglichkeitsform stehe!

§ 4. Die Aussageformen.

1.

Die Thätigkeit geschieht **wirklich**: Ein Gewitter zieht heran. Der Wind weht mächtig. Er wird zum heulenden Sturme. Die Wellen des Sees thürmen sich hoch auf. Kein Schiffer wagt sich auf das tobende Wasser hinaus. Jetzt fällt der Regen plätschernd nieder. Der Sturm nimmt ab, und bald kehrt die aufgeregte Natur zur gewohnten Ruhe zurück.

2

Die Thätigkeit wird als eine bloß **mögliche** dargestellt: Der Fuhrmann meldet, daß die Pferde angespannt seien. Der Jäger erzählt, wie er einen glücklichen Schuß gethan habe. Der Bote sagt, daß im nächsten Dorfe eine Feuersbrunst entstanden sei und viele Häuser eingeäschert habe. Die Mutter wünscht, daß ihre Tochter zur wackern Jungfrau heranwache. Der Soldat hofft, daß er gesund bleibe und aus dem Kriege glücklich wiederkehre.

3.

Die Thätigkeit findet statt unter einer **Annahme** oder **Bedingung**: Wenn ich ein Sänger wäre, so träte ich in einen Gesangverein ein. Wenn ich ein Vög'lein wär' und ich zwei Flüg'lein hätt', flög' ich zu dir. Das Schiff führe ab, wenn der Sturm nicht wüthete. Wenn ihr häufiger badetet, so hättet ihr auch mehr Lust daran. Die Kartoffeln wären besser gerathen, wenn es nicht so oft geregnet hätte. Wenn diese Kinder besser erzogen worden wären, so hätten sie keine so üblen Gewohnheiten.

4.

Es wird **befohlen** (oder gebeten), die Thätigkeit zu vollbringen: Gehe! Komm'! Hör' einmal! Fahre so fort! Reiset zu Fuß! Wehet, ihr Winde! Sei still! Sei stets aufrichtig! Mache deine Aufgaben besser! Habe doch ein bißchen Geduld!

Uebersicht der 4 Aussageformen.

	Wirklichkeitsform	Möglichkeitsform	Bedingungsform	Befehlsform
Gegenwart:	er singt er badet	er singe er bade	er sänge er badete	sing'! bade!
Einfache Vergangenheit:	er hat gesungen er hat gebadet	er habe gesungen er habe gebadet	er hätte gesungen er hätte gebadet	(fehlt) "
Mitvergangenheit:	er sang er badete	(fehlt)	(fehlt)	"
Vorvergangenheit:	er hatte gesungen er hatte gebadet	"	"	"
Einfache Zukunft:	er wird singen er wird baden	er werde singen er werde baden	er würde singen er würde baden	"
Vorzukunft:	er wird gesungen haben er wird gebadet haben	er werde gesungen haben er werde gebadet haben	er würde gesungen haben er würde gebadet haben	"

Aufgaben.

1. Vervollständige obige Uebersicht durch Angabe aller Personalformen in Einzahl und Mehrzahl!
2. Stelle in gleicher Weise alle Biegungsformen dar von den Zeitwörtern schlagen und hören und zwar zunächst in der Thätigkeitsform, dann in der Leideform!
3. Bilde eine Anzahl Sätze unter Anwendung der verschiedenen Aussageformen!
4. Unterscheide die Aussageformen an bestimmten Lesestücken!

§ 5. Der Nebensatz nach seiner Bedeutung.

1.

Die Bildung der Jugend ist nothwendig. Es ist nothwendig, daß man die Jugend bilde. Die Ankunft meines Freundes ist ungewiß. Ob mein Freund ankommen werde, ist ungewiß. Die Reinhaltung unseres Körpers fördert die Gesundheit. Es fördert die Gesundheit, wenn man den Körper rein hält. Der Entdecker Amerika's ist bekannt. Es ist bekannt, wer Amerika entdeckt hat. Wer Pech angreift, besudelt sich. Was lange währt, wird endlich gut.

2.

Wir hören den Donner. Wir hören, daß es donnert. Der Arzt zweifelt an der Wiedergenesung des Kranken. Der Arzt zweifelt, ob der Kranke wieder genesen

werde. Christus lehrte die Feindesliebe. Christus lehrte, daß wir die Feinde lieben sollen. Was Häschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Was dich nicht brennt, das blase nicht. Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt.

3.

Der zufriedene Mensch lebt glücklich. Der Mensch, welcher zufrieden ist, lebt glücklich. Auch der Wurm im Staube verkündigt Gottes Macht. Auch der Wurm, der im Staube kriecht, verkündigt Gottes Macht. Hunde, welche bellen, beißen nicht. Der Geizige ist ein Roß, das Wein führt und Wasser säuft. Die kleinste Kunst, die man recht kann, ernähret sicher ihren Mann. Das Haus, wo Zwietracht herrscht, zerfällt; nur Einigkeit erhält die Welt.

4.

Mein Auge sieht überall die Wunder deiner Werke. Mein Auge sieht, wohin es blickt, die Wunder deiner Werke. Wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren. — Im Frühling erwacht die ganze Natur. Wann der Frühling kommt, erwacht die ganze Natur. Wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten. — Rede verständlich! Rede so, daß man dich versteht! Wie man in den Wald schreit, so hallt es wieder. — Er zittert vor Furcht. Er zittert, weil er sich fürchtet. Man lebt nicht, daß man esse; man ißt, auf daß man lebe.

Aufgaben:

1. Wie verhält sich der Inhalt eines Nebensatzes zu seinem Hauptsatze?

2. Durch welches Satzzeichen wird der Nebensatz von seinem Hauptsatze getrennt?

3. Unterscheide in einem bestimmten Lesestück alle vollständigen Nebensätze und gib an, durch welches Bindewort oder Fürwort sie jeweilen eingeleitet sind!

4. Bilde Satzgefüge, in welchen der Nebensatz eingeleitet ist durch die Wörtchen: dass, ob, wenn, welcher, dem, dessen, wo, wohin, als, während, nachdem, wie, weil, damit.

§ 6. Subjektsätze.

1.

Es ist gewiß, daß Waschen und Baden niemals der Gesundheit schaden. Es ist unzweifelhaft, daß der Branntweingenuß schädlich wirkt. Daß sich die Wogen senken und heben, das ist eben des Meeres Leben. — Es ist bezweifelt worden, ob die Neger je zu größerer Geistesbildung gelangen werden. Es ist für den Menschen nicht einerlei, ob er rechts oder links gehe. Ob andere Menschen eine gute Meinung von dir haben, hängt von deinem eigenen Thun und Lassen ab. — Es ist grausam, wenn man ein Thier quält. Es ist erfreulich, wenn die Schüler fleißig und aufmerksam sind.

Wer den Blitzableiter erfunden hat, ist bekannt. Was zu ihrem Glücke dient, scheint vielen Menschen unbekannt. Es ist ausgemittelt, woher die ersten Kartoffeln kamen. Es ist berechnet, wie groß die Sonne ist.

Aufgabe.

Bilde Sätze: a. mit den Bindewörtern dass, ob, wenn; b. mit den fragenden Fürwörtern wer, was, wo, woher, wann, warum etc.!

2.

Wer lügt, der stiehlt. Wer sucht, der findet. Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Wer Gutes thut, hat frohen Muth. Wer nicht hören will, muß fühlen. Wer den Kern will, muß erst die Schale brechen. Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. — Was ein Häckchen werden will, krümmt sich bei Zeiten. Was das Herz so heiß begehrt, wird ihm selten ganz gewährt. Was Gott thut, das ist wohlgethan.

Aufgabe.

1. Bilde Subjektsätze mit den bezüglichen Fürwörtern wer und was (im Hauptsatze können „der“ und „das“ auch fehlen)!

2. Suche in bestimmten Lesestücken alle vollständigen Subjektsätze heraus und schreibe sie nieder!

§ 7. Ergänzungsätze.

1.

Große Wärme bewirkt, daß sich ein Gewitter bildet. Kräftige Blitze veranlassen, daß es heftig donnert. Eitle Stärke rühmt sich, daß sie unbezwingbar sei. Der Faule rechnet darauf, daß ihm Andere helfen werden. Toll! man sagte mir, daß du ein Träumer sei'st. — Der Arzt zweifelt, ob er diesen Kranken noch heilen könne. Ob die Feldarbeit vollendet sei, fragt der Bauer die heimkehrenden Arbeiter.

Herodes fragte die Schriftgelehrten, wo Christus sollte geboren werden. Er erkundigte sich bei den Weisen, wann der Stern ihnen erschienen sei. Wie die ersten Menschen das Paradies verloren, erzählt uns die Bibel. Wir wissen, worüber Moses bei seiner Rückkehr vom Sinai erzürnt war.

Jedes Wiesenblümchen spricht: Vergiß des lieben Gottes nicht! Der Bettelsack sagt nie: Ich habe genug. Das Recht sagt: „Jedem das Seine!“ „Das sind die wahren alten Schweizer,“ rief Brandolf von Stein. „Morgen, morgen, nur nicht heute,“ sprechen immer träge Leute. „So gehet nun hin,“ sprach Jesus zu seinen Jüngern, „und lehret alle Völker!“

Aufgabe.

Bilde Satzgefüge: a. mit den Bindewörtern dass und ob, b. mit den fragenden Fürwörtern wer, was, wo, wann, wie, warum etc., c. mit Anführungssätzen.

2.

Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht. Wer anklopft, dem wird aufgethan. Wer in's Feuer bläst, dem fliegen die Funken in's Gesicht. Was ein Streich nicht thut, das thun zwei. Was Drei wissen, erfahren bald Dreißig. Was ein Esel von mir spricht, das acht' ich nicht. Was man eingebrockt hat, das muß man aßessen. Wem nicht zu rathen, dem ist auch nicht zu helfen. Wessen das Herz voll ist, dessen geht der Mund über.

Aufgaben.

1. Bilde Ergänzungsätze mit den bezüglichen Fürwörtern wer, was, wem, wen!

2. Suche aus bestimmten Lesestücken die vollständigen Ergänzungsätze heraus und schreibe sie ab!

§ 8. Beifügesätze.

1.

Ein Acker, welcher lieberlich bestellt wird, kann nimmer gute Ernte bringen. Der Faule sucht einen Herrn, welcher ihm in der Woche sieben Feiertage gibt. Die Stätte, welche ein guter Mensch betrat, ist geweiht. Gold, welches so Viele zum Zielpunkte ihres Strebens machen, ist doch nur eine Waare. Menschen, welche Andern Gutes thun, sind wohlthätig. Der Regenbogen, welchen wir mit Bewunderung betrachten, ist das Zeichen des Friedens. Der Föhn, den man in unsern Alpenthälern fürchtet, kommt aus wärmeren Gegenden. Der reisende Strom, dem Alles weichen muß, spült Brücken und Dämme hinweg. Der Jähzorn ist ein Feuer, dessen wir uns nicht rühmen dürfen. — Keine That geschieht, die der Herr nicht sieht. Kinder, die die Eltern lieben, werden nie ihr Herz betrüben. Hüte dich vor Raßen, die vornen lecken und hinten kratzen. Das Pferd, das den Haber verdient, bekommt ihn selten.

Es gibt Unthaten, über welche kein Gras wächst. Die steilsten Felsen, auf denen (wo) sich Gamsen aufhalten, werden nicht selten von Jägern erklommen. Der Ort, wo Zwingli geboren wurde, liegt im obern Toggenburg. Eine einfache Kapelle zielt das Schlachtfeld, worauf Winkelried den Heldentod für's Vaterland starb. Die Art, wie man sich kleidet, läßt auch auf das Innere schließen. Das Auge, woraus deine Seele schaut, offenbart die Geheimnisse des Herzens.

Aufgabe.

Bilde Beifügesätze theils mit den bezüglichen Fürwörtern welcher, welche, welches etc., theils mit den für sie stehenden Fügewörtern wo, wann, wie, woraus, worauf, worin etc.!

2.

Jeder Mensch hat den Wunsch, daß er geachtet werde. Der Gedanke, daß wir die Geliebten wiedersehen werden, lindert den Schmerz der Trennung. Das Gebot, daß der Christ seinen Feind lieben soll, wird oft vergessen. Die Mönche legen das Gelübde ab, daß sie ehelos bleiben wollen. Die Pflicht der Soldaten, daß sie unbedingt gehorchen müssen, ist der Grund-

stein aller Disziplin. Die Erziehung beruht auf dem Glauben, daß der Mensch zum Guten fähig sei. — Die Frage, ob die Erde eine Kugel oder eine Scheibe sei, ist längst entschieden. Die Ungewißheit, ob auf den übrigen Weltkörpern sich lebende Wesen vorfinden, wird wohl nie ganz gehoben werden können.

Aufgaben.

1. Bilde Beifügesätze mit den Bindewörtern dass und ob!
2. Suche aus bestimmten Lesestücken die vollständigen Beifügesätze heraus und schreibe sie ab!

Biegung des bezüglichen Fürworts.

	Männlich.	Weiblich.	Sächlich.
1. Fall.	Der, welcher;	die, welche;	das, welches.
2. Fall.	Dessen oder dess;	deren;	dessen oder dess.
3. Fall.	Dem, welchem;	der, welcher;	dem, welchem.
4. Fall.	Den, welchen;	die, welche;	das, welches.

Mehrzahl.

1. Fall. Die, welche.
2. Fall. Deren.
3. Fall. Denen, welchen.
4. Fall. Die, welche.

§ 9. Umstandssätze.

1.

Luther starb, wo er geboren war. Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter. Wo die Gewalt Recht hat, da hat das Recht keine Gewalt. Wo Arbeit das Haus bewacht, kann Armuth nicht hinein. Wo man Liebe säet, wächst Dank und Freude auf. Wo Rauch aufgeht, da ist Feuer. Wo Gott das Haus nicht bauet, da bauen die Bauleute umsonst. Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Dual.

Wohin du gehst, dahin gehe ich auch. Wohin mein Herz mich zieht, dahin laßt mich ziehen. In der Noth wendet euch dahin, woher euch wahre Hülfe kommt. Wohin ich blicke, rufest du mit Wohlthat mir und Liebe zu. Woher der Wind weht, kommt gewöhnlich auch das Gewitter. Woher der befruchtende Regen strömt, daher kommt auch der zerschmetternde Strahl.

Aufgaben.

1. Bilde Umstandssätze des Orts und leite sie ein mit wo, woher, wohin! — 2. Schreibe aus bestimmten Lesestücken die Umstandssätze des Ortes ab!

2.

Während du sprichst, höre ich. Indes wir Pläne schmieden, verrinnt die Zeit zum Handeln. Als Jesus zwölf Jahre alt war, nahmen ihn seine Eltern mit in den Tempel. Die Blumen blühen im lieblichen Mai, wenn (wann) die Erde sich kleidet neu. Wie der Winter naht, erhalten die Thiere des Waldes einen dichten Pelz. Die Bruthenne versammelt die Jungen unter ihre Flügel, sobald sie einen Raubvogel erblickt.

Nachdem Gott die Pflanzen und Thiere erschaffen hatte, schuf er auch die Menschen. Als die Wasser der Sündflut verlaufen waren, ging Noah aus der Arche. Seitdem die Buchdruckerkunst erfunden worden ist, sind die Bücher viel wohlfeiler und verbreiteter. Seit Columbus Amerika entdeckt hat, sind Tausende und Tausende von Europäern dorthin ausgewandert. — Ehe die Sonne untergeht, vergoldet sie noch den westlichen Horizont. Bete zu Gott um Beistand und Segen, bevor du an dein Tagewerk gehst! Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen, bis du wieder zu Erde wirst. Der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht.

Aufgaben.

1. Bilde Umstandssätze der Zeit und leite sie ein mit während, indess, als, wenn, (wann), wie, sobald; — nachdem (als), seitdem, seit; ehe, bevor, bis!
2. Schreibe aus bestimmten Lesestücken die Umstandssätze der Zeit ab!

3.

Jesus segnete die Kinder, indem er ihnen die Hände auflegte. Indem wir lernen, arbeiten wir mit dem Geiste. Nur wenige Menschen schlafen, ohne daß sie zugleich träumen. Stunden, Tage und Jahre vergehen, ohne daß wir es ahnen. — Der Schmied hämmert, daß die Funken sprühen. Im Freien muß man singen, daß Berg und Thal erklingen. Der Kranke ist zu schwach, als daß er sich selbst helfen könnte. Eine Gletscherreise ist zu gefährlich, als daß sie mit Kindern unternommen werden könnte.

Wie man's treibt, so geht's. Wie man sich bettet, so liegt man. Wie Gottes Sonn' dem Bösen scheint, so thu' auch Gutes

deinem Feind. Dieser Knabe sieht aus, als ob er krank sei (wäre). Der Gottlose handelt, als ob er niemals Rechenschaft geben müßte. Du sollst im Leben ebenso brav sein, als tüchtig zur Arbeit. Nichts ist unerträglicher, als die Lüge. So hoch der Mensch steigt, so tief kann er fallen. Je mehr er (der Habgüchtige) hat, je mehr er will. Je größer die Noth, desto näher ist Gott.

Aufgaben.

1. Bilde Umstandssätze der Weise mit den Bindewörtern indem, ohne dass; dass, als dass; wie, als ob, als, so — so je — je, je — desto!

2. Schreibe aus bestimmten Lesestücken die Umstandssätze der Weise ab!

4.

Die Sterne scheinen uns so klein, weil sie weit von uns entfernt sind. Mancher ist arm, weil er in der Jugend nichts gelernt hat. Weil ich dir getraut bis heute, will' ich auch heut' dir trauen. Da der Blitz gern in hohe Gegenstände einschlägt, so sollen wir bei Gewittern nicht unter Bäumen Schutz suchen. Da das Del auf dem Wasser schwimmt, so ist es leichter, als Wasser. Da das Leben kurz ist, so sollte man jeden Augenblick weise benutzen. — Der Lehrer straft den Schüler, damit er sich bessere. Sei mäßig in der Jugend, damit du gesund seiest im Alter! Nichtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! Daß das Herz dir größer werde, blicke von der kleinen Erde zu dem ew'gen Glanz empor!

Wenn Narren zu Markte gehen, so lösen die Krämer Geld. Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin? Wenig ist genug, wenn Gott es segnet. Es kann der Frömmste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Du wirst nicht Mangel leiden, sofern (insofern, wofern, falls) du thätig und sparsam bist. Wenn Hoffnung nicht wär', so lebt' ich nicht mehr. Gottes Wort wär' nicht so schwer, wenn der Eigennutz nicht wär'. Soll der Acker Saaten treiben, darf der Pflug nicht müßig bleiben. Ist Einer alt an Jahren, so hat er viel erfahren. — Die alten Eidgenossen gingen dem Feinde stets muthig entgegen, obschon (obwohl, wiewohl, obgleich) dessen Zahl größer war. Trotzdem der Zahn die Zunge beißt,

bleiben sie dennoch gute Freunde. Ob Fels und Eiche splintern, wir werden nicht erzittern. Der Frosch hüpfet wieder in den Pfuhl, wenn er auch saß' auf goldnem Stuhl. Ist es gleich Nacht, so leuchtet unser Recht. Und dräut der Winter noch so sehr mit trotzigen Geberden, und streut er Eis und Schnee umher, es muß doch Frühling werden.

Aufgaben.

1. Schreibe mit vorstehenden Bindewörtern Umstandssätze des Grundes, der Bedingung, der Einräumung!

2. Zergliedere in bestimmten Lesestücken alle Satzgefüge mit vollständigen Nebensätzen!

§ 10. Der verkürzte Nebensatz.

1.

Es ist nothwendig, daß man die Jugend bilde. Es ist nothwendig, die Jugend **zu bilden**. Es ist grausam, wenn man ein Thier quält. Es ist grausam, ein Thier **zu quälen**. Ueber die Saatäcker zu gehen, ist unerlaubt. Sich von geliebten Menschen zu trennen, ist schmerzlich. Es ist thöricht, auf vergängliche Güter stolz zu sein. Seine Lehrer kindlich lieben, ist des Schülers erste Pflicht; (sie mit Vorsatz zu betrüben, waget nur ein Bösewicht).

2.

Jeder Mensch wünscht, daß er vor Unglück bewahrt bleibe. Jeder Mensch wünscht, vor Unglück bewahrt **zu bleiben**. Der Jüngling strebt darnach, ein tüchtiger Mann **zu werden**. Ein braves Kind ist bestrebt, der Eltern Freude zu sein. Der Aufrichtige gesteht, einen Fehler begangen zu haben. Bitte ihn, dir zu verzeihen! Bei Greifensee befaß Neding, die Besatzung zu tödten.

Aufgaben.

1. Vervollständige in obigen Beispielen die verkürzten Nebensätze!

2. Welche Subjekt- und Ergänzungssätze können verkürzt werden, und wie findet die Verkürzung statt?

3. Bilde selbst solche verkürzte Nebensätze!

4. Suche aus bestimmten Lesestücken alle Subjekt- und Ergänzungssätze heraus und schreibe sie ab!

3.

Der Unglückliche, der sein Geschick mit Muth trägt, ist ein edler Mensch. Der Unglückliche, sein Geschick mit Muth **tragend**, ist ein edler Mensch. Niklaus von der Flüe, die Wichtigkeit des Augenblicks erkennend, sprach mit ergreifendem Ernst zu den Tagherren in Stans. Die Einheitsverfassung, den Schweizern zum Theil durch fremde Macht aufgedrungen, war nur von kurzer Dauer. Wie kann ein Herz, vom Geize hart, des Wohlthuns Freuden schmecken? Das Veilchen, ein Bild der Bescheidenheit, blüht und duftet im Verborgenen.

Jeder Mensch hegt den Wunsch, geachtet zu werden. Jeder Bürger hat das Recht und die Pflicht, an den öffentlichen Angelegenheiten sich zu betheiligen.

4.

Die Nebel verschleichend, steigt die Sonne am Horizont empor. Er tritt in's Zimmer, ohne zu grüßen. Du bist zu schwach, eine solche Last zu tragen. — Auf seine eigene Kraft vertrauend, trotzt der Muthige der Gefahr. Durch schwere Verluste entkräftet, zog sich das feindliche Heer zurück. — Um glücklich zu sein, muß man rechtschaffen sein. Wir leben nicht, um zu essen; wir essen, um zu leben. — Vom tödtlichen Blei getroffen, stürzt das gehezte Wild. Allzu straff gespannt, zerspringt der Bogen. Nichts ist klein, für sich betrachtet. — Oft durch Hindernisse belästigt, gelangt der Beharrliche doch an sein Ziel. Wenn auch von Treulosigkeit umgeben, verliere nicht den Glauben an die Menschen!

Aufgaben.

1. Vervollständige die verkürzten Nebensätze in obigen Beispielen!
 2. Wie werden die Beifügesätze mit „dass“ verkürzt?
 3. Nur in welchem Falle können die übrigen Beifügesätze und viele Umstandssätze verkürzt werden, und wie findet die Verkürzung statt?
 4. Zergliedere in bestimmten Lesestücken alle Satzgefüge!
-

B. Aus der Wortbildungslehre.

§ 11. Die Ableitung.

1.

Von binden: Das Band, der Band, der Bund, der Binder, die Bindung, das Bündel, unbändig, bändig, bündig, Bündniß.

Von trinken: Der Trank, der Trunk, trunken, der Trinker, trinkbar, tränken, das Tränklein, die Tränke.

Von sitzen: Der Sitz, der Besitzer, die Sitzung, ansäßig, seßhaft, der Sessel, setzen, der Satz, der Setzer, der Setzling, das Geseß.

Von schneiden: Der Schnitt, der Schnitter, der Schneider, schneiden, die Schneide, schneidig, Schnitz, schnitzen, Schnitzer, Schnitzel, schnitzeln.

2.

Abgeleitete Hauptwörter: Klang, Zwang, Draht, Schuß, Jagd, Gunst, Kunst, Schrift, Trieb und Trift, Gabe, und Gift, Grube und Gruft, Flagge und Flocke, Mehl und Mühle.

Kindlein, Bäcklein, Mägdlein, Häuschen, Thierchen, Steinchen, Gabel, Nadel, Klingel, Beutel, Frühling, Jüngling, Maler, Schreiber, Drangsal, Trübsal, Lehrerin, Wäscherinnen, Freude, Zierde, Verständniß, Versäumnisse, Rechnung, Kleidung, Krankheit, Thorheit, Dankbarkeit, Fröhlichkeit, Bürgerschaft, Baarschaft, Gesang, Gericht, Bezug, Bericht.

3.

Abgeleitete Zeitwörter: setzen (von sitzen), stecken (stechen), stellen (stehen), legen (liegen), senken (sinken), wecken (wachen), hängen (hangen), tränken (trinken), flüchten (fliehen), bücken (biegen).

schwärzen, härten, wärmen, glätten; lächeln, streicheln, spötteln, tändeln; frösteln, künsteln; (ver-) größern, kleinern, breiteren, längern; (er-) leichtern, heitern, neuern, weitem; — beschreiben,

bezeichnen, berechnen, beklagen, beweinen, bewirken; beruhigen, besänftigen, befreien, beschweren; geloben, gehorchen, gebrauchen, gestehen; erbetteln, ersparen, erbauen, erfranken; verleiten, verwachen; zerlegen, zerfallen; entbinden, entfalten.

4.

Abgeleitete Eigenschaftswörter: froh (von freuen), spröde (springen), brach (brechen), schön (scheinen), treu (trauen), glatt (gleiten), schief (schieben), flügge (fliegen).

golden (von Gold), eichen; hölzern, steinern; meisterhaft, mannhaft, glaubhaft, krankhaft; heilsam, arbeitsam, aufmerksam, gemeinjam; muthig, sandig, giftig, jährlich, spitzig, völlig; wörtlich, bildlich, lieblich, begreiflich, kleinlich, röthlich; steinicht, holzicht; kindisch, bübiisch, heuchlerisch, wählerisch; — behaart, begütert; entseelt, entleibt; erkenntlich, erreichbar; geläufig, genießbar; unjanst, unnütz; verhaßt, verzaht; zertrümmert, zerbrechlich.

Aufgaben.

1. Schreibe 20 einsilbige Wörter, welche von Wurzelwörtern abgeleitet sind! Z. B. Singen, der Sang; fliegen, der Flug.

2. Schreibe 40 zwei- oder mehrsilbige Wörter, welche durch Ableitungssilben gebildet werden! Z. B. Freundschaft, freundschaftlich, gedanken, bewahren.

§ 12. Die Zusammensetzung.

1.

Haus der Schule = Schulhaus, Kirche des Dorfes = Dorfkirche, Schule zum Singen = Singeschule, Maschine zum Nähen = Nähmaschine, Großvater, Kleinhandel; halten, theilnehmen, frühstücken, frohlocken; blutroth, schneeweiß, hellgrau, dunkelgrün; bergan, thalwärts, zweimal, keineswegs, gleichwohl, ob schon.

2.

Zusammengesetzte Hauptwörter: Rathhaus, Hausrath, Baumstamm, Stammbaum, Feldfrucht, Fruchtfeld, Glasspiegel, Spiegelglas, Schneewasser, Gletschereis; Trinktube, Geywaare,

Spazierstock, Raſirmesser, Sprengpulver, Schießwaſſe, Schwitzkur, Sitzleder, Hochwaſſer, Tiefſand, Hohlweg, Langohr; Dreifuß, Bielfraß, Ueberrock, Nebenweg.

3.

Zuſammengeſetzte Zeitwörter: glüchwünſchen, ſtandhalten, brandſchazen, nachwandeln; großthun, ſchönſchreiben, hochachten, geringſchätzen; fortfahren, hingehen, hinabfallen, heimkehren; anziehen, aufſtellen, auſlachen, beiſtehen, einfallen, nachholen, miſſchicken, überſetzen, unterrichten, widerſprechen.

4.

Zuſammengeſetzte Eigenschaftswörter: ſteinreich, honigfüß, himmelhoch, leichenblaß, ehrenwerth, friedfertig, kugelfeſt, waſſerdicht, tollkühn, länglichrund, blauäugig, blondlockig, rechtwinklig, kleinlaut; vierfüßig, achteckig, mehrjährig, vielgliedrig; aufrecht, vorlaut, übermüthig, zufällig, vorwüthig, hinterliſtig.

Aufgaben.

1. Wie heißen die beiden Theile eines zuſammengesetzten Wortes und wie werden sie betont?
2. Bilde zuſammengesetzte Haupt-, Zeit- und Eigenschaftswörter!
3. Zerlege die zuſammengesetzten Wörter in bestimmten Leſeſtücken!
4. Schreibe die Wortfamilien bestimmter Wurzelwörter, d. h. ſchreibe die vom gleichen Zeitwort abgeleiteten Wörter und ihre Zuſammensetzungen!

§ 13. Ergebnisse.

1.

1. Werden zwei einfache Sätze mit einander verbunden, ſo entſteht eine **Satzverbindung**. Dieſe iſt ein zuſammengesetzter Satz.

2. Je nach dem Verhältniſſ, in welchem die Gedanken der beiden Sätze zu einander ſtehen, iſt die Satzverbindung eine zuſammenſtellende oder eine entgegenſtellende oder eine begründende.

3. Wird das Verhältniſſ der Gedanken zu einander nicht durch ein Bindewort ausgedrückt, ſo werden die beiden Sätze durch einen Strichpunkt getrennt.

4. Werden zwei vollständige Sätze durch ein Bindewort verbunden, so steht bei „und“, „oder“ und jedem **zweigliedrigen Bindewort** ein Komma, in allen andern Fällen ein Strichpunkt.

2.

5. Sätze, welche einzelne Satzglieder gemein haben, werden in der Satzverbindung **zusammengezogen** und heissen **zusammengezogene Sätze**.

6. In **zusammengezogenen Sätzen** steht vor „und“ und „oder“ kein Komma; in allen andern Fällen werden die beiden Sätze durch ein Komma getrennt.

3.

7. **Selbständige Sätze** heissen **Hauptsätze**; **abhängige Sätze** sind **Nebensätze**; Hauptsatz und Nebensatz bilden zusammen ein **Satzgefüge**. Auch das Satzgefüge ist ein **zusammengesetzter Satz**.

8. Im Hauptsatz steht das **Aussagewort** (d. h. der gebogene Theil der Satzaussage) stets unmittelbar beim Satzgegenstand; im Nebensatz hingegen nimmt es die letzte Stelle ein.

9. Die Abhängigkeit des Nebensatzes wird oft durch eine besondere **Aussageform** ausgedrückt, welche **Möglichkeitsform** genannt wird.

4.

10. Es gibt vier Aussageformen: die **Wirklichkeitsform**, die **Möglichkeitsform**, die **Bedingungsform** und die **Befehlsform**.

5.

11. Der Nebensatz steht für ein **Glied** des Hauptsatzes.

12. **Satzgegenstand**, **Ergänzung**, **Beifügung** und **Umstandsbestimmung** können sich zu Nebensätzen erweitern (das Ausgesagte nur selten).

13. Der Nebensatz ist seinem Hauptsatze untergeordnet und wird durch ein besonderes Wörtchen, meist ein Bindewort, eingeleitet.

14. Der Nebensatz steht bald nach, bald vor seinem Hauptsatze; er kann auch etwa zwischen die Glieder des Hauptsatzes eingeschaltet werden. — Jeder Nebensatz wird durch ein Komma von seinem Hauptsatze getrennt.

6.

15. **Subjektsätze** sind solche Nebensätze, welche das Subjekt (den Satzgegenstand) des Hauptsatzes umschreiben.

16. Sie werden eingeleitet: a. durch die Bindewörter „dass, ob, wenn“; b. durch die fragenden Fürwörter „wer, was, wo, woher, wann, wie, warum“ etc.; c. durch die bezüglichen Fürwörter „wer“ und „was“, denen im Hauptsatz ein „der“ oder „das“ entspricht.

17. Die Subjektsätze können dem Hauptsatze vorangehen oder nachfolgen; im letztern Falle steht das Fürwort „es“ an Stelle des Satzgegenstandes.

7.

18. Die **Ergänzungssätze** erweitern die Ergänzung zu einem Nebensatze.

19. Sie werden eingeleitet: a. durch die Bindewörter „dass“ und „ob“; b. durch die fragenden Fürwörter „wer, was, wo, woher, wann, wie, warum“ etc.; c. durch die bezüglichen Fürwörter „wer, was, wem, wen, wessen“.

20. Oft wird durch den Ergänzungssatz etwas wörtlich angeführt; dann heisst er Anführungssatz und wird, wenn der Hauptsatz vorangeht, durch einen Doppelpunkt von demselben getrennt.

8.

21. Die **Beifügésätze** umschreiben eine Beifügung und stehen immer unmittelbar bei ihrem Beziehungswort.

22. Sie werden bald durch bezügliche Fürwörter (welcher, der, dessen etc.) oder für dieselben stehende Füge-

wörter (wo, worauf, woran, wie etc.), bald durch die Bindewörter „dass“ und „ob“ eingeleitet.

23. Die Beifügesätze mit Bindewörtern haben ganz die Form der Ergänzungssätze.

9.

24. Die **Umstandssätze** umschreiben eine Umstandsbestimmung.

25. Es gibt Umstandssätze des Ortes, der Zeit, der Weise und des Grundes (Bindewörter).

26. Der Grund kann entweder ein wirklicher oder ein bloss möglicher oder ein entgegengesetzter, d. h. ein Grund für das Gegentheil der Thätigkeit im Hauptsatze sein. Z. B. Weil ich unwohl bin, lasse ich den Arzt rufen (wirklicher Grund). Wenn ich unwohl wäre, liesse ich den Arzt rufen (möglicher Grund). Ogleich ich unwohl bin, lasse ich den Arzt doch nicht rufen (entgegengesetzter Grund).

27. Der mögliche Grund heisst Bedingung; der entgegengesetzte Grund wird Einräumung genannt.

28. Die Bedingungssätze und die Einräumungssätze gehören zu den Umstandssätzen des Grundes (Bindewörter).

29. In den Bedingungs- und Einräumungssätzen wird das Bindewort oft weggelassen; dann nimmt der Nebensatz die Wortfolge des Fragesatzes an.

10.

30. **Subjekt- und Ergänzungssätze** können verkürzt werden, wenn sie entweder das unbestimmte Fürwort „man“ zum Satzgegenstand haben, oder wenn ihr Satzgegenstand in irgend einer Weise schon im Hauptsatz enthalten ist.

31. Die Verkürzung findet statt, indem a. Bindewort und Satzgegenstand des Nebensatzes wegfallen, b. die Satzaussage des Nebensatzes ihre Biegung verliert und die Nennform mit „zu“ annimmt.

32. Die Beifügesätze mit Bindewort werden verkürzt, wie die Ergänzungssätze.

33. Die übrigen Beifügesätze können nur verkürzt werden, wenn sie mit dem Hauptsatze den Satzgegenstand gemein haben.

34. Bei der Verkürzung verlieren diese Beifügesätze den Satzgegenstand und die Biegungsform der Aussage (Mittelwort).

35. Manche Umstandssätze können ebenfalls verkürzt werden, doch nur dann, wenn sie den Satzgegenstand mit dem Hauptsatze gemein haben.

36. Bei der Verkürzung verlieren auch die Umstandssätze den Satzgegenstand und die Biegungsform der Aussage (Mittelwort, Nennform).

37. Die Verkürzung ist nicht mit der Zusammenziehung der Sätze zu verwechseln. Hauptsätze können nie verkürzt, sondern nur zusammengezogen werden, wobei aber die Satzaussage ihre Biegungsform nicht verliert.

11.

38. **Wurzelwörter** sind nicht von andern Wörtern abgeleitet. Wurzelwörter sind vorzüglich die ablautenden Zeitwörter; z. B. binden, trinken, sitzen, schneiden.

39. **Abgeleitete Wörter** werden gebildet

a. ohne besondere Silben, meist durch den Ablaut; z. B. Band, Trunk, Satz, Schnitt;

b. durch Endsilben und einzelne Vorsilben; z. B. trink-bar, Freund-schaft, freundschaft-lich, Freundschaftlich-keit; Ge-sang.

12.

40. Wenn ein Wort zu einem andern gesetzt wird, so entsteht ein **zusammengesetztes Wort**; z. B. Waldbrand, Dachstuhl, haushoch, überfahren.

41. Das zweite Wort der Zusammensetzung heisst **Grundwort**, das erste **Bestimmungswort**.

42. Das **Bestimmungswort** hat den **Hauptton**, das **Grundwort** den **Nebenton**.

Realistische Abtheilung.

Erster Abschnitt.

Geographie.

Der Erdtheil Europa.

I. Allgemeine Betrachtung.

Die Karte, welche wir vor uns sehen, muss offenbar eine ungeheuer weit ausgedehnte Erdfläche darstellen. Das zeigt der Maassstab, nach welchem eine ungefähre Messung ergibt, dass die äussersten Grenzpunkte im Südwesten und Nordosten des Gebiets mindestens 1300 Stunden von einander entfernt liegen und dass dessen Ausdehnung von Süden nach Norden wenigstens 800 Stunden beträgt.

Das gesammte Gebiet ist auffallend unregelmässig gestaltet und vielfach zerrissen. Zahlreiche grössere und kleinere Theile desselben erscheinen von der Hauptmasse getrennt, deren Grundgestalt annähernd ein rechtwinkliges Dreieck bildet.

Bei weiterer Betrachtung des Kartenbildes lässt sich sodann wahrnehmen, dass die unmittelbar zusammenhängende Hauptmasse des Gebiets nur im Osten von Land begrenzt ist. Auf den drei andern Seiten dehnen sich ungeheure, unübersehbare Wassermassen oder Meere aus. Die Grenze zwischen Land und Meer heisst Küste. Die zusammenhängende Hauptmasse des Landes bildet das Festland oder den Kontinent. Die rings vom Meere bespülten Gebietstheile sind Inseln. Das als eine mächtige Halbinsel erscheinende Festland macht sammt dem dazu gehörenden Inselland den Erdtheil Europa aus.

2. Das Meer.

Wenn die Schiffe des Meeres unter günstigem Winde die Küste verlassen haben, steuern sie der hohen See zu. Nach

kurzer Fahrt ist das Land den Blicken der Schiffer entschwunden, und ringsum scheint in der Ferne das Himmelsgewölbe in die Fluten des Meeres zu tauchen. Der Horizont bildet einen Kreis.

Ganz ruhig sind die Gewässer nie, selbst bei herrschender Windstille nicht; denn diese hält nie so lange an, dass die ungeheuern Wassermassen vollständig zur Ruhe kommen könnten.



Ebbe.



Flut.

Schon bei mässigem Windzuge tanzen die Schiffe lustig auf den Wellen auf und nieder. Erhebt sich aber ein heftiger Wind oder bricht gar der Sturm los, dann toben die Wogen gewaltig,

ja entsetzlich. Hohe Wellenberge kämpfen mit tiefen Wellenthälern; doch steigen die aufgeregten Fluten kaum über 8 m. Höhe. An felsigen Ufern (Klippen) oder an den Leuchtthürmen der Küste schlägt alsdann das tobende Element furchtbar wild empor. Die letztere Erscheinung heisst Brandung. Ganz besonders merkwürdig sind Ebbe und Flut, ein regelmässig wiederkehrendes Fallen und Steigen des Wassers an der Meeresküste. Jede dieser Bewegungen hält fast $6\frac{1}{4}$ Stunden an.

Das Meerwasser unterscheidet sich von dem sogenannten Süsswasser der Seen und Flüsse durch seinen widrigen Geschmack, der von dem starken Gehalt an erdigen und salzigen, namentlich aber fauligen pflanzlichen und thierischen Bestandtheilen herrührt und es für den Menschen ungeniessbar macht.

Die Tiefe des Meeres zeigt sich an verschiedenen Stellen sehr ungleich. Genaue Untersuchungen haben ergeben, dass die grösste Tiefe in einzelnen Meerestheilen bloss 50 m., im offenen Meer oder Ozean aber bis 8000 m. beträgt. Demnach muss der Meeresboden unzweifelhaft ebenso wie die Oberfläche des Landes aus Bergen, Bergzügen, Hochflächen und Tiefland bestehen.

Wie die Tiefen der Meere, so werden auch die Erhebungen des Landes nach der Oberfläche des Meeres bestimmt, die natürlich überall gleich hoch steht. Wenn wir also künftig die Höhe der Berge, Seen, Ortschaften u. s. w. in Metermaass angegeben finden, so drückt dasselbe jeweilen die Erhebung über den Meeresspiegel (Meeresniveau) aus.

3. Das Festland und seine Begrenzung.

Das Festland Europa's hängt auf seiner ganzen östlichen Grenzlinie mit dem viel grössern Erdtheil Asien zusammen.

Im Norden liegt das Eismeer, welches, wie sein Name andeutet, während eines grossen Theils des Jahres zugefroren, also der Schifffahrt verschlossen ist. Tief in's Land hinein dringt als bedeutender Meerestheil das weisse Meer.

Westwärts erstreckt sich der atlantische Ozean bis

zu dem fern gelegenen Erdtheil Amerika, der bei günstiger Fahrt in 10—14 Tagen erreicht werden kann. Folgen wir der Westküste Europa's von Norden nach Süden, so begegnen wir nach einer auffallend grossen Zahl von Buchten zunächst der ausgedehnten Nordsee. Dieselbe steht nördlich unmittelbar und südwestlich durch den Kanal (La Manche) mit dem offenen Ozean, östlich dagegen durch das Skager Rack, das Kattegat und weiterhin durch drei Meeresstrassen, nämlich den Sund, den grossen und kleinen Belt, mit der Ostsee in Verbindung. Dieses bedeutende Binnenmeer zieht sich in nordöstlicher Richtung weit in's Festland hinein und entsendet noch tiefer den bottnischen, finnischen und rigaischen Meerbusen. Südlich vom Kanal bildet endlich das biskayische Meer wiederum einen gewaltigen Einschnitt in's Land.

Auf der Südseite des Erdtheils trennt denselben das mittelländische Meer auf mässige Entfernungen vom Erdtheil Afrika. Dieses Binnenmeer steht durch die schmale Meerenge von Gibraltar ebenfalls mit dem atlantischen Ozean in Verbindung. Als grössere Meerestheile sind zu nennen: der Golf du Lion und der Busen von Genua, das tyrrhenische, adriatische, jonische und ägäische Meer. Letzteres ist wiederum durch die Dardanellen (Hellespont) mit dem kleinen Marmarameer und weiterhin durch die Strasse von Konstantinopel (Bosporus) mit dem weitausgedehnten schwarzen Meer verbunden, welches endlich durch die Strasse von Jenikale noch mit dem kleinen asow'schen Meer zusammenhängt.

4. Die Inseln.

Wir wissen bereits, dass auf dem Meeresgrund Berge und Thäler, Hoch- und Tiefland wechseln. Wo Hochebenen beinahe den Meeresspiegel erreichen, da drohen Sandbänke und Untiefen der Schifffahrt Gefahr. Hie und da ragt sogar das Hochland in grösserer und geringerer Ausdehnung über das Niveau des Meeres empor und bildet so Inseln, deren Oberfläche selten flach, sondern meist gebirgig ist.

Als die bedeutendsten Bodenerhebungen dieser Art erscheinen im Westen der Nordsee Grossbritannien und Irland, sowie weit im Nordwesten Island. Jene beiden Inseln sind durch das irische Meer, das nordwärts durch den Nordkanal, südwärts durch den Georgskanal mit dem Ozean in Verbindung steht, von einander getrennt und namentlich im Norden von vielen in der Nähe der Küste liegenden kleinen Inseln und Inselgruppen umgeben. Den Eingang in die Ostsee sperren Seeland und Fünen, so dass er auf die drei mehr oder weniger engen Meeresstrassen, den grossen und kleinen Belt und den Sund, beschränkt ist. Grössere Inseln finden sich nur noch im Mittelmeer, so die Balearen, Korsika, Sardinien, Sizilien, Kreta.

5. Die Länder Europa's.

Unsere Schweiz liegt ungefähr in der Mitte der südwestlichen Hälfte des Festlandes und ist nicht, wie die meisten andern Länder unseres Erdtheils, vom Meere bespült. Die Lage ihrer Nachbarländer Frankreich, Deutschland, Oesterreich und Italien sollte noch wohl bekannt sein. Im Südwesten grenzt Frankreich an die pyrenäische Halbinsel, die aus Spanien und Portugal besteht. Auf der entgegengesetzten Seite liegen an der Nordsee Belgien und die Niederlande (Holland) und nördlich jenseits des Kanals die britischen Inseln. Mit Deutschland hängt im Norden die Halbinsel Jütland zusammen, welche mit den zahlreichen Nachbarinseln und der grossen Insel Island Dänemark bildet. Weiter nördlich erstreckt sich zwischen der Ost- und Nordsee, dem atlantischen Ozean und dem Eismeer die aus Schweden und Norwegen bestehende skandinavische Halbinsel. Ganz besonders weit dehnt sich im Nordosten Russland aus. Im Südosten von Oesterreich und Ungarn liegt die Balkan-Halbinsel. Sie besteht aus der Türkei, Bulgarien, Rumänien, Serbien, Montenegro und Griechenland.

Der gesammte Flächeninhalt des Erdtheils beläuft sich annähernd auf 10 Mill. km². Weitaus den grössten Flächenraum hat Russland; denn derselbe beträgt ungefähr die Hälfte desjenigen des Kontinents.

6. Bodengestaltung.

In seiner Bodengestaltung zeigt Europa im Innern des Landes grosse Abwechslung. Ganz besonders gilt dies von der südwestlichen Hälfte des Erdtheils. Während dieselbe vorherrschend als Gebirgsland erscheint, bildet die nordöstliche Hälfte fast ausschliesslich Tiefland, das nur hie und da von niedrigen Höhenzügen unterbrochen ist.

Als Hauptgebirgszug Europa's sind die Alpen zu betrachten. Sie erheben sich an der Küste des Mittelmeeres auf der Grenze zwischen Frankreich und Norditalien, ziehen sich erst nördlich, dann aber östlich durch die Schweiz an Italiens Nordgrenze hin und durch Tyrol in's Innere Oesterreichs, wo sie in drei Gebirgsketten verlaufen. Die mittlere Höhe erreicht nahezu die Schneegrenze von 2400 m. ü. M., indess zahlreiche Hochgebirgsstöcke bis 4800 m. hoch in die Schneeregion emporragen. Das Hochland der Alpen bildet die Hauptfeste des Erdtheils, und das gesammte Alpengebiet umfasst wohl 260,000 km².

Um die Alpen her lagern wie im Kranze zahlreiche Mittelgebirge, deren höchste Spitzen die Schneelinie nur selten um wenige hundert Meter überragen. An die Westalpen schliessen sich südostwärts, Italien durchziehend, die Apenninen. Weiterhin erhebt sich nordwestlich der Jura, welcher von Frankreich aus nordostwärts durch die Schweiz nach Deutschland fortsetzt. Hier finden sich ohnedies noch zahlreiche Mittelgebirge, wie der Schwarzwald, der Böhmer-, Thüringer- und Teutoburgerwald, das Riesen- und Erzgebirge, die Sudeten, der Harz u. s. w. Mit dem nördlichen Zweige der Ostalpen stehen die Karpathen beinahe in Verbindung. An sie schliesst sich südöstlich das siebenbürgische Gebirge. Ebenso erscheint als Fortsetzung des südlichen Zweiges der

Ostalpen der mazedonisch-griechische Gebirgszug, mit welchem der bis zum schwarzen Meere reichende Balkan zusammenhängt. Sodann erheben sich in der Nähe des Meerbusens du Lion nördlich die Cevennen und westwärts die Pyrenäen. Die natürliche Grenze zwischen Frankreich und Deutschland bilden auf weiter Strecke die Vogesen, und im Nordwesten jenes Landes ziehen die Ardennen nach Belgien hinüber. Vereinzelt erheben sich weit im Norden das skandinavische Gebirge zwischen Schweden und Norwegen, das Grampiangebirge im Norden Grossbritanniens und im fernen Nordosten Russlands der Ural.

So gebirgig Europa ist, so nimmt doch das Tiefland wohl $\frac{2}{3}$ des Bodens ein. Es umfasst ausser Russland namentlich Norddeutschland, die jütische Halbinsel, das südöstliche Schweden, die Niederlande, das südöstliche Grossbritannien, das südwestliche Frankreich und einen Theil Norditaliens und Ungarns. Zudem gehört dem Tiefland fast das sämmtliche Küstengebiet an, das meist an den Mündungen der grossen Flüsse von bedeutender Ausdehnung ist.

7. Flüsse und Seen.

Nicht minder zahlreich, als die einzelnen Gewässer des Meeres, sind die des Landes. Es genügt jedoch, hier nur der bedeutendsten zu erwähnen und zwar unter der grossen Zahl der Flüsse nur derjenigen, welche nach weitem Laufe sich in's Meer ergiessen. Solche Flüsse heissen Ströme. Wir nennen hier zunächst den Rhein und die Rhone. Jener mündet in die Nordsee, diese in's Mittelmeer. Unser Tessin ist ein Nebenfluss des Po, der durch Oberitaliens Ebene dem adriatischen Meere zueilt, indess der Inn sein Wasser der Donau abgibt, welche in östlichem Laufe durch Süddeutschland, Oesterreich-Ungarn, Serbien, Bulgarien und Rumänien dem schwarzen Meere zufliesst. Nordwärts ergiessen sich durch Deutschland in die Ostsee die Weichsel und die Oder, in die Nordsee die Elbe und die Weser. Der Kanal nimmt die Seine, der biskayische Meerbusen die Loire und die Garonne

aus Frankreich auf. In Spanien zieht der Ebro ostwärts in's Mittelmeer, der Duero, der Tajo, die Guadiana und der Guadalquivir dagegen fliessen westwärts in den atlantischen Ozean. Aus dem Innern Russlands strömen südlich in's schwarze Meer der Dnjeper und in's asow'sche Meer der Don, östlich die gewaltige Wolga, die in Asien den grossen kaspischen See erreicht, nördlich die Petschora in's Eismeer, die Dwina in's weisse Meer und die Düna in den rigaischen Meerbusen.

Gross ist auch die Menge der Seen in Schweden und dem nordwestlichen Russland. Dort zählen zu den ausgehnteren der Mälär-, Wener- und Wettersee, hier der Ladoga-, Onega- und Peipussee. Sind sie auch meist viel grösser, als unsere schweizerischen Alpenseen, so halten sie doch an Reiz und Anmuth ihrer Umgebung keinen Vergleich mit diesen aus.

8. Das Klima.

Europa hat mit Ausnahme des hohen Nordens, wo die Kälte das Wachsthum der Pflanzen ausserordentlich beeinträchtigt und Mensch und Thier ein kümmerliches Leben fristen, ein gemässigttes Klima, d. h. es herrschen weder unausstehliche Hitze, noch allzu heftige Kälte. Immerhin ist die Temperatur der Luft und die theilweise dadurch bedingte Witterung nicht bloss in den verschiedenen Jahreszeiten, sondern auch gleichzeitig in den einzelnen Ländern und selbst da wieder in den einen und andern Gegenden sehr ungleich.

Diese Verschiedenheit hängt wesentlich von der mehr südlichen oder nördlichen Lage ab; denn je weiter nach Norden, desto schiefer fallen die Sonnenstrahlen zur Erde, wesshalb sie desto weniger Wärme spenden. Demnach herrscht in den südlichen Ländern Italien, Spanien, Griechenland, Türkei und Südrussland eine viel höhere Temperatur, als in Deutschland, England, Norwegen, Schweden. Es gibt dort eigentlich nur zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter, welch' letzterer in der Regel als blosse Regenzeit erscheint.

Ebenso ist das Klima durch die grössere oder geringere **Bodenerhebung** bedingt. Je höher man steigt, desto mehr nimmt die Temperatur der Luft ab. Oft regnet es zur Winterszeit im Thale, während auf den nahen Bergen Schnee fällt. Sind nicht unsere Hochalpen jahraus, jahrein mit Sehnee und Eis bedeckt? Nicht umsonst hat z. B. das Hochland Spaniens trotz der südlichen Lage des Landes ein etwas rauhes Klima, indess in dem tiefgelegenen südlichen und südwestlichen Küstenlande die köstlichsten Südfrüchte reifen.

Grossen Einfluss übt auch die **Nähe des Meeres**. Dieses erwärmt sich zwar langsamer, als das Land, vermag aber die Wärme länger beizubehalten. Dieselbe mildert in der strengen Jahreszeit die kalte Temperatur des Küstenlandes nördlicher Gegenden und schützt es vor der harten Winterkälte. So erklärt es sich, dass z. B. die britischen Inseln, sowie Dänemark ungeachtet der nördlichen Lage eines verhältnissmässig milden Winters sich erfreuen. Weniger angenehm sind freilich die häufigen Nebel, die sich zufolge der Ausdünstung des Meerwassers bilden. An den Küsten des Mittelmeeres mässigt hinwider die Meeresluft die Hitze des Sommers.

Endlich ist das Klima mehr oder weniger auch durch die **Richtung der Gebirgszüge**, sowie durch die **vorherrschenden Winde** bedingt. Unter jenen sind es namentlich die Alpen, welche sowohl dem kalten Nordwind, als auch dem warmen Südwind Schranken setzen oder wenigstens deren Wirkung abschwächen. Darum zeigt sich das Klima am nördlichen Fusse dieses Gebirgszuges nicht so mild, wie dasjenige am südlichen.

9. Naturprodukte.

Man unterscheidet **Natur- und Kunstprodukte**. Boden und Klima erzeugen jene, des Menschen Verstand und Hand diese. Die erforderlichen Stoffe für die Anfertigung der Kunstprodukte liefert die Natur; darum verdienen deren Erzeugnisse eine nähere Betrachtung. Sie zerfallen in **Mineralien, Pflanzen und Thiere**.

Unter den zahlreichen Mineralien, welche in mannigfaltiger Zusammensetzung den Erdboden bilden und theils vereinzelt in kleinen Mengen, theils massenhaft in grossen Lagern vorkommen, sollen hier nur diejenigen erwähnt werden, die für den menschlichen Haushalt, wie für die Industrie von wesentlichem Nutzen sind. Stein- oder Kochsalz findet sich manchenorts in mehr oder minder mächtigen Lagern, deren einzelne geradezu eine unermessliche Ausbeute liefern. Ueberdies wird aus Solquellen wie aus dem Meerwasser durch Verdampfung und Verdunstung sehr viel Salz gewonnen. An Eisenerzen verschiedener Art sind die meisten Länder und unter ihnen einzelne ganz besonders reich. Seltener kommen dagegen Kupfer, Blei, Zinn, Zink, Nickel, Quecksilber, Arsenik, Silber, und Gold, sowie Schwefel und Graphit vor. Stein- und Braunkohlen werden manchenorts in Masse ausgebeutet.

Der Pflanzenreichthum nimmt an Mannigfaltigkeit sowohl von Süden nach Norden, als auch nach der Höhe hin auffallend ab. An der Küste des Mittelmeeres gedeihen Südfrüchte aller Art, sowie Weizen, Mais, Reis, Kastanien und besonders die Rebe. Weiter nördlich verschwinden Südfrüchte und Reis, die Kastanienbäume treten seltener und nur in geschützten Lagen auf, und der Weinstock bedarf ganz besonderer Pflege; doch erzeugen manche Gegenden immerhin vorzügliche Weine. Obst und Getreide gedeihen vielorts auf weiten Gebieten vortrefflich. Unter den Waldbäumen reichen einzig die Tanne und die Birke bis in den hohen Norden Europa's und verschwinden auch da allmählig, so dass die Pflanzenwelt nur noch durch Moose und Flechten vertreten ist. In aufsteigender Richtung lassen sich die Region der Südfrüchte, die der Rebe, Eiche und Kastanie, die des Getreides und der Buchenwälder, die der Tannwaldungen und endlich die der Gebirgskräuter unterscheiden.

In der Thierwelt begegnen wir zunächst unsern Hausthieren. Diese sind beinahe über den ganzen Erdtheil verbreitet. Im Süden kommt noch das Maulthier und im höchsten Norden das Renthier hinzu. Die wilden Thiere haben sich seit

Jahrhunderten bedeutend vermindert. Hirsche, Luchse, Bären, Wölfe sind nicht mehr häufig, meist nur noch in öden, wilden Gegenden vorhanden. Auf den Bergen hausen Adler und Geier, Gamsen und Murmelthiere; der Steinbock erscheint dagegen als eine Seltenheit. Zahlreich sind die lieblichen Singvögel und die Fische. Unter der Masse von Insekten werden die Biene und die Seidenraupe, diese namentlich in den Südländern, gehegt und gepflegt.

10. Bevölkerung.

Die Bevölkerung Europa's besteht weitaus zum grössten Theil aus Germanen, Romanen und Slaven. Die Germanen bewohnen namentlich Mitteleuropa, die Romanen den Südwesten und die Slaven den Nordosten. Ueberdies leben im Südosten Magyaren (Ungarn), Türken (Türkei) und Griechen (Griechenland und Türkei). Im hohen Norden finden sich zerstreute Völkerschaften asiatischer Stämme. Juden wohnen fast in allen Ländern zerstreut.

Nach der Sprache gliedern sich die Germanen in Deutsche, Holländer, Dänen, Schweden und Engländer, die Romanen in Franzosen, Italiener, Spanier und Portugiesen, die Slaven in Russen und Polen. Dazu kommen noch die Sprachen der Ungarn, Türken, Griechen und Juden.

Weniger Verschiedenheit herrscht im Allgemeinen im religiösen Bekenntniss. In dieser Beziehung gehören mit wenigen Ausnahmen die Romanen zu den römisch-katholischen, die Germanen grossentheils zu den protestantischen und die Slaven fast ausschliesslich zu den griechisch-katholischen Christen. Die Juden befolgen in der Religion die Gesetze und Anordnungen von Moses, die Mohammedaner verehren in Mohammed ihren Propheten.

Durch die meist günstige Beschaffenheit des Bodens ist die Bevölkerung grösstentheils auf Landwirtschaft angewiesen. Die Benutzung des Berglandes beschäftigt nicht bloss in den Alpen, sondern auch in den skandinavischen, schottischen und manch' andern Gebirgen einen grossen Theil der Bevölkerung

mit Viehzucht und Alpenwirthschaft. Dem Bergbau widmen sich besonders in England, Deutschland und Oesterreich zahlreiche Hände. Durch Gewerbsfleiss zeichnen sich die Engländer, Deutschen, Franzosen, Belgier, Schweizer, Italiener und Oesterreicher vortheilhaft aus. Wissenschaft und Kunst werden in all' diesen Ländern nicht minder gepflegt. Geringere Thätigkeit entwickeln die Türken; wenigstens steht bei ihnen der Anbau des Bodens auf keiner hohen Stufe. Europa's günstige Lage zwischen den drei Erdtheilen Asien, Afrika und Amerika, sowie die ausserordentlich zahlreichen und theilweise tiefen Meereseinschnitte kommen dem Verkehr durch die Schifffahrt, die ausserordentliche Verzweigung der Eisenbahnen dagegen dem Binnenverkehr trefflich zu statten; deshalb vereinigt sich mit dem Binnenhandel ganz besonders ein lebhafter überseeischer Handelsverkehr. Die Ausfuhr erstreckt sich vorzugsweise auf mannigfache Kunstprodukte, wie z. B. seidene und baumwollene Stoffe; die Einfuhr dagegen besteht in zahlreichen Naturprodukten, namentlich Kolonialwaaren, Baumwolle, Petroleum.

Europa mag ungefähr 312 Millionen Bewohner zählen. Die grösste Bevölkerungsdichtigkeit weisen die mitteleuropäischen Länder nebst Belgien, England und Italien auf, die kleinste Russland, Schweden und Norwegen.

II. Die Staaten.

Sämmtliche Bewohner eines Landes bilden ein Volk. Jedes Volk steht unter einer Regierung und unter bestimmten Gesetzen, es lebt in einem Staate. Je nachdem nun die Regierung auf eine bestimmte Zeitdauer vom Volke gewählt wird oder aber in der Familie eines Herrschers erblich ist, erscheint der Staat als eine Republik oder als eine Monarchie. Zur Zeit haben die meisten Länder Europa's eine monarchische Staatsform.

In der Republik übt die Regierung ihre Macht nach dem Willen der Mehrzahl der Bürger aus; in beinahe allen

monarchischen Staaten ist die Macht des Fürsten durch Versammlungen von Abgeordneten des Volkes eingeschränkt.

Einzig die Herrscher Russlands und der Türkei regieren unumschränkt. Eine Hauptstütze der monarchischen Regierungen sind die stehenden Heere. In Folge ihrer äussern Machtstellung nehmen Deutschland, Frankreich, England, Oesterreich-Ungarn, Russland und Italien den ersten Rang ein; sie heissen deshalb Grossmächte.

Die Monarchien unterscheiden sich je nach der Grösse der Länder und den von ihren Fürsten sich beigelegten Herrschertiteln in Kaiser- und Königreiche, Grossherzog-, Herzog- und Fürstenthümer.

12. Die schweizerische Republik *).

41,400 km² Flächeninhalt. 2,83 Mill. Einwohner.

13. Das deutsche Reich.

545,000 km² Fl. — 42,72 Mill. E.

Süd- und Mitteldeutschland sind mehr oder weniger gebirgig; Norddeutschland erscheint dagegen als eine einzige Tiefebene, aus der nur das Harzgebirge und der Teutoburgerwald sich zu einiger Höhe erheben. Bei der vorherrschenden Absenkung des Bodens nach Norden fliesst weitaus der grösste Theil der Gewässer Deutschlands den nördlichen Meeren zu, indess nur ein kleiner Theil dem Flussgebiete der Donau angehört. Das Klima ist ziemlich gemässigt, in den Thalfächen sogar milde. Der meist fruchtbare Boden wird allwärts trefflich benutzt. Ganz besonders wichtig ist der Getreidebau. Obst gedeiht in Menge, und am Flussgebiet des Rheines wächst vielorts an den sonnigen Abhängen vorzüglicher Wein. Futtergewächse aller Art nähren

*) Nachdem die Schweiz bereits ziemlich einlässlich besprochen worden ist, mag hier das Wesentliche in Kürze wiederholt werden.

Millionen der nützlichen Rinder, Pferde, Schafe und Ziegen. In ihrem Innern birgt die deutsche Erde reiche Schätze an Salz, edeln und unedeln Metallen, Stein und Braunkohlen.

Die Mehrzahl der Bevölkerung widmet sich der Landwirthschaft. Fabrikation und Handel blühen und sind sowohl durch Erstellung eines weitverzweigten Eisenbahnnetzes, als auch durch Ausgestaltung des Zollwesens und die Bildung der deutschen Handelsflotte mächtig gefördert worden. Der Bergbau ist bedeutend. Zahlreiche niedere und höhere Schulen sorgen für die geistige Pflege des Volkes, und es nehmen die Deutschen auf dem Gebiete der Wissenschaft eine der ersten Stellen ein. Die deutsche Sprache wird in zahlreichen Mundarten gesprochen; doch besteht eine allgemein gültige Schriftsprache.

Deutschland ist ein Bundesstaat, der aus nicht weniger als 26 Einzelstaaten besteht. Die bedeutendsten sind die Königreiche Preussen, Sachsen, Bayern und Württemberg. Zu den Mittelstaaten zählen die Grossherzogthümer Baden, Hessen, Meklenburg-Schwerin, Meklenburg-Strelitz, Oldenburg und Sachsen-Weimar. Sodann folgen noch fünf sächsische Herzogthümer, sieben kleine Fürstenthümer, die dreifreien Städte Hamburg, Bremen und Lübeck und das unmittelbare Reichsland Elsass-Lothringen. Der weitaus grösste Staat Preussen enthält die durch Erbschaft und Eroberung einverleibten Provinzen Brandenburg, Pommern, Ostpreussen, Westpreussen, Posen, Schlesien, Sachsen, Westphalen, Schleswig-Holstein, Hannover, Rheinprovinz und Hessen-Nassau. Sämmtliche Staaten des deutschen Reichs anerkennen seit 1871 den König von Preussen als Reichsoberhaupt unter dem Titel eines deutschen Kaisers. Ihm zur Seite steht zur Behandlung der wichtigsten Angelegenheiten des Reichs einerseits der Bundesrath, d. h. die Versammlung der Vertreter der einzelnen Staaten als solchen, und anderseits der Reichstag, dessen Mitglieder vom gesammten Volke gewählt werden. Die übrigen Regierungsangelegenheiten stehen den einzelnen Landesfürsten, beziehungsweise den Bürgern

der freien Städte zu. Eine Ausnahme macht einzig das 1871 von Deutschland eroberte Elsass-Lothringen, dessen Statthalter an des Kaisers Statt regiert.



Der Kölner Dom.

Berlin, Hauptstadt des deutschen Reichs, sowie des Königreichs Preussen und Residenzstadt des deutschen Kaisers. Regelmässig gebaut, mit zahlreichen Standbildern geschmückt. Erste Industriestadt des Reichs. Dresden (Kgrch. Sachsen), München (Bayern), Stuttgart (Württemberg), Karlsruhe (Baden), Darmstadt (Hessen), Strassburg (Elsass), Schwerin, Strelitz, Oldenburg, Weimar, Hamburg, Bremen, Lübeck, Leipzig, Frankfurt a./M., Aachen, Köln, Magdeburg, Breslau, Königsberg, Nürnberg, Augsburg u. v. a.

14. Die Lüneburger Heide.

In der preussischen Provinz Hannover dehnt sich von Lüneburg zehn Meilen weit nach Süden eine nur wenig

über das Meer erhabene, ziemlich ebene Fläche aus. Das ist die Lüneburger Heide. Der grösstentheils sandige, trockene Boden eignet sich für den Anbau nicht im mindesten, und die Niederungen sind sumpfig. Weder Flüsse, noch Bäche, noch Seen bewässern die öde, unfruchtbare, traurige Gegend. Die Natur scheint hier ewig zu schlummern.

Doch wie ärmlich der Boden aussieht, ganz ohne Leben und Wachsthum ist die Einöde doch nicht. So weit das Auge reicht, deckt den Sand das Sandheidekraut, den Sumpf die Moorheide, und nicht selten wachsen beide Arten dicht neben einander. Diese Einförmigkeit des Pflanzenwuchses, aus der nur hie und da ein grünes, krüppeliges Nadelgebüsch oder höchstens ein äusserst liches Tannengehölz aufragt, wirkt auf das Auge des Wanderers um so unheimlicher, als die ungeheure Fläche eine und dieselbe düstere, schwarzbraune Färbung zeigt.

Auch die Thierwelt hat ihre Vertreter. Hin und wieder lässt sich das Gekrächze einiger hungriger Raben hören. Unter den Insekten sind es namentlich die Bienen, welche hier schaarenweise um die röthlichen Blüten des Heidekrauts schwärmen. Sie bereiten aus deren Saft einen vortrefflichen Honig. Von den magern, aber würzigen Heidekräutern nähren sich kleine, an Kopf und Füssen schwarze, ungemein lebhaft Schafe, welche die weite Fläche in grossen Heerden durchziehen und unter dem Namen Heidschnucken bekannt sind.

Der einzige menschliche Bewohner der Steppe ist der Schafhirt. Mit seiner Heerde zieht er, der Nomade Deutschlands, von Gegend zu Gegend und mag sich in seiner Einsamkeit ohne Zweifel glücklicher fühlen, als Mancher, der im Gewühle des Lebens steht.

15. Das Kaiserthum-Oesterreich-Ungarn.

624,000 km². Fl. — 38 Mill. E.

Oesterreich-Ungarn, grösstentheils Binnenland, grenzt nur im Süden auf bedeutender Strecke an's adriatische Meer. Von

den Alpen fast mitten durchzogen und von dem Erz- und Riesengebirge, den Sudeten und Karpathen im Norden begrenzt, ist das Land bedeutend gebirgiger, als Deutschland. Doch breitet sich die Thalebene der Donau in Ungarn zu einem ausserordentlich weit ausgedehnten Tiefland aus, das im Osten bis an das siebenbürgische Gebirge reicht. Weitaus der grösste Theil Oesterreich-Ungarns gehört zum Flussgebiete der Donau. Ihre bedeutendsten Nebenflüsse sind der Inn, die Drau, die Theiss und die Save. Der Norden enthält die Quellgebiete der Elbe, Oder, Weichsel und des Dnjester, der Südwesten den Oberlauf der Etsch. Die Grösse und die vorherrschend kontinentale Lage des Landes, wie namentlich die Richtung der zahlreichen Gebirgszüge, bedingen eine grosse Verschiedenheit des Klima's. Regen fällt häufig, Schnee im Süden selten, und in den südlichsten Gegenden herrscht der mildeste Winter. In den Thalgebieten ist der Boden ungemein fruchtbar. Ungarn liefert nicht nur ausserordentlich viel und theilweise vortrefflichen Wein, sondern als eine der Kornkammern Europa's namentlich auch massenhaft Getreide. Ueberhaupt werden alle wesentlichen Ernährungsmittel für die Bevölkerung in ausreichender Menge gewonnen. An Hausthieren aller Art ist Oesterreich-Ungarn wohl noch reicher, als Deutschland. Salz wird in Ueberfluss, namentlich aus dem Bergwerke von Wieliczka, gewonnen, und der Reichthum an edeln und unedeln Metallen, vorzüglich Eisen, wie auch an brennbaren Mineralien, ist gross.

Die Bevölkerung besteht hauptsächlich aus Deutschen und Slaven, zum kleinern Theil aus Romanen, Magyaren, Juden und Zigeunern. Auffallenderweise leben fast alle diese Völkerschaften im ganzen Reiche ziemlich zerstreut; doch bewohnen die Deutschen vorzugsweise den Westen, die übrigen Volksstämme den Osten und Süden. Ackerbau, Viehzucht, Bergbau, Weinbau sind die Haupterwerbszweige; Industrie und Handel haben sich in neuerer Zeit ziemlich gehoben. Die Volksbildung wird auch in Oesterreich immer mehr gepflegt; es zeichnen sich hierin besonders die deutschen Gebietstheile aus.

Oesterreich-Ungarn ist eine durch den Reichsrath des erstern und den Reichstag des andern Landes eingeschränkte Monarchie. Jede der beiden Reichshälften zerfällt wiederum in einzelne Staaten, die ihrem gemeinsamen Reichsoberhaupt, dem Kaiser, als ihrem Könige, Erzherzog, Herzog, Grossfürsten, Fürsten oder Grafen unterthan sind. Es besteht also da weder ein Bundesstaat, noch ein Staatenbund; denn fast jede Provinz hat ihre Sonderstellung und mit allen andern nur das Reichsoberhaupt gemeinsam. Zur österreichischen Reichshälfte gehören die Königreiche Böhmen, Galizien und Dalmatien, das Erzherzogthum Oesterreich, die Herzogthümer Salzburg, Steiermark, Krain, Schlesien, Bukowina und Krakau, die Grafschaften Tyrol und Vorarlberg, sowie die Markgrafschaft Mähren. Die ungarische Reichshälfte enthält die Königreiche Ungarn, Kroatien, Slavonien und das Grossfürstenthum Siebenbürgen. Eine selbständige Herrschaft bildet das mit dem Kaiserstaate unmittelbar polizeilich und im Zoll- und Postwesen verbundene Fürstenthum Lichtenstein.

Wien, Hauptstadt der österreichischen Reichshälfte und Residenzstadt des Kaisers. Budapest, ungarische Hauptstadt. Prag, Triest, Lemberg, Graz, Brunn, Szegedin u. a.

16. Der Prater bei Wien.

So heisst der nahe der Stadt auf einer Donauinsel gelegene Lustwald der Wiener. Der 1 $\frac{1}{2}$ Stunden lange Park bildet ein reizendes Gemisch von Wiese und Wald., Strassen und Tummelplätzen. Nicht weniger als sechs lange und breite Alleen von Laubholzbäumen laufen auf einen Punkt zusammen. Dazwischen liegt der herrlichste Rasengrund. Eine Menge Wirths- und Kaffeehäuser bieten alle möglichen Erfrischungen, und zahlreiche Tanzsäle, Schaubuden aller Art, Kramläden und Unterhaltungsplätze laden zum Besuche ein.

Bei günstiger Witterung strömen zur Sommerszeit Sonntags oder auch sonst an festlichen Tagen Tausende und Tausende lebensfroher Wiener und Wienerinnen in prächtigen

Karossen, in Droschken und Fiakern, zu Pferd und zu Fuss, zur allgemeinen Belustigung in den Prater hinaus. Die vornehmen Herrschaften fahren in der Hauptallee auf und ab, indess die weniger vornehmen Besucher die übrigen Alleen in Beschlag nehmen. Man drängt sich hin und her, und jeder Besucher genießt die fröhlichen Stunden des Tages nach seiner Weise. Als der festlichste Tag gilt der erste Mai. Dann wird der Prater von der ganzen vornehmen Welt, auch vom Kaiser besucht, und die übrige Bevölkerung findet sich in ungewöhnlicher Zahl zur allgemeinen Freude und Lustbarkeit ein.

Am lebhaftesten geht's im Prater zu, wenn ein Feuerwerk abgebrannt werden soll. Da sammelt sich bei einbrechender Nacht eine ungeheure Menschenmenge auf dem bestimmten Platz. Einige Kanonenschüsse geben das Zeichen zum Beginn. Alles wird still und harret des prächtigen Schauspiels. Auf den Ruf „Feuer“ entzünden sich die ersten Reihen des Feuerwerks; dann folgen Feuergarben, Springbrunnen, feuerspeiende Drachen, Namenszüge, umlaufende Sonnen u. dgl. in den mannigfaltigsten Farben. Raketen, Granaten, Leuchtkugeln u. s. w. bilden den Schluss. Nach beendigtem Feuerwerk wird der Prater mit Pechkränzen beleuchtet, und der Festjubil dauert bis tief in die Nacht hinein.

17. Das Königreich Italien.

296,385 km.² Fl. — 28,2 Mill. E.

„Wenn man hinuntersteigt von unsern Höhen
und immer tiefer zieht den Strömen nach,
gelangt man in ein grosses, ebnes Land,
wo die Waldwasser nicht mehr brausend schäumen,
die Flüsse ruhig und gemächlich zieh'n;
da sieht man frei nach allen Himmelsräumen
und selbst im Winter gar die Gärten blüh'n
und immer goldne Früchte an den Bäumen.
Dort wächst das Korn in langen, grünen Auen,
und wie ein Garten ist das Land zu schauen.“

Schiller.



Neapel und Vesuv.

Mit Recht heisst Italien der Garten Europa's; denn über der langgestreckten, tief nach Süden reichenden Halbinsel lacht fast immer ein blauer Himmel, und der überaus fruchtbare Boden des Küstenlandes, wie des Pogebiets, liefert die herrlichsten Erzeugnisse der Pflanzenwelt. Nur der Landstrich des Kalkgebirges der Apenninen macht eine Ausnahme, indem die Vegetation meist etwas kärglich ist. Unter den Küstenflüssen, welche diesem Gebirgszuge entströmen, sind der Tiber und der Arno die bedeutendsten. Im Süden erhebt sich nahe dem Meere der niedrige feuerspeiende Berg Vesuv und auf der durch die Strasse von Messina vom Festland getrennten Insel Sizilien der dreimal höhere Vulkan Aetna. Bedeutend weiter entfernt ist die nicht minder grosse Insel Sardinien. Im Norden Italiens herrscht ein sehr gelinder Winter, im Süden statt dessen eine kurze Regenzeit. Der Schnee ist hier ein höchst seltener Gast. Den Hauptreichtum des Landes bilden Südfrüchte aller Art, Wein, Weizen, Mais, Reis und Seide. Das wichtigste Hausthier ist das Rind. Unter den Mineralien sind namentlich der Schwefel Siziliens und der berühmte karrarische Marmor zu nennen.

Im Süden Italiens gibt es noch viele unangebaute Strecken Landes, deren Ausdehnung aber von Jahr zu Jahr abnimmt. Dagegen werden in der Mitte und im Norden der Landbau, die Viehzucht und die Seidenzucht fleissig betrieben, und Tausende tüchtiger Erdarbeiter und Maurer suchen und finden im Ausland Verdienst. Im Allgemeinen zeigt sich das italienische Volk von der Natur hoch begabt; es verräth heitere Lebenslust und einen lebendigen Sinn für die Kunst. Selbst der Unwissende hat Freude an Gemälden, Bau- und Bildwerken, ganz besonders aber an der Musik. Durch Genügsamkeit und Sparsamkeit zeichnet sich das italienische Volk vor vielen andern Völkern aus.

Früher aus den Einzelstaaten Piemont mit Sardinien, Lombardei, Neapel mit Sizilien, Kirchenstaat, Toskana, Modena, Parma und Lucca bestehend, bildet Italien seit 1871 ein einheitliches Königreich unter der Herrschaft des sardinischen Königshauses. Es ist durch diese Vereinigung zur Grossmacht Europa's geworden.

Rom, Haupt- und Residenzstadt. Hier hat der Papst als Oberhaupt der katholischen Christenheit seinen Sitz. Reiche Kunstschatze. Mailand, herrlicher Dom, von weissem Marmor erbaut. Neapel, unvergleichlich schöne Lage am gleichnamigen Golf. Florenz, prachtvolle Kirchen und Paläste, reiche Kunstsammlungen. Turin, schön und regelmässig gebaut. Venedig, ehemals bedeutende Handelsstadt. Genua, prachtvolle Lage am gleichnamigen Golf. Palermo, Cagliari, Parma, Modena u. v. a. Städte.

18. Venedig.

Der ganze nördliche Theil des adriatischen Meeres enthält zahlreiche seichte Strecken, welche sich sechs Meilen weit ausdehnen und durch Ablagerung des Geschiebes der hier mündenden Flüsse entstanden sind. Aus diesen sogenannten Lagunen erheben sich einzelne Inselgruppen, auf deren einer die altberühmte Stadt Venedig erbaut ist. Ringsher liegt das Wasser ruhig; denn die aufgeregten Wogen des Meeres

brechen sich an langen, quer vor der Inselgruppe sich hinziehenden Sandbänken.



Venedig.

Die Lagunenstadt steht auf drei grössern und über hundert kleinern Inseln. Mitten hindurch windet sich wie eine grosse Schlange in Gestalt eines lateinischen S ein langer, 90 m. breiter Kanal, mit welchem noch 147 kleinere Kanäle in Verbindung stehen. Ungefähr 400 meist steinerne Brücken führen über diese Wasserstrassen, die den Hauptverkehr vermitteln. Die grösste über den Hauptkanal gewölbte, 21 m. lange, mit Kramläden besetzte Rialto-Brücke besteht aus prächtigem Marmor, und zu beiden Seiten führen 56 Stufen hinauf. Die Strassen auf den Inseln sind sehr schmal, oft blos 2 m. breit, und dienen nur den Fussgängern, denn Wagen und Pferde gibt es innerhalb der Stadt nicht. Die schmalen, aber hohen Häuser, wie die Brücken stehen auf Pfählen. Der Markusplatz ist der belebteste Theil Venedigs. In den Kanälen bewegen sich Hunderte von Gondeln mit ausserordentlicher Schnelligkeit nach allen Richtungen.

19. Die Republik Frankreich.

528,570 km² Fl. — 36,9 Mill. E.

Im Norden, Westen und Süden vom Meere bespült, hat Frankreich eine ungemein günstige Lage. Der östliche Theil des Landes ist von zahlreichen Mittelgebirgen durchzogen, und an den Grenzen gegen Südosten und Südwesten erheben sich die Hochgebirge der Alpen und Pyrenäen. Nach Westen und Norden senkt sich der Boden zum Tiefland ab. Darum wenden sich die meisten Gewässer in diesen beiden Richtungen dem Kanal und dem biskayischen Meerbusen zu. Das merkwürdige reiche Flussnetz zählt über 100 schiffbare Haupt- und Nebenflüsse, die vielfach noch durch Kanäle mit einander verbunden sind. Im Süden gleicht das Klima demjenigen Italiens: kurze Winter, heisse Sommer. Die mittleren und nördlichen Landschaften haben ein gemässigttes Klima, das namentlich durch die Nähe des Meeres gemildert wird. Die Hauptprodukte des Südens sind Olivenöl und Seide, diejenigen der mittleren und nördlichen Gegenden Getreide, Obst und vorzügliche Weine. Das Mineralreich liefert Eisen und Steinkohlen in mehr als hinreichender Menge. Der Viehstand ist bedeutend.

Die Haupterwerbsquellen des Volkes sind demnach Acker- und Weinbau, Viehzucht und Seidenkultur. Vorzügliches leistet auch die Industrie, namentlich in zahlreichen Luxusartikeln, z. B. Kleidern, Möbeln, Gold- und Silberwaaren. Die französische Mode beherrscht fast die ganze Welt. Der Handel Frankreichs ist bedeutend und wird durch die Lage an zwei Meeren ausserordentlich begünstigt. Für das Volksschulwesen wird tüchtig gearbeitet.

Frankreich, bis 1871 bald Königreich, bald Republik, bald Kaiserthum, ist seither eine Republik. Ihrem Präsidenten zur Seite stehen ein Ministerium, ein Senat und ein Abgeordnetenhauſ.

Paris, Hauptstadt mit 2 Mill. Einwohnern, von starken Befestigungswerken und volkreichen Vorstädten umgeben. Zahlreiche grossartige Gebäude, z. B. die Kirche Notre Dame, das Louvre mit seinen reichen Kunstschatzen, das Palais royal.

Oeffentliche Plätze mit geschichtlichen Denkmälern. Lyon, Hauptsitz der Seidenindustrie. Marseille, die grösste See-stadt des Landes. Toulon, grosser Kriegshafen. Le Havre, bedeutender Handelshafen. Ajaccio auf der Insel Korsika, Geburtsort Napoleons I., Rheims, Bordeaux, Rouen, Nancy, Chalons u. s. w.

20. Die Provence.

Die Provence, das zwischen den Alpen, der Rhone und dem Mittelmeer liegende Gebiet, ist das Paradies Frankreichs. Lavendel, Rosmarin und Salbei schmücken die Wiesen und verbreiten die angenehmsten Düfte, indess das Auge durch blühende Rosen-, Myrten- und Lorbeerbüsche entzückt wird. Feigenbäume stehen vielorts in langen Alleen und zeitigen die köstlichsten Früchte. Der Oelbaum bildet häufig ganze Wälder. Er wächst sehr langsam, kann einige hundert Jahre alt werden und erreicht fast die Höhe des Nussbaumes. Im Frühling ist er dicht mit weissen Blüten bedeckt, welche den lieblichsten Geruch verbreiten. Seine Früchte, die Oliven, liefern ein vorzügliches Oel, das weithin in den Handel kommt. Orangen wachsen massenhaft an der Meeresküste. Der Blüten-duft ist so stark, dass er Kopfschmerzen erregt und darum lästig wird. Die goldrothen Früchte lässt man nicht selten ungewöhnlich lange am Baume, damit sie vollkommen auswachsen. Die auffallend grossen Kastanien, die im Innern des Ländchens massenhaft gedeihen, benutzt man, wie bei uns die Kartoffeln, zur täglichen Nahrung. Das warme Klima, die schattigen Gebüsche und die süssen Früchte locken Schaaren von Rothkehlchen, Nachtigallen, Meisen, Grasmücken, Amseln und Drosseln herbei. Diese so nützlichen Singvögel werden leider in grosser Menge gefangen und als Leckerbissen verspeist.

21. Das Königreich Spanien.

507,000 km² Fl. — 16,6 Mill. E.

Im Norden ist Spanien durch das Hochgebirge der Pyrenäen, als dessen Fortsetzung das asturische Gebirge erscheint, von Frankreich geschieden und bildet mit Portugal die

pyrenäische Halbinsel. Im Süden streicht nahe der Meeresküste das hohe Schneegebirge (Sierra Nevada) hin. Parallel mit ihm ziehen drei niedrigere Bergzüge, die sich theilweise zu weit ausgedehnten Hochflächen ausbreiten. Die Flussthäler erweitern sich meist zu grossen Tieflandflächen, und die ziemlich wasserarmen Flüsse sind grösstentheils nicht schiffbar. Während sich das südliche und südöstliche Küstenland eines ungemein milden Klima's und köstlicher Südfrüchte, vortrefflicher Weine, ja selbst der Dattelpalme und des Zuckerrohrs erfreut, herrscht im mittleren und nördlichen Spanien ein mehr oder weniger bloss gemässigt, an der Nordküste etwas rauhes Klima. Das Hochland erscheint fast waldlos, kahl und öde und ermangelt häufig des befruchtenden Regens. Bei Tag ist hier die Hitze gross, bei Nacht die Kälte empfindlich. Unter den Hausthieren sind die Merinoschafe besonders berühmt. Der Reichthum an Metallen, namentlich an Blei und Quecksilber, ist gross.

Seitdem Spaniens Macht und Herrschaft zur See geschwunden ist, nimmt es den frühern bedeutenden Rang unter den Staaten Europa's nicht mehr ein. Der Boden könnte in vielen Gegenden besser bebaut sein. Die Schafzucht ist ausgedehnt, ebenso der Bergbau, in welchem viel englisches Kapital steckt. Die südlichen und östlichen Küstengegenden haben ertragreiche Landwirthschaft und vorzüglichen Weinbau.

Madrid, Haupt- und Residenzstadt, fast in der Mitte des Landes, auf einer dünnen, baumarmen Hochebene. Granada, Ruinen des maurischen Königspalastes Alhambra. Malaga, vorzügliche Weinkultur. Valencia, Seidenfabrikation. Barcelona, Festung, Hauptsitz der Industrie. Cadix, Hauptkriegshafen.

22. Das Königreich Portugal.

93,000 km² Fl. — 4,35 Mill. E.

Die meisten Gebirgszüge und Flüsse Spaniens finden in Portugal ihre Fortsetzung. Der Boden ist meist fruchtbar und

wird gut bebaut. Das Klima ist namentlich an der Küste vorherrschend feucht; denn der Westwind bringt häufig Regen. Die Produkte sind annähernd dieselben, wie in Spanien. Berühmt ist der Wein von Oporto.

Landwirthschaft und Viehzucht, Bergbau, Handel und Schiffahrt bilden die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung.

Lissabon, Haupt- und Residenzstadt in reizender Gegend am untersten Lauf des Tajo gelegen, der hier 15 km. breit ist. Erdbeben 1755. Oporto, starker Weinhandel, Seidenmanufakturen.

23. Gibraltar.



An der Südspitze Spaniens erhebt sich das steile Vorgebirge Gibraltar. Dasselbe erstreckt sich lang und schmal wie ein Keil in's Meer hinaus. Mit Spanien hängt es nur durch eine tiefliegende, sandige Landenge zusammen.

Auf der ihr entgegengesetzten Seite verbindet die bloss 5 Stunden breite, nach dem Vorgebirge benannte Meerenge zwischen Europa und Afrika das mittelländische Meer mit dem atlantischen Ozean, dessen Strömung sich bis in die Nähe der Stadt Malaga bemerkbar macht.

Am südlichen Abhange des aus Kalkstein bestehenden Vorgebirges liegt die Stadt und Festung Gibraltar.

Diese letztere wurde zur Zeit der maurischen Herrschaft erbaut und trotz jedem Feind so lange, als er nicht durch List in ihren Besitz zu gelangen weiss. Die Ostseite ist sehr steil und enthält zahlreiche Höhlen, in denen eine Menge Affen ihre Schlupfwinkel finden.

Obwohl auf spanischem Boden gelegen, befindet sich das Vorgebirge zur Zeit im Besitze der Engländer. In ihrer Hand liegt also der Schlüssel zum mittelländischen Meere; denn von der Festung aus kann in Zeiten des Krieges das Ein- und Auslaufen der Schiffe durch die Macht der Kanonen verhindert werden.

24. Das Königreich Holland (die Niederlande).

35,560 km² Fl. — 4,2 Mill. E.

Holland, das Mündungsgebiet des Rheins und der Maas, ist durchweg Tiefland mit Ausnahme des zugehörigen, aber getrennt liegenden, von Frankreich, Deutschland und Belgien umschlossenen Grossherzogthums Luxemburg, in dessen Gebiet hinein sich einzelne Ausläufer der Ardennen erstrecken. Weil das holländische Küstenland vielerorts niedriger liegt, als der Wasserspiegel der Nordsee, so muss hier das Land durch Dämme vor den Meereswogen geschützt werden. Zahlreiche Kanäle durchziehen die Niederung. Sie dienen als förmliche Verkehrsstrassen und stehen sowohl mit den Flüssen, als auch mit dem Meere in Verbindung. Von Nordwesten her dringt die Zuidersee, die in Folge eines gewaltigen Meereseinbruchs entstanden ist, tief in's Land hinein, soll aber mit der Zeit trocken gelegt werden. Der Boden ist sehr fruchtbar und das Klima ziemlich milde, aber feucht. Getreide, Baumfrüchte, Gras und Gartengewächse gedeihen vortrefflich.

Landwirthschaft und Viehzucht, Gewerbe und Fabrikation, Handel und Schiffahrt sind die Erwerbszweige der Bevölkerung. Bemerkenswerth ist namentlich, dass die Blumenzucht in ausgedehntem Maasse betrieben wird und einen nicht unerheblichen Handelsgewinn abwirft.

Amsterdam, Hauptstadt, auf Pfählen erbaut und durch zahlreiche Kanäle in viele Inseln getheilt, die durch 292 Brücken mit einander verbunden sind. Einer der bedeutendsten Handelsplätze (Kolonialwaaren). Haag, Residenz des Königs. Harlem, berühmte Blumenzucht. Rotterdam, bedeutendste Handelsstadt (Getreide, Wein, Tabak, Flachs).

25. Saardam.

Saardam, Amsterdam gegenüber, ist eines der grössten und reichsten Dörfer der Welt. Man denke sich längs einer zwei Stunden langen Strasse eine Reihe bunt angestrichener, hölzerner Häuser, vor denen sich niedliche Gärtchen befinden, deren Wege mit Sand bestreut sind und sehr sauber aussehen. Ueberall erblickt man zierliche, vergoldete Schnitzereien aufgestellt, die sich seltsam ausnehmen, an denen aber der Holländer Geschmack findet. Die Stämme der vor den Häusern stehenden Bäume sind weiss oder blau angestrichen. Die Nebenstrassen haben eine Breite von nur ungefähr $2\frac{1}{2}$ m., so dass sie von keinem Fuhrwerk befahren werden können. So schön, zierlich, reinlich und wohlhabend das Dorf aussieht, ebenso still und todt ist es auch. Im Bogen um dasselbe her stehen gegen 1000 Papier-, Mehl-, Säge-, Pulvermühlen und Oelpressen, die alle vom Winde (Windmühlen) in Bewegung gesetzt werden.

Die reichen Bewohner halten sich grösstentheils im Innern ihrer Häuser auf und sind sehr ruhiger Natur. Nicht leicht wird ein Fremder eingelassen; denn man fürchtet den Schmutz, den er etwa mitbringen könnte. Ist aber Jemand wirklich so glücklich, ein Haus betreten zu dürfen, so muss er vor der Thüre die Stiefel ausziehen und in Pantoffeln oder Filzschuhe schlüpfen. Ueberdies muss er sich gefallen lassen, dass allenfals eine Magd sofort hinter ihm her den Fussboden reinigt. Noch steht das Haus, welches Peter der Grosse bewohnte, als er unter dem Namen Peter Michaeloff hier das Schiffszimmerhandwerk lernte. Die kleine, dunkle Hütte heisst der Petershof.

26. Das Königreich Belgien.

29,450 km² Fl. — 5,5 Mill. E.

Belgien ist im Nordwesten Tiefland, das von der Schelde durchflossen wird. Im südöstlichen Gebiete der Maas verzweigen sich die Ardennen. Der grösstentheils sehr fruchtbare Boden wird trefflich bewirthschaftet, und das Klima gleicht demjenigen der Niederlande.

Ackerbau, Gartenkultur und Viehzucht werden vortheilhaft betrieben. Der Bergbau liefert namentlich Steinkohlen und Eisen, auch Blei und Zink. Die Industrie steht in hoher Blüthe, und der Handel wird durch ein vielverzweigtes Eisenbahnnetz mächtig gefördert. Belgien weist die dichteste Bevölkerung auf. Die ursprüngliche Sprache des Landes, das Vlamändische, wird immer mehr durch das Französische verdrängt.

Brüssel, Haupt- und Residenzstadt. Berühmt sind die Brüsseler Spitzen. Antwerpen, grossartiger Petroleumhandel. Mecheln, Hauptknotenpunkt der belgischen Eisenbahnen. Gent, bedeutende Baumwollen-Spinnereien, Webereien und Druckereien. Lüttich, Gewehrfabrikation und Kanonengiesserei. Limburg, bekannt durch seine Käse. Namur, Festung.

27. Das britische Reich.

314,950 km² Fl. — 34,5 Mill. E.

Das britische Inselreich besteht aus den drei Königreichen England, Schottland und Irland. Ausser den grossen Inseln Grossbritannien und Irland zählen zu demselben die normannischen Inseln an der Nordküste Frankreichs, die Hebriden, Orkaden und Shetlandsinseln im Norden Grossbritanniens.

England ist im Norden und Westen ziemlich gebirgig, Schottland ein eigentliches Hochland, dessen höchste Erhebung das Grampiangebirge bildet. Irland besteht zu zwei Drittheilen aus Flachland, das ringsum längs der Küste von einzelnen Bergketten begrenzt ist und im Innern grosse Torf-

moore und viele Seen enthält. Auf beiden Hauptinseln rinnen zahlreiche Küstenflüsse mit meist geringem Gefälle in die umliegenden Meere. Ihre Mündung finden sie meist in tief in's Land eindringenden Busen, welche der Meeresflut weit hinein den Zugang gestatten. Dadurch wird natürlich der Verkehr auch der innern Landesgegenden ungemein erleichtert und überdies durch zahlreiche Eisenbahnen mächtig gefördert. Mit Ausnahme der ganz gebirgigen Gegenden ist der Boden meist fruchtbar und liefert, besonders in England, bei trefflicher Kultur einen hohen Ertrag. Auffallend günstig wirkt in dieser Beziehung auch das ausserordentlich milde, wenn auch feuchte Klima. Der Winter ist trotz der nördlichen Lage des Landes wärmer, als im mittlern und nördlichen Frankreich und nicht strenger, als in Norditalien, so dass ihm nicht einmal das Grün der Wälder zum Opfer fällt. Die nasse Witterung des Frühlings und Herbstes fördert den herrlichsten Graswuchs. Dagegen gedeiht nicht, was der eigentlichen Sommerhitze bedarf; denn diese wird durch den Einfluss des Meeres bedeutend gemässigt, so dass z. B. die Trauben nicht mehr reifen.

Ausser dem trefflich betriebenen Ackerbau in den ebenen und der Viehzucht in den gebirgigen Gegenden ist es ganz besonders die Industrie, welche namentlich in der Verarbeitung der Baumwolle, der Wolle und des Eisens weltberühmte Erfolge aufweist. Ungeheure Steinkohlenlager und mächtige Eisengruben bieten dem grossartig betriebenen Bergbau reiche Ausbeute, welche der Industrie vortrefflich zu statten kommt. Der ausserordentlich ausgedehnte Handel wird im Innern des Landes durch ein allseitig eng verzweigtes Eisenbahnnetz, nach Aussen aber durch eine von keiner Nation übertroffene Schifffahrt gefördert, welche die vielen produktenreichen Kolonien mit dem englischen Mutterlande verbindet.

London, Haupt- und Residenzstadt an der Themse. Sie hat einen Umfang von mehr als 52 km. und über 3,6 Mill. Einwohner. Das ungeheure Häusermeer dieser ersten Welt-handelsstadt ist durch massenhafte Gartenanlagen und Parks vielfach unterbrochen. Majestätisch erhebt sich aus der Mitte



Das Parlamentsgebäude.

die grosse St. Paulskirche, und zahlreiche grossartige Staats- und Privatgebäude zieren die bedeutendsten Stadtquartiere. Hier herrscht grosser Reichthum, anderwärts aber auch tiefe Armuth und unsägliches Elend. Ein Tunnel unter der Themse dient dem Eisenbahn- und ein anderer dem Fussgängerverkehr. Birmingham, berühmte Stahl-, Messing- und Glaswaarenfabrikation. Liverpool, zweitgrösste Handelsstadt des Reichs und Europa's, grösster Baumwollenmarkt. Manchester, bedeutende Baumwollenfabrikation. Edinburg und Glasgow in Schottland, Dublin in Irland.

28. Der Hafen von London.

Londons Hafen ist der grösste der Welt. Ein Dampfboot nach dem andern schiesst da an dem erstaunten Auge vorüber. Alles drängt sich und scheint eine unbeschreibliche Verwirrung zu erzeugen. Doch die Geschicklichkeit der Seeleute weiss Unheil zu verhüten. Eine Unmasse von Schiffen findet sich hier beisammen, und das Ufer ist nur soweit frei, dass die fast unzähligen Boote ab- und zufahren, ein- und ausladen können.

Welch' ein Gewirr und welch' ein Gelärm! In das fast unaufhörliche Rufen und Schreien der bediensteten Matrosen

mischt sich das Knarren der Maschinen, Räder und Ruder, das Gezisch des entweichenden Dampfes, das Aechzen der Krahen, das Rauschen der Wellen, das Hämmern, Poltern und Klopfen an den Uferplätzen. Von Zeit zu Zeit tönt dazwischen von den Kirchthürmen das feierliche, dumpfe Geläute der Glocken. Das ist in wenigen Worten ein schwaches Bild des Londoner Hafens.

29. Das Königreich Dänemark.

39,600 km² Fl. — 1,95 Mill. E.

Dänemark besteht zunächst aus der Halbinsel Jütland und den nahen Inseln Seeland, Fünen, Laaland, Langeland, Falster, Bornholm nebst einigen andern. Sodann gehören dem Lande noch die nordwestlich im atlantischen Ozean liegenden, weit entfernten Fär-Öer-Inseln, sowie die grosse Insel Island an. Im J. 1825 wurde der nördliche Theil von Jütland in Folge eines Durchbruchs der Nordsee (Lymfjord) zur Insel, ist aber 1879 durch eine grossartige Eisenbahnbrücke mit dem Festland verbunden worden.

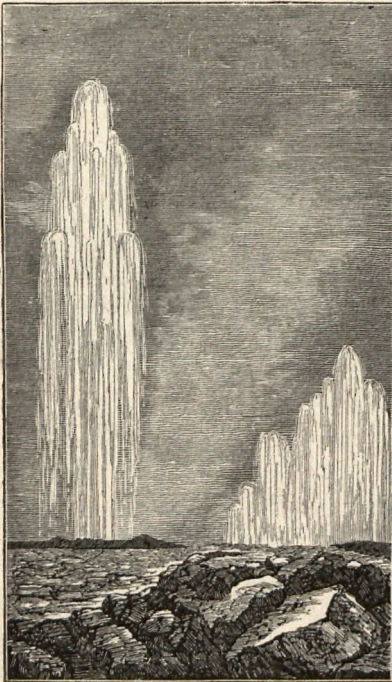
Auf der ganz flachen Halbinsel dehnen sich zwischen fruchtbarem Getreideland Sümpfe und Moore aus. Das Klima ist milde, aber feucht. Aehnlich verhält es sich mit dem Inselland. Nur Bornholm, die Fär-Öer-Inseln und Island machen eine Ausnahme, indem der Boden gebirgig und auf den Höhen felsig und kahl erscheint. Die Berge der letztern Insel sind theils ausgebrannte, theils thätige Vulkane, unter denen der Hekla der bedeutendste ist; überdies finden sich hier zahlreiche heisse Quellen, die hoch empor sprudeln. Fast nur die Küsten der rauhen Insel sind bewohnt und auch diese ziemlich spärlich.

Kopenhagen, Haupt- und Residenzstadt, auf der Insel Seeland gelegen. Aalborg am Lymfjord. Reykjavik auf Island.

30. Der grosse Geysir.

So heisst auf Island der bedeutendste Springquell, dessen siedend heisses Wasser als gewaltiger Strahl aus der Tiefe hervorbricht und bei einem Umfang von ungefähr 18 m. nicht selten

30 m. hoch empor geschleudert wird. Beim Sonnenschein gewährt die Wassersäule einen unbeschreiblich schönen Anblick; denn sie spielt in den prächtigen Regenbogenfarben, indess sie



Geysir, Island.

oben sich in tausend schneeweisse Strahlen theilt, die wieder durch die sich bildende Dampfwolke in die trichterförmige Oeffnung zurückkehren. Der Sprudel verschwindet jeweilen wieder, um nach kurzer Zeit, meist nach ungefähr zwei Stunden, abermals hervorzubrechen. Unmittelbar vor jedem neuen Ausbruch lässt sich aus dem Innern der vulkanischen Erde ein mächtiges Rollen und Donnern vernehmen. Wer dann noch am Rande des weiten Trichters sich aufhält, muss sich eiligst entfernen.

Mitunter kommt es auch vor, dass der Wasserstrahl tag- oder wochenlang ausbleibt.

31. Die Königreiche Schweden und Norwegen.

761,000 km² Fl. — 6,4 Mill. E.

Die beiden Länder der skandinavischen Halbinsel haben einen gemeinsamen Herrscher, aber je eine besondere Verfassung und Verwaltung. Sie sind von einander durch das skandinavische oder Kjölengebirge getrennt. Von der Ostsee bedeutend weiter entfernt, als von dem atlantischen Ozean, fällt es auf dieser Seite schroff, auf jener dagegen all-

mählig ab. Dort reicht sein Fuss bis an die Meeresküste, während sich hier von demselben bis zur Ostsee ein ziemlich breites, flussreiches Tiefland ausdehnt, das sich nach Süden bedeutend erweitert. Das wilde, rauhe Gebirge steigt bis zu einer Höhe von 2,500 m. empor und ist mit zahlreichen Schneefeldern und Gletschern bedeckt. Demnach liegt hier die Schneegrenze ziemlich tiefer, als in den Alpen. Das schwedische Hochland birgt viele Seen; auch das südliche Tiefland zählt, wie wir wissen, deren mehrere von bedeutender Grösse. An der von zahlreichen kleinen Inseln umlagerten Nordwestküste Norwegens dringen viele Meeresarme (Fjorde) durch enge Schluchten und Thäler in's Land ein.

In den Gebirgsgegenden ist das Klima rauh und kalt; dagegen herrscht an der Küste Norwegens bis weit nach Norden milde, aber vorherrschend neblige und regnerische Witterung, während das schwedische Tiefland zwar einen warmen, meist sonnenhellen Sommer, aber einen sehr kalten Winter hat. Frühling und Herbst bilden hier kaum merkliche Uebergänge.

Der Boden ist nicht sehr fruchtbar und bedarf mühsamer Bearbeitung. Roggen und Gerste sind die Hauptprodukte des Ackerbau's. Bedeutender ist die Viehzucht. Der Bergbau fördert sehr viel Eisen, auch Kupfer und Silber zu Tage. Das Land ist ungemein reich an Waldungen, in denen der Süden namentlich Eichen, Buchen und Ahorne, der Norden dagegen nur Tannen und Birken aufweist. Ausser der Jagd wird ganz besonders auch der Fischfang (Stockfische und Häringe) lebhaft betrieben. Ueberdies herrscht in den Städten grosse Gewerbsthätigkeit. Für die Volksbildung wird durch wandernde Lehrer gesorgt. Die den höchsten Norden bewohnenden Lappen führen grossentheils ein Nomadenleben.

Stockholm, Schwedens Haupt- und Residenzstadt. Sie ist am Mälarsee auf zahlreichen Inseln sehr schön gelegen. Erste Fabrikstadt und Haupthandelsplatz des Landes. Christiania, Hauptstadt Norwegens, in der Nähe grosse Eisenwerke. Bergen, grosser Handelsplatz und erste Fischerstadt. Hammerfest, der nördlichste Handelshafen.

32. Das Nordlicht.



Nordlicht.

Für die nördlichsten Erdgegenden ist das Nordlicht eine wohlthätige Erscheinung; denn es erleuchtet die wochenlangen Nächte in wunderbarer Weise. Matte Lichtstrahlen schiessen gleich Pfeilen am Himmel auf, verlöschen und erscheinen wieder. Damit ist auch stets ein knisterndes Rauschen ver-

bunden. Bald bildet sich über dem Horizont ein grosser, blasser Lichtbogen, durch welchen die Sterne scheinen. Dieser Lichtschimmer hält eine Weile an und verschwindet wieder oder verwandelt sich in das eigentliche Nordlicht. Hoch am Himmel erscheint dann ein weisser Lichtkranz wie eine Krone, in welcher eine Menge gelber und bläulich rother Lichtstreifen aus allen Himmelsgegenden sich vereinigen. Zuckend und prasselnd durchkreuzen sich diese Strahlen manchmal vielfach. Nicht selten erzeugt das Nordlicht ein solches Geräusch, dass die Hunde sich erschreckt auf die Erde legen und nicht eher aufstehen, als bis die Erscheinung vorüber ist. Die Naturforscher schreiben sie hauptsächlich elektrischen Kräften zu.

33. Das Kaiserthum Russland.

5.418,000 km² Fl. — 74,6 Mill. E.

Das ungeheure europäisch-russische Tiefland ist im Osten durch den Ural von dem asiatischen Russland getrennt und von zwei niedrigen, kaum 300 m. hohen Bergrücken durchzogen. Durch die weiten Ebenen fliessen zahlreiche Ströme. Das nordwestliche Landesgebiet, Finnland und Lappland, enthält eine Menge Seen und Sümpfe.

In einem so weit von Süden nach Norden reichenden Tieflande muss natürlich das Klima ganz bedeutend verschieden

sein. Tief im Süden dauert der drückend heisse Sommer lang, der freilich sehr kalte Winter nur kurze Zeit. Nordwärts bis zur Mitte des Landes zählt der heisse Sommer nur fünf, der rauhe Winter sieben Monate. Weiter nördlich sind die Flüsse gewöhnlich von Mitte Oktober bis Ende Mai zugefroren. Im hohen Norden endlich werden die tage-, ja sogar wochenlangen Nächte des fast ewigen Winters in wunderbarer Weise vom Nordlicht erhellt. Mensch und Thier und Pflanze erscheinen hier als Zwerggestalten und fristen ein kümmerliches Dasein.

Der einzige Reichthum des Nordens besteht in Pelzthieren und ausgedehnten Waldungen. Das mittlere Russland erzeugt Weizen im Ueberfluss, und noch besser und massenhafter gedeiht derselbe im Süden. Ueberdies wird hier in den weiten Steppen ergiebige Viehzucht betrieben. In den südlichsten Gegenden wachsen vorzügliche Weine und gedeihen sogar noch der Oelbaum, sowie alle Arten Südfrüchte. Im Ural liefert der Bergbau Kupfer, Eisen, Gold, Platina. Der Südosten ist reich an Salz.

Die Industrie steht noch weit zurück; dagegen wird der Handel durch die stete Erweiterung des Eisenbahnnetzes bedeutend gefördert. Die Volksbildung befindet sich noch auf tiefer Stufe; denn kaum 10 0/0 der Bevölkerung besitzen Elementarkenntnisse.



Russisches Bauernhaus.

Petersburg, Haupt- und Residenzstadt, schön gebaut mit grossen Plätzen, breiten Strassen und herrlichen Palästen, erste Handelsstadt des Reichs. Moskau, alte Hauptstadt im Herzen Russlands, erste Fabrikstadt. Warschau, Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Polen. Archangel, Astrachan, Odessa.

34. Die Steppe Südrusslands.

Nordwärts vom schwarzen Meere breitet sich in ungeheurer Ausdehnung ein wildes Steppenland aus. Der Boden ist hier dicht mit hohen Gräsern und mancherlei riesigen Kräutern bewachsen. Sobald im Frühjahr der Schnee geschmolzen ist, sprossen sie aus dem durchfeuchteten Boden rasch empor und decken bald in ausserordentlicher Masse und Mannigfaltigkeit die weite Fläche. Mit dem Eintritt des Sommers beginnt die zwar gewitterhafte, jedoch regenlose Zeit. Sie dauert vom Juni bis Ende August. Die Hitze nimmt so gewaltig zu, dass der aus der Steppe aufsteigende warme Luftstrom die über ihr hinziehenden Wolken in Dunst auflöst. Bei der wochenlang andauernden Trockenheit verdorren Gräser und Kräuter. Die in der Steppe heerdenweise weidenden halbwilden Pferde lechzen vor Durst und suchen ihn an mehr und mehr versiegenden Quellen, Teichen oder Flüssen zu stillen. Die Hirten, fast beständig zu Pferde, haben alsdann ein ungemein beschwerliches Leben; denn aus den schilfbewachsenen Flussgegenden brechen zahlreiche Wölfe hervor und lauern auf Beute. Wachsame Hunde müssen die Heerden schützen, die sich nicht selten selber vertheidigen. Ende August fällt Thau und wechselt mit Regen. Neuerdings spriessen und wachsen Gräser und Kräuter, aber schon zu Ende Septembers tritt beschwerliches Nebelwetter als Vorbote des nahenden Winters ein, der die Hirten nöthigt, ihre Heerden so gut als möglich in leicht gebauten Stallungen unterzubringen.

35. Das türkische Kaiserthum.

278,000 km² Fl. — 7,65 Mill. E.

Das europäische Gebiet des türkischen Kaisers oder Sultans hat im letzten Jahrzehnd eine bedeutende Beschränkung erfahren, indem sich die tributpflichtigen Fürstenthümer Rumänien, Serbien und Montenegro nicht nur von der türkischen Herrschaft losrissen, sondern noch einen erheblichen Gebietszuwachs erlangten. Ebenso steht das Fürstenthum Bulgarien nur noch unter türkischem Schutz, indess

Bosnien zur Zeit von Oesterreich in Beschlag genommen ist und wohl bald mit diesem Reiche vereinigt werden wird. Ueberhaupt scheint die europäische Türkei in allmählicher Auflösung begriffen zu sein.

Das theilweise ziemlich gebirgige Land ist in seinen Thalgründen und Küstengegenden sehr fruchtbar und erzeugt dieselben Naturprodukte, wie Italien und Spanien, da das Klima mit denjenigen dieser Länder ziemlich übereinstimmt; aber der Anbau des Bodens wird bedeutend vernachlässigt.

Die Bevölkerung besteht aus Christen, Juden und Mohamedanern. Die Herrschaft besitzen seit 1453 die letztern, obwohl sie an Zahl weit zurückstehen.

Konstantinopel, Haupt- und Residenzstadt, Schlüssel des schwarzen Meeres. Die Stadt gewährt von Aussen einen grossartigen Anblick, sieht aber im Innern ziemlich schmutzig aus. Adrianopel, Philippopel, Salonichi.

36. Das Königreich Rumänien.

127,000 km² Fl. — 5,2 Mill. E.

Das frühere Fürstenthum wurde mit Anfang 1882 zum Königreich erhoben. Es umfasst die Walachei, die Moldau und die Dobrutscha, liegt am untersten Laufe der Donau und grenzt nordwärts an Siebenbürgen, sowie an Bessarabien, ein Gebiet, welches 1878 vom Sultan an Russland abgetreten werden musste.

Das Flachland ist fruchtbar, das Klima milde, der Anbau des Bodens noch mangelhaft. Der lebhafte Handel bringt zur Ausfuhr: Getreide, Holz, Salz, Wolle, Petroleum, Pferde und Ochsen.

Bukarest, Haupt- und Residenzstadt. Galatz, bedeutender Handelsplatz.

37. Das Königreich Serbien.

49,000 km² Fl. — 1,6 Mill. E.

Seit 1878 vom Sultan ganz unabhängig, erhielt Serbien noch einen bedeutenden Gebietszuwachs. Das Fürstenthum wurde 1882 zum Königreich erhoben. Das ziemlich gebirgige Land, südlich von Ungarn jenseits der Donau gelegen, hat namentlich

im Westen sehr fruchtbaren Ackerboden, im Osten dagegen ungeheure Waldungen.

Belgrad, Haupt- und Residenzstadt, starke Festung.

38. Das Fürstenthum Montenegro.

9400 km² Fl. — 300,000 E.

Das Ländchen der schwarzen Berge ist von einem heldenmüthigen Völklein bewohnt, liegt südwestlich von Serbien und erreicht mit seiner Südspitze das adriatische Meer. Viehzucht ist Haupterwerb. — Cetinje, Residenzort mit 1000 E. Antivari, Hafenstadt.

39. Die Dardanellen.

Das ägäische Meer steht mit dem Marmarameer durch die Strasse der Dardanellen in Verbindung. Am Ein- und Ausgange der Meerenge sind je zwei starke, mit zahlreichen Geschützen versehene Festungen erbaut. Von hier aus kann in Kriegszeiten das Ein- und Auslaufen feindlicher Schiffe verwehrt oder stark gefährdet werden. Diese Festungen heissen Dardanellen, und nach ihnen ist die Meerenge benannt, die übrigens auch den althergebrachten Namen Hellespont trägt.

Zu beiden Seiten des ruhigen, blauen Gewässers, über welches einst der Perserkönig Xerxes von Abydos aus eine Brücke geschlagen haben soll, erheben sich lieblich grüne Ufer. Vom ägäischen bis zum Marmarameer erweitert sich der Kanal allmählig, und bald nach dem Eintritt in das letztere erblickt das Auge in der Ferne die mit dem türkischen Halbmond gezierten Kuppeln der Moscheen Konstantinopels.

40. Das Königreich Griechenland.

50,120 km² Fl. — 1,6 Mill. E.

Das ziemlich gebirgige Griechenland bildet den südlichen Theil der Balkan-Halbinsel und ist von zahlreichen Inseln umgeben. Die Küste des Festlandes erscheint ungemein zerrissen. Es dringen nicht weniger als fünf Meerbusen tief in's Land ein, am weitesten der Golf von Korinth, der die Halbinsel Morea nahezu vom übrigen Festland trennt. Längs der Ostküste zieht sich die grosse Insel Euböa hin. Ebenso gehören im Süd-

osten die grosse Inselgruppe der vulkanischen Cykladen und im Westen die jonischen Inseln Griechenland an.

Ackerbau und Viehzucht, Industrie und Handel stehen noch auf niedriger Stufe. Die bedeutendsten Ausfuhrartikel sind: Wein, Korinthen, Olivenöl; dagegen müssen die meisten Nahrungsmittel und Bekleidungsstoffe eingeführt werden.

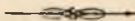
Athen, Haupt- und Residenzstadt, reich an Alterthümern. Piräus, Hafenstadt Athens. Korinth, Sparta und Theben liegen in Trümmern.

41. Die Schwammfischerei.

Die Wasch- und Tafelschwämme werden grösstentheils an der griechischen Küste des ägäischen Meeres gewonnen. Sie bedecken stellenweise die Kalkfelsen des Meeresgrundes. In und an diesen seltsamen Gebilden leben zahlreiche kleine Muschelthiere.

Die sogenannte Schwammfischerei beschäftigt einige tausend Bewohner der griechisch-ägäischen Inseln. Das Gewerbe ist jedoch ein sehr beschwerliches und mühsames; denn der Schwammfischer taucht ohne irgend welchen sichernden Apparat auf den Meeresboden und sucht da so lange nach Beute, als es ihm der verhaltene Athem gestattet. Zu diesem Zwecke stürzt er sich aus seiner Barke, nachdem er in langen und tiefen Zügen möglichst viel Luft eingeathmet hat, bis zu einer Tiefe von 30 bis 40 m. senkrecht hinunter. Ein weisser Stein, der an einem langen Strick befestigt ist, dient ihm gleichsam als Leitstern. Im glücklichen Falle sammelt der Taucher in sein umgehängtes Netz rasch so viele Schwämme, als möglich, und fasst den Strick, sobald ihm der Athem auszugehen droht. Man zieht ihn alsdann schnell zur Oberfläche, und schon im folgenden Augenblick stürzt sich der nächste in der Reihe der Gefährten in die schauerliche Tiefe hinunter.

Die gewonnenen Schwämme werden am Ufer mit feinem Meersand eingerieben und nachher an der Sonne getrocknet. Alsdann klopft man sie tüchtig aus, wodurch sie gereinigt, weich und elastisch werden.



Zweiter Abschnitt.

Geschichten

aus alter und neuer Zeit.

I. Die Eiszeit.

Unser Schweizerland besass nicht immer das heutige Klima (Witterungsverhältnisse). Wo jetzt unsere Seen liegen, und wo in Thälern und auf Hügeln Getreide, Obst und Wein gedeihen, da starrten, wie Gelehrte behaupten, in sehr alter Zeit über weiten und tiefen Wassern jahraus, jahrein ungeheure Eisflächen. Aus ihnen empor ragten nur die Alpengipfel und Jurakämme und kaum einige Höhen des Mittellandes.

Wie kam man dazu, anzunehmen, dass in unserem Lande solch' eine Eiszeit herrschte? An den Ostabhängen unserer Juraberge, an den Seiten des Reuss- und Limmatthales und an vielen andern Orten der schweizerischen Hochebene findet man einzelne Brocken von Gestein, wie solches als Gebirgsmasse nur in den Alpen vorkommt. Man heisst diese zerstreuten Felsstücke erratische (verirrte) Blöcke oder Fündlinge. So findet man in der Nordwestschweiz zuweilen Granit (Geissberger) aus Uri und blauen Kalk oder rothen Ackerstein von der obern Linth. Die Naturforscher behaupten, diese Fündlinge können gar nicht anders, als auf der Oberfläche ungeheurer Gletscher (Eisfelder) an ihre jetzigen Lagerorte gekommen sein. Dergleichen Felswanderungen geschehen zu heutiger Zeit noch auf den viel kleinern Gletschern unserer Alpen.

Wohnten denn zu jener Zeit auch schon Menschen in unserm Lande? Vor wenigen Jahren grub man in Berghöhlen, z. B. bei Thaingen und am Salève, den Boden auf. In der Schuttmasse fand man Zähne und andere Knochen von Thieren und Menschen. Einzelne solche Fundstücke zeigen mitunter eingeritzte Thierfiguren. Tüchtige Forscher können selbst von geringen Knochenresten angeben, wel-

cher Art von Thieren oder Menschen sie angehört haben. Nun liegen in den Grundsichten der Höhlen Skeletstücke von Menschen, von Bären und Renthieren. Letztere waren ähnlich den jetzigen Nordlandthieren gleichen Namens, doch bedeutend kleiner. Sie hielten sich mehr, als die Höhlenbären, im Freien auf, wo sie etwa unter Felsüberhängen Schutz vor der rauhesten Witterung fanden. Ihre Nahrung bestand meistens aus Flechten (isländisch Moos), die an Felsen sogar unter dem Schnee gedeihen. Nur in der kurzen Sommerzeit mochten schneefreie Inseln aus dem Eismeere sich heben. In den rauhern Jahreszeiten scharrtten die Renthierie ihr Futter unter der weissen Decke hervor. Die Höhlenbären hinwieder lebten von der Jagd auf die leichtfüssigen Renthierie. In der sommerlichen Wärme kamen an niedrigen Gesträuchen zahlreiche Beeren zur Reife, welche dem grimmigen Fleischfresser eine leckere Zukost boten. Die härteste Winterzeit verschlief der Bär ohne Nahrung in einem stillen Höhlenversteck.

Und nun der Mensch? Er war der Jäger auf Bären und Renthierie. Seine Waffen bestanden in einer Holzkeule oder einer Steinaxt. Er ass das Fleisch jener Thiere und kleidete sich in ihre Pelzhäute. Flechten und Beeren vermochten auch den Menschen als Nahrung zu dienen. Holz zu Keulen und zu spärlichem Brennstoff lieferten die auf den wärmsten Berginseln wachsenden Zwergföhren, struppiges Erlengebüsch, Heidekraut- und Preiselbeerstauden. Baumstämme zum Baue von Hütten wuchsen nicht.

Welch' ein armseliges, mühevolltes Dasein fristeten unsere frühesten Vorfahren! In vereinzeltten Familien weithin zerstreut, waren sie die Besitzer des winterlichen Landes, das ihnen keine neidischen Nachbarn streitig machten. Woher sind wohl die ersten Einwanderer gekommen? Ohne Zweifel stammten sie aus dem Erdtheil Asien, der sogenannten Wiege der Menschheit. Nur Leute muthigster Art konnten sich in das so unwirthliche, eisige Alpenland wagen! —

2. Julius Cäsar.

(44 vor Christus.)

Der Besieger der Helvetier in Gallien, Julius Cäsar, (II. Theil, Seite 106) ist der berühmteste Römer geworden. Zu seiner Zeit nannte sich das römische Reich eine Republik. Die Bürger der Stadt Rom wählten den Gesetzgebungsrath, den Senat. Dieser ernannte zwei regierende Häupter, die Konsuln, je nur für ein Jahr, sowie die Statthalter oder Prokonsuln über die eroberten Länder. Diese lagen rings um das Mittelmeer, umfassten also Südeuropa, Nordafrika und Westasien. Die unterjochten Völker alle blieben ohne eigene Rechte den römischen Bürgern unterthan. Die Statthalter regierten meistens willkürlich und ungerecht. Sie hoben eine grosse Zahl der jungen Männer zum Kriegsdienst in Rom oder in weit entfernten Provinzen aus. Millionen von Sklaven beiderlei Geschlechts waren Eigenthum nicht bloss der römischen Bürger, sondern auch vieler Unterthanen.

So besass die römische Republik im letzten Jahrhundert vor Christus Geburt eine verhältnissmässig nur sehr geringe Zahl stimmberechtigter Bürger, die grosse Mehrheit derjenigen, welche in der Hauptstadt Rom wohnten, waren arme Leute, die kein anderes Vermögen besaßen, als etwa ein kleines Haus und eine dienende Person (Sklavin). Zur Betreibung eines Handwerks fühlten sich diese Bürger zu stolz. Die Arbeit galt als Sklavendienst. So kam es, dass diese römischen Bürger ihr Stimm- und Wahlrecht um Spenden von Geld, von Getreide und Oel, sowie von Freiplätzen in den grossen Theatern feil hielten. Die Statthalter kehrten mit ungeheuren Reichthümern aus den Provinzen nach der Hauptstadt zurück. In verschwenderischer Weise bestachen sie dann das Wählervolk und die Senatoren, um noch höher an Macht und Ansehen zu steigen.

So verfuhr auch Julius Cäsar. Er war ein gelehrter Mann, der gute Geschichtsbücher schrieb, und nicht minder ein umsichtiger und tapferer Heerführer, der sich in hohem Grade die Liebe seiner Krieger erwarb. Als Prokonsul des von ihm

vollständig unterjochten Landes Gallien sammelte er sich ein fast unerschöpfliches Vermögen. Dann zog er an der Spitze des ihm ergebenen Heeres, einem Gegenbefehle des Senates trotzend, nach der Hauptstadt Rom. Durch Geschenke aller Art machte er sich die Bürgerschaft und den Senat so dienstwillig, dass er zum lebenslänglichen Konsul gewählt wurde. Hiermit war die Republik abgeschafft, dagegen eine Monarchie eingeführt. Cäsar hätte sich König nennen können. In Wahrheit regierte er als solcher. Aus seinem Namen ist später der noch höhere Fürstentitel Kaiser entstanden.

Wohl war Cäsar bestrebt, durch gute Gesetze die Zustände in seinem grossen Reiche zu ordnen. Aber eine Minderheit im Senate konnte es nicht ertragen, dass der Konsul in allen Dingen seinen Willen durchsetze. Diese Senatoren wollten die Monarchie (Herrschaft eines Einzigen) wieder zur Republik (Herrschaft des Senates) zurück führen. Sie bedachten nicht genugsam, dass der Senat sowohl, als die römische Bürgerschaft jede republikanische Tugend verloren hatten. In einer Rathssitzung wurde Cäsar von den verschworenen Senatoren ermordet (44 vor Christus). Sie sammelten rasch ein Heer, konnten sich jedoch der Hauptstadt Rom nicht bemächtigen. Die nur nach Brot und Spiel verlangenden römischen Bürger beklagten den Tod Cäsars. Sie schenkten den Schmeichelreden eines jungen Verwandten desselben, Oktavian, williges Gehör. Er liess sich zum Rächer des Ermordeten ausrufen. Die Heere der sogenannten Republikaner wurden besiegt, und vom Jahr 31 (vor Christus) an nannte sich Oktavian ungescheut Cäsar Augustus (der Erhabene).

Das ausgedehnte römische Gebiet war nunmehr auf Jahrhunderte hin zu einem Kaiserreich geworden, welchem auch unser Land Helvetien angehörte (II. Theil, Seite 107). Das Volk war so verweichlicht und in Knechtessinn versunken, dass es die fürchterlichsten Grausamkeiten von Kaisern (z. B. Nero) ertrug, die vor Uebermuth nahezu wahnsinnig waren. Das Christenthum breitete sich allmählig trotz härtester Bedrückung

(Märtyrerzeit) aus. Die Lehre dieser neuen Religion glänzte wie ein freundliches Licht in die Stürme herein, die nun über das Römerreich hereinbrachen; sie waren das Morgenroth einer bessern Zukunft.

3. Attila und Alarich.

(450.) (410.)

Das römische Kaiserreich hatte, von Augustus an gerechnet, etwa 400 Jahre gedauert, als es durch die Völkerwanderung zersplittert wurde. Nur der Osttheil mit der Hauptstadt Konstantinopel blieb unter dem Namen eines griechischen Kaiserthums 1000 Jahre länger bestehen.

Hatten auch einzelne Herrscher in Rom (Titus, Trajan, Hadrian, Antonin, Mark Aurel) weise und gut regiert, so blieben ihre Völker doch in der Knechtschaft versunken. Für diese musste der Einbruch halbwilder Feindesschwärme zur grossen Wohlthat werden. Waren schon 300 Jahre nach Christus die deutschen Alamannen (II. Theil, Seite 107) die Herren von Helvetien und die Franken gleicherweise die Besitzer von Gallien geworden, so begann die grosse Völkerwanderung erst zu Ende des 4. Jahrhunderts. Sie wurde zunächst veranlasst durch die Hunnen, welche von Asien her nach Osteuropa vordrangen. Sie waren kurz gewachsene, breitschulterige Leute mit dunklem, struppigem Haar, gelblicher Gesichtsfarbe, schief liegenden Augen, hervortretenden Backenknochen und stumpfer Nase. Sie nährten sich von Wurzeln, von der Milch ihrer Pferde und von Fleisch, das sie unter den Sätteln mürbe ritten. Ackerbau und Gewerbe verabscheuten sie. Krieg und Raub waren ihre Lieblingsbeschäftigung.

Aus den Ländern Osteuropa's wichen die germanischen (deutschen) Volksstämme der Ostgothen und Westgothen vor den Schwärmen der Hunnen westwärts. Diese wählten sich dann die Weideebenen von Pannonien (Ungarn) zum neuen Heimathlande. Von da aus durchschwärmten ihre Reiter-schaaren unter der Führung des Königs Attila Süddeutschland, wo sie viele Städte am Rhein verbrannten. Dann brandschatzten

sie Gallien, wurden jedoch hier in der Ebene von Chalons von den vereinigten Franken und Westgothen geschlagen. 200,000 Tode sollen da die Kampfgefilde bedeckt haben. Die Gothen und Franken waren bereits Bekenner des Christenthums. Dieses hatte ihre Sitten gemildert, nicht aber ihren Kriegsmuth gebrochen. Der gothische Bischof Ulfilas übersetzte die Bibel in die deutsche Sprache. Einen letzten Streifzug machte Attila nach Oberitalien. Hier starb er im Jahre 453. Er hatte sich zum Hohn für die von ihm bedrängten Völker ihre „Gottesgeißel“ genannt. Mitten im Ueberfluss von goldenen und silbernen Gefässen, welche die Raubzüge ihm zugebracht hatten, war er ein Muster der Einfachheit geblieben und hatte sich bei den reichsten Gastmählern nur hölzerner Tafelgeräthe bedient.

Italien ward früher schon von den Westgothen überschwemmt. Sie plünderten Rom und gelangten nach dem Süden der Halbinsel. Hier starb im Jahr 410 ihr tapferer Anführer Alarich, erst 34 Jahre alt. Sein Volksstamm wandte sich dann nach Gallien, um endlich in dem bisher römischen Lande Iberien (Spanien) sich bleibend niederzulassen. Die Ostgothen herrschten eine Zeit lang in Oberitalien. Ihre Nachfolger allda wurden die gleichfalls deutschen Longobarden (Lombardei). Die Angelsachsen schifften aus dem Nordwesten von Deutschland nach Britannien über, welches Inselgebiet sie dann Angelland (England) nannten. Der Volksstamm der Vandalen verliess seine Wohnsitze in Mitteldeutschland, durchstürmte Gallien und Iberien, setzte nach Nordafrika über und gründete dort ein Reich. Missachtung und Schonungslosigkeit gegenüber Kunstwerken wird heute noch Vandalismus genannt.

4. Kaiser und Papst.

(800.)

König Karl der Grosse (I. Theil, Seite 100) gehörte dem deutschen Volksstamme der Franken an. Nachdem diese Gallien erobert hatten, siegten sie auch über die Alamannen in Nordhelvetien und Süddeutschland. König Karl wohnte hauptsächlich in Aachen, einer grossen Stadt in Westgermanien. Oft schaute

er auf Reisen nach, ob seine Statthalter (Gaugrafen) gut regieren. Er hat indess auch viele Kriegszüge ausgeführt.

Im Nordwesten von Deutschland, wo Hermann den Varus besiegt hatte (I. Theil, Seite 98), wohnte zu Karls Zeiten der mächtige Germanenstamm der Sachsen. Sie liebten die Selbständigkeit und waren tapfere Krieger. Der vielen Sümpfe und Wälder halber konnten sie ihr Land leicht vertheidigen. Die Sachsen waren zu der Zeit noch Heiden; die Franken dagegen bekannten sich zum Christenthum. Die Religionsverschiedenheit steigerte den Hass zwischen den beiden Nachbarvölkern. Wiederholt fielen plündernd und mordend sächsische Heerhaufen in fränkisches Gebiet. Nun wendete sich Karl mit einer gewaltigen Kriegsmacht gegen sie. Unter ihrem Führer Wittekind leisteten sie drei Jahrzehnte lang den hartnäckigsten Widerstand. Schienen sie bezwungen, alsbald erhoben sie sich neuerdings. Endlich beugten sie sich unter die königliche Herrschaft und zum Bekenntniss, dass sie an Christus glauben wollen. Schaarenweise wurden sie in der Weser getauft. Nachkommen Wittekinds erlangten später die Königsmacht in Deutschland.

Der Bischof von Rom, der Papst, regierte als kirchliches Oberhaupt über die Gesamtkirche, wie die einzelnen Bischöfe über ihre Sprengel. Der Papst führte zugleich die weltliche Herrschaft über die Stadt Rom und das umliegende Gebiet (Kirchenstaat). Ein Longobardenkönig in Oberitalien bedrängte den Papst. Dieser rief den mächtigen Frankenkönig um Hülfe an. Karl eilte mit einem Heer über die Alpen, setzte sich die eiserne Königskrone der Longobarden auf das Haupt, kam nach Rom und mehrte die Macht des Papstes. Das war im Jahr 800. Als nun König Karl am Weihnachtsfeste in der römischen Hauptkirche seine Andacht hielt, schmückte ihn der Papst ebenfalls mit einer Krone. Das Volk aber jubelte: „Heil und Sieg Karl dem Grossen, dem Frieden bringenden Kaiser der Römer!“ — Von nun an hiessen die deutschen Könige ein Jahrtausend lang „Kaiser des römischen Reiches.“ Sie waren oft Gegner der Päpste,

welche hinwieder diese, die Kaiser, mit dem Kirchenbanne, dem Ausschluss aus der kirchlichen Gemeinschaft, belegten und ihnen oft siegreich gegenüberstanden.

5. Wilhelm der Eroberer. Johanna von Orleans.

(1066.)

(1431.)

Schon die Römer waren unter Cäsars Führung von Gallien nach Britannien übersetzt und hatten da die keltischen Bewohner besiegt. Bald breitete sich das Christenthum auf diesen westlichen Inseln aus. Von Irland her kam zu Anfang des 7. Jahrhunderts der heilige Gallus (I. Theil, Seite 98) mit Gefährten nach Helvetien.

Die seit der Mitte des 5. Jahrhunderts in England herrschenden Angelsachsen wurden nicht selten von dänischen Seefahrern hart bedrängt. Inzwischen setzten sich noch andere Nordländer, die Normannen aus Norwegen, auf ihren Südländfahrten im Nordwesten von Gallien fest und begründeten da das Herzogthum der Normandie. Sie nahmen hier die römische (französische) Sprache an. Im Jahr 1066 setzte der Herzog Wilhelm aus der Normandie nach England über, besiegte den König aus sächsischem Stamm und vertheilte das eroberte Gebiet unter seine Krieger. Von diesen stammen zum grossen Theil die heutigen Adligen (Lords) in England und Irland ab. Sie sind jetzt noch die Grundeigenthümer des gesammten Bodens, während die Nachkommenschaft der alten Briten, Sachsen und Dänen fast nur aus Pächtern, Handwerkern, Gewerbs- und Handelsleuten besteht. Die englische Sprache ist ein Gemisch von alt britischen, sächsisch deutschen und normannisch französischen Bestandtheilen.

Die Normandie gehörte seit dem Eroberungszuge des Herzogs Wilhelm noch fast 400 Jahre zu England. Als 1328 ein Zweig der französischen Königsfamilie ausstarb, machte das englische Herrscherhaus Ansprüche auf den Thron von Frankreich. Nahezu 100 Jahre lang wurde nunmehr um die fran-

zösische Krone gestritten. Endlich schienen die Engländer entscheidend im Vortheil zu sein. Sie hielten die Hauptstadt Paris im Besitz. Der thatenlose König von Frankreich, Karl VI., stand im Begriff, die Stadt Orleans an der Loire preiszugeben und sich nach dem Süden des Landes zu flüchten.

Aus dieser Bedrängniss half ein einfaches, ungelehrtes Landmädchen. Johanna d'Arc war die Tochter eines Bauers in West-Lothringen (Champagne). Ihr ging tief die Schmach zu Herzen, dass die französischen Heere ruhmlos vor dem englischen Feinde wichen. Auf einsamer Weide beim Hüten harmloser Lämmer vertiefte sie sich in den Gedanken der Befreiung des Heimathlandes von dem fremden Joche. Sie fühlte sich in ihrem Innern berufen, zum König zu eilen und den Kampf gegen die Fremden mitzukämpfen, als eine von Gott Auserwählte. Im Waffenkleide, mit hoch wallender weisser Fahne, erschien die heldenmuthige Jungfrau vor französischen Kriegern. Mit begeisterten Worten entflammte sie ihren Muth. Die Engländer wurden von Orleans verjagt, die Franzosen gewannen Sieg um Sieg. Johanna d'Arc führte den König Karl zur Krönung in die im Norden von Frankreich liegende Stadt Rheims.

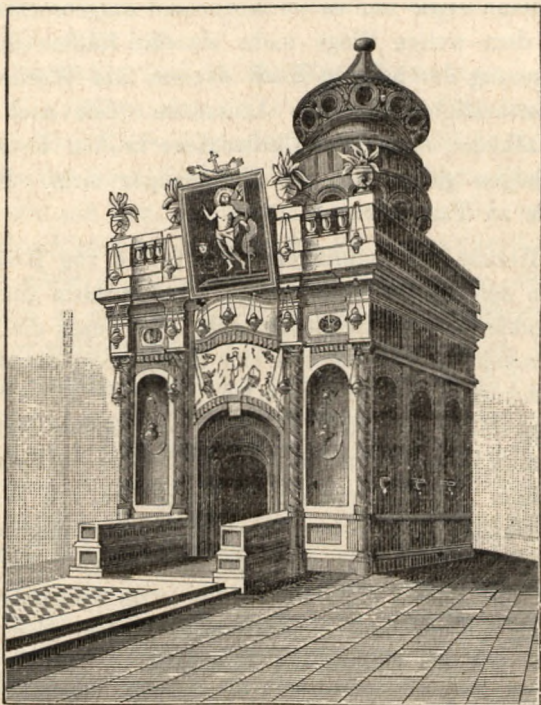
Nun aber liess der Eifer für den Befreiungskrieg nach. Johanna gerieth in die Gefangenschaft der Engländer. Diese stellten sie als eine Hexe oder Zauberin vor Gericht. Sie wurde des Bündnisses mit bösen Geistern schuldig erklärt und 1431, zwei Jahre nach Beginn ihrer Siegesfahrten, auf einem Scheiterhaufen verbrannt.

Die hehre Erscheinung der Jungfrau von Orleans hat trotz deren raschen Unterganges die Selbständigkeit von Frankreich gerettet. Seit 1450 besitzen die Engländer auf dem französischen Festlande keinen Antheil mehr. Also selbst ihr Stammgebiet, die Normandie, ging ihnen verloren. Nur die normannischen Inseln, an der Küste von Frankreich, den Engländern angehörig, erinnern hiedurch noch an die Zeiten der nachbarlichen Völkerkämpfe.

6. Gottfried von Bouillon.

(1099.)

Im Morgenlande, im ostwärts von uns liegenden Erdtheil Asien, ist 100 Jahre vor Karl des Grossen Herrschaft ein Mann aufgetreten, der sich berufen fühlte, eine neue Religion zu stiften, indem er wähnte und vorgab, ein Grösserer zu sein, als Jesus Christus. Er hiess Mohammed und lehrte sein Volk: Es ist nur Ein Gott, und Mohammed ist sein Prophet.



Kirche des heiligen Grabes.

Christen aus dem Abendlande (Deutschland, Frankreich und Italien) wallfahrteten häufig nach Jerusalem, um an den Stätten, wo Jesus gelebt hatte, andachtvoll betend zu knien. Nun waren aber die mohammedanischen Araber die Herren

von Palästina (Judenland) geworden. Durch sie wurden die christlichen Pilger hart bedrückt. Darum sammelten sich in Westeuropa Kriegsheere zu dem Zwecke, das heilige Land den Ungläubigen (Mohammedanern) zu entreissen. Diese Heerfahrten nach Osten nennt man die Kreuzzüge. Jeder der Theilnehmer trug ein Kreuzeszeichen auf sein Kriegskleid geheftet. Die Anhänger des Mohammed wählten später zum Sinnbild ihres Bekenntnisses den Halbmond.

Im Jahr 1099 umschloss ein Kreuzheer die Stadt Jerusalem. 600,000 Mann stark war es im Abendland aufgebrochen, hatte aber auf dem weiten Wege mehr als die Hälfte eingebüsst. Die Belagerung der heiligen Stadt dauerte fünf Wochen. Die Araber vertheidigten sie aufs Aeusserste. Nur noch 20,000 Kämpfer zählend, drang das Christenheer in den festen Platz ein. Gefangen gaben sich die Vertheidiger nicht. Fechtend erlagen sie zu Tausenden.

Der Herzog von Lothringen, Gottfried von Bouillon, wurde von den Siegern zum Könige von Jerusalem ausgerufen. Aber er erklärte voller Bescheidenheit: „Wo Jesus die Dornenkrone getragen, da geziemet mir eine Königskrone nimmermehr. Nennet mich Beschützer des heiligen Grabes!“ Schon nach einem Jahre raffte der Tod den vortrefflichen Mann weg. Die Mohammedaner gewannen allmählig wieder die Uebermacht in Westasien. Wohl wurden neue Kreuzzüge in's Werk gesetzt, im Ganzen ihrer sieben. Deutsche Kaiser, englische und französische Könige stellten sich an ihre Spitze. Vergeblich! Nach fast 200 Jahren (1291) ging der letzte Kreuzfahrerort in Palästina an die mohammedanischen Türken über. Diese sind heute noch die Herren von Jerusalem.

Die Kreuzzüge haben Europa und Asien einander näher gebracht, d. h. einen regen Handelsverkehr angebahnt. Im Abendlande schwächten sie die grosse Macht der Adels herrschaft. Denn Tausende von Rittergeschlechtern sind während dieser Morgenlandsfahrten ausgestorben.

7. Aargau und Thurgau.

(1415.)

(1460.)

Seit der Zeit des deutschen Kaisers Rudolf (I. Theil, Seite 103) und seines Enkels Friedrich wählten die deutschen Kurfürsten ein volles Jahrhundert lang keinen Herzog von Habsburg-Oesterreich mehr zum Reichsoberhaupt. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts regierte Sigismund von Luxemburg als deutscher Kaiser. Viel mächtiger jedoch an eignen Ländern und Leuten war zur Zeit der Herzog Friedrich von Oesterreich. Desshalb unterliess es dieser Jahre lang, dem Kaiser den Eid der Treue zu leisten.

Im Jahr 1414 fand in der Stadt Konstanz am Bodensee ein Konzilium statt, eine allgemeine Versammlung von Bischöfen. Der Kaiser Sigismund erschien, als ihr Schirmherr, ebenfalls in der Kirchenversammlung. Nebst andern Fürsten hatte er auch den mit ihm verfeindeten Herzog Friedrich von Oesterreich herbeschieden zur Ablegung des Huldigungseides. Dieser erschien; allein er konnte sich nicht entschliessen, den Eid zu leisten und so sich vor seinem Feinde zu demüthigen; auch arbeitete er vielfach dem Willen des Kaisers entgegen. Da sprach dieser die Reichsacht über den Oesterreicher aus, d. h. er wurde aller seiner Länder verlustig erklärt. Die Eidgenossen der damaligen acht Orte erhielten vom Kaiser die Aufforderung, für sich den Aargau zu erobern. Sigismund selber nahm den Thurgau zu Handen. Die Berner überzogen alsbald (1415) das Gebiet aarabwärts bis zum Rhein; die Luzerner griffen auf die Gegend um Sursee, die Zürcher auf das „Freiamt“ zwischen Albis und Reuss. Die Grafschaft Baden wurde von sieben Orten gemeinsam besetzt. Nur Uri nahm keinen Theil an dem „ungerechten Gute“. Die gewonnenen Landschaften wurden durch Landvögte regiert. Die neuen Herren, die sich selber freie Eidgenossen nannten, drückten ihre Unterthanen härter, als dies Seitens der frühern österreichischen Amtsleute geschehen war.

Inzwischen versöhnte sich der Kaiser mit dem Herzog von Oesterreich. Denn dieser erhielt um eine Geldsumme den

Thurgau zurück und schwur den Lehenseid. Nun befahl der Kaiser den Eidgenossen, das Schloss Stein bei Baden an Friedrich zurück zu geben. Dessen weigerten sie sich. Von 1415 an bis zur Revolutionszeit (II. Theil, Seite 132) blieb vom Aargau nur das Frickthalgebiet österreichisch.

Im Jahr 1460 wurde auch der Thurgau eidgenössisches Unterthanenland. Die damals freie Reichsstadt Konstanz veranstaltete ein Schützenfest (Freischiessen), an welchem auch Eidgenossen sich betheiligten. Ein Konstanzerschütze nannte ein schweizerisches Geldstück einen „Kuhplappart.“ Erzürnt zogen die schweizerischen Festbesucher sofort heim und kehrten mit Kriegerschaaren vor Konstanz zurück, um den Schimpf zu rächen. Doch mit 3000 fl. Brandschatzungsgeld liessen sie sich verabfinden.

Auf dem Rückmarsche nahmen die Zürcher in Winterthur, die Waldstätter und Glarner in Rappersweil Nachtquartier. Beide Orte gehörten zum österreichischen Thurgau. In dem Rosenstädtchen (so geheissen seines Wappenbildes wegen) am Zürichsee bestand eine eidgenössisch gesinnte Partei. Mit deren Hilfe besetzten die bewaffneten Gäste das Rathhaus, entfernten die österreichischen Amtsleute und liessen die Bürger den Eid der Treue an ihre nunmehrigen Schutzorte Schwyz und Glarus leisten. So missachteten die Eidgenossen ihren Nachbar, den Herzog von Oesterreich. Sie eroberten den ganzen Thurgau mit Ausnahme der Stadt Winterthur. Deren Einwohner, sowohl Frauen als Männer, wehrten sich muthig in einer harten Belagerung. Doch nach wenigen Jahren trat der österreichische Fürst die treue Eulachstadt mit dem Schlosse Kyburg, unter Vorbehalt der Selbstverwaltung Winterthurs durch die Bürger, als Pfand für 10,000 fl. Darleihen, an die Stadt Zürich ab.

8. Die Türkennoth.

(1453, 1683, 1717.)

Nach Beendigung der Kreuzzüge dehnten sich die mohamedanischen Türken über ganz Westasien aus. Dann setzten sie sich im Laufe zweier Jahrhunderte auch auf europäischem

Boden, im griechischen Kaiserreiche, fest. Ihre Schiffe beherrschten das schwarze und das ägäische Meer. Im Jahre 1453 umschlossen 300,000 türkische Krieger zu Wasser und zu Lande den alten Herrschersitz Konstantinopel. Tapfer focht der letzte griechische Kaiser an der Spitze von nur etwa 10,000 Vertheidigern. Vergeblich vernichtete das „griechische Feuer“, das auch im Wasser fortbrannte, viele Belagererschiffe. Die Stadt erlag der eisernen Umarmung. Kaiser Konstantin fiel kämpfend unter den Streichen türkischer Säbel. Die Einwohnerschaft wurde zum Sklavendienste weithin zerstreut. Dagegen siedelten sich 8000 Türkenfamilien in der nunmehrigen mohammedanischen Reichshauptstadt **S t a m b u l** an. Das Kreuz auf der grossen Kuppel der Sophienkirche wurde durch den Halbmond, das bisherige Stadtwappenzeichen, ersetzt. Heute noch ist das prachtvolle Gebäude eine mohammedanische Moschee.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts drangen die Türken nordwärts bis über die **D o n a u** vor. Sie beherrschten zeitweise das heldenhaft sich vertheidigende Ungarland und belagerten 1529 ein erstes Mal die österreichische Hauptstadt **W i e n**. Ernstlicher gestaltete sich 150 Jahre später, 1683, die zweite Umschliessung der ostdeutschen Residenzstadt durch ein türkisches Heer von 200,000 Mann. Feige hatte sich der Kaiser **Leopold** stromaufwärts nach **Linz** geflüchtet. Doch mannhaft leitete **Graf Stahremberg** den beharrlichsten Widerstand auf den Wällen der **Donaustadt**. Nach wochenlangem Ringen kündete eine blutrothe Fahne von der Spitze des hohen **Stephanthurmes** die Gefahr eines nahen Untergangs. Da rückten zum Entsatz ein deutsches Heer unter dem Herzog **Karl von Lothringen** und ein polnisches unter dem Könige **Sobieski** heran. **Stahremberg** unternahm einen gleichzeitigen Ausfall. Vor dem vereinten Anprall löste sich das Türkenheer in die wildeste Flucht auf. Mitteleuropa war nunmehr vor der Türkenherrschaft gesichert.

Für immer auch aus **Ungarn** vertrieb die Türken der in österreichischen Diensten stehende Held **Prinz Eugen** von

Savoyen. Ihn preist ein altes Volkslied, gedichtet zur Zeit, da die Türken bleibend über die mittlere Donau zurückwichen (1717).

Prinz Eugen, der edle Ritter, wollt' dem Kaiser kriegen wieder Stadt und Festung von Belgrad. Er liess schlagen eine Brücken, Dass man konnt' hinüber rücken mit dem Heere vor die Stadt.

Einundzwanzigster August eben war's, als ein Spion mit Beben Zeigt dem Prinzen Eugen an, dass von Türken anmarschiren, Wie man konnt' rekognosziren, dreimal hunderttausend Mann.

Als Eugenius das vernommen, liess er gleich zusammen kommen Generäl' und Feldmarschäll'. Und er mahnt sie nach Gebühren, Ihre Truppen gut zu führen auf die nahen Feinde schnell.

Nicht vergass er, zu befehlen, dass man sollte Zwölfe zählen An der Uhr um Mitternacht. Dann sollt' man zu Pferde steigen, Um dem Feindesheer zu zeigen, wer sich früh zum Streit aufmacht.

Und zur Stunde sass zu Pferde jeder und griff keck zum Schwerte, Leise rückt man aus der Schanz'. Musketiere wie die Reiter, Alle waren tapf're Streiter. Ei, das ward ein schöner Tanz!

Die Konstabler von den Schanzen spielen auf zu diesem Tanzen Mit Kartaunen klein und gross. Also brennen sie mit beiden Auf die Türken, auf die Heiden, dass sie flüchten ordnungslos.

Prinz Eugenius auf der Rechten that gleich einem Löwen fechten Als der höchste Feldmarschall. Prinz Ludwig rief auf und nieder: Deutsche Brüder, stürmet bieder auf des Feindes starken Wall!

Prinz Ludwig, er musst' aufgeben seinen Geist, sein junges Leben; Feindesblei schlug auf ihn ein. Prinz Eugen war tief ergriffen, Als die Leich' er überschiffen liess nach Deutsch-Peterwardein. —

9. Die Mauren.

(1483. 1492.)

Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts stand die iberische oder pyrenäische Halbinsel unter mehrfach getheilter Herrschaft. Der Westküste entlang zog sich das Königreich Portugal. Das südliche Gebiet, das schöne Andalusien mit der Hauptstadt Granada, bildete das Königreich der Mauren. Diese waren Nachkommen von mohammedanischen Arabern oder Sarazenen, die von Nordafrika her die Meerenge von Gibraltar überschritten hatten. Zeitweise waren sie dann nach Gallien, sogar in das helvetische Burgund vorgedrungen (I. Theil, Seite 101).

Karl der Grosse hat sie nach Südspanien zurückgeworfen. Hier zeichneten sich die Mauren während Jahrhunderten, da sie den Frieden pflegten, durch hohen Kunstsinn und grosse Liebe zu den Wissenschaften aus. Prachtige Paläste, sowie ausgezeichnete Hochschulen, die häufig auch von christlichen Jünglingen und Männern besucht wurden, zierten die Städte. Von diesen Mauren haben wir unsere Zahlenschrift (Ziffern) erhalten.

Als König Ferdinand von Arragonien und Königin Isabella von Kastilien in Folge ihrer Heirath den Norden und die Mitte der pyrenäischen Halbinsel zu Einem Königreiche vereinigt hatten, gelüsteten sie auch nach dem schönen Süden, der im Besitze der Mauren war. Nach hartnäckigen Kämpfen, in welchen von beiden Seiten heldenmüthig und glaubenseifrig gestritten wurde, nahmen die Spanier im Jahre 1492 die Stadt Granada, die Hauptstadt der Mauren ein und machten so der maurischen Herrschaft auf europäischem Boden ein Ende.

10. Waldmann's Tod.

(1422. 1478. 1489.)

Nahmen die Urner keinen Theil an der Eroberung des Aargau, so hielten sie sich dafür südwärts vom Gotthardpasse das Livinenthal unterthan. Die noch südlichere Thalstufe des Tessinflusses, die Riviera, mit der Stadt Bellinzona, verblieb unter der Herrschaft des Herzogs von Mailand. Denn 1422 hatte bei Arbedo, eine Stunde nordwärts von Bellenz, ein tapfer kämpfendes eidgenössisches Freibeuterheer eine bedeutende Niederlage erlitten.

Im Jahr 1478, also kurz nach den Siegen der Eidgenossen über die Burgunder, fällten mailändische Unterthanen auf Livinerboden Kastanienbäume. Sofort eilte eine Urner Freischaar über den Gotthard. 10,000 Eidgenossen folgten und belagerten Bellinzona. Ausdauer in der Belagerung fester Plätze haben die schweizerischen Krieger zu keiner Zeit bewiesen. Das Heer vor Bellenz fürchtete, ein Verschneien des Gotthardpasses

schon während des nahenden Spätjahrs könnte die Verbindung mit der Heimat unterbrechen. Darum zog das Hauptheer unter der Anführung Waldmann's (II. Theil, Seite 120) nach Hause. Nur 600 Mann verblieben unter dem Befehle des Luzerner Hauptmanns Frischhans Theiling in Giornico, unten im Livinenthale.

Diese kleine Schaar vermeinten die Mailänder leicht überwältigen zu können. 15,000 Mann stark rückten sie von Bellinzona herauf. Schon war ein grimmig kalter Winter eingetreten. Die Schweizer leiteten unterhalb Giornico das Tessinwasser auf Strassen und Wiesenhalden. Bald war das Gelände in ein weites Eisfeld verwandelt. Langsam klotzten die welschen Krieger heran. Die Eidgenossen hatten sich mit Fusseisen versehen. So stürmten sie unter dem Befehle Frischhans Theilings sichern Schrittes auf den Feind los, der alsbald voller Verwirrung floh. 1500 Erschlagene lagen auf dem winterlichen Kampfgefeld. Von den Eidgenossen waren nur zwei Mann gefallen.

Gross war der Ruhm Theilings wegen dieser Waffenthat. Er hinwieder murrte laut über Waldmann, dieser habe sich den Wegzug von Bellinzona durch mailändisches Geld abkaufen lassen. Wie nun Theiling 1487 als Tuchhändler auf den Markt nach Zürich kam, liess der Bürgermeister Waldmann ihn gefangen setzen. Umsonst verlangte die Regierung von Luzern, dass Theiling dort vor Gericht gezogen werde. In der zürcherischen Rathsversammlung, welche Theiling zum Tode verurtheilte, war Waldmann als Vorsitzender gleichzeitig Ankläger und Richter. Ohne Erfolg flehte Theilings Gattin um menschliches Erbarmen.

Diese Gewaltthat Waldmanns wirkte zu seinem baldigen, ebenfalls gewaltsamen Tode mit. Die adeligen Bürger der Stadt Zürich hassten den Bürgermeister, weil er ihre bisherigen Vorrechte, z. B. die Steuerfreiheit, antastete. Das Zürcher Landvolk war ebenfalls feindlich gegen Waldmann gesinnt. Denn mehrere neue Gesetze, welche unter seiner Rathsleitung erlassen wurden, drückten die Bauersame schwer. Darum zog ein Heer

von Landleuten vor die Stadt, um den Sturz Waldmanns zu erzwingen. Eidgenössische Boten (Gesandte) langten in Zürich an. Sie sollten den Frieden zwischen der Regierung und den Landleuten vermitteln. Doch Waldmanns Feinde regten auch in der Stadt einen Aufruhr an. Sie stürmten gegen das Rathhaus. Schultheiss Seiler von Luzern, der angesehenste Mann unter den eidgenössischen Boten, that nichts zum Schutze des Bürgermeisters. Dieser ward gefangen gesetzt und auf einen Gerichtsspruch seiner Gegner hin enthauptet (1489). So starb der Held von Murten. Voll hohen Sinnes, ohne Groll, hatten seine letzten Worte gelautet: Gott schütze dich, mein liebes Zürich!

Das Bauernheer zog erst dann von der Stadt weg, nachdem jede einzelne Gemeinde eine schriftliche Zusicherung für grössere Selbständigkeit des Landvolkes erhalten hatte. Diese Urkunden wurden die Waldmann'schen Briefe genannt.

II. Kolumbus.

(1492.)

Seit der Zeit der Kreuzzüge hatten sich die Handelsverbindungen zwischen Ost- und Südasiens (Indien) einerseits und Europa anderseits stetig gemehrt. Karavanen, mit Pferden und Kameelen als Reit- und Lastthieren, brachten die Erzeugnisse des fernsten Morgenlandes nach Westasien. Schiffe des Mittelmeeres trugen sie dann in die verschiedenen Gegenden des Abendlandes.

Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts waren besonders die Portugiesen von ihrer atlantischen Küste aus sehr tüchtige Seefahrer. Längs dem Westen des Erdtheils Afrika wagten sie sich immer weiter südwärts. So suchten sie einen Seeweg nach Indien. Schon war (1486) die Südspitze des afrikanischen Festlandes erreicht. Doch das indische Wunderland blieb noch in unbekannter Ferne.

Zu der Zeit war Genua in Italien eine rührige Seehandelsstadt. Einer ihrer Kauffahrer-Kapitäne, Christoph Kolumbus, beurtheilte regen Geistes die Bestrebungen der Portugiesen. Er war von der Kugelgestalt der Erde überzeugt. Hieraus zog er den berechtigten Schluss: „Wer westwärts um

das Erdenrund reist, muss von Osten her zum Ausgangsorte zurück kommen. Indien liegt ostwärts von Europa. Reise ich also vom Mittelmeer aus in westlicher Richtung, so gelange ich nothwendiger Weise nach Ostasien.“ Der weise Mann täuschte sich nur darin, dass er den Erdball für viel kleiner hielt, als er wirklich ist.

Ohne Erfolg suchte Kolumbus bei den Regierungen zuerst von Genua, dann von Portugal um Ueberlassung von Schiffen zur Westfahrt nach Indien nach. Das spanische Fürstenpaar, Ferdinand und Isabella, anvertraute ihm drei ärmlich ausgerüstete Fahrzeuge. Mit solchen schwachen Mitteln wagte der Held die ungeheure Unternehmung. Nur der höchste Muth, gepaart mit menschenfreundlichster Milde, vermochte die Ausdauer zur Erreichung des hehren Zieles zu erhalten. Nach einer Fahrt von mehr als zwei Monaten in gänzlich unbekanntem Gegenden des atlantischen Meeres wollte die Schiffsmannschaft den Admiral zur Umkehr zwingen. Da zeigte sich Land. Es war eine Insel halbwegs zwischen Europa und Indien. Der neue Erdtheil Amerika war entdeckt!

Undank lohnte den grossen Mann. Die Falschheit der Spanier schlug ihn sogar zeitweise in Ketten. Eine Schande für die Menschheit ward auch alsbald die Sklaverei, in welche durch die Europäer Millionen von Negern aus ihrer Heimat Afrika nach Amerika geführt wurden. Christoph Kolumbus steht als einer der edelsten Helden des Menschengeschlechts ruhmreich da.

12. König Heinrich IV.

(1594—1610.)

Den französischen Königsthron bestieg gegen das Ende des 16. Jahrhunderts (1594) ein Fürst, Heinrich IV., der durch eine milde, versöhnliche und weise Regierung sein Volk glücklich zu machen suchte. Die guten Absichten, die ihn beseelten, beweist sein Wort: „Ich ruhe nicht, bis jeder Franzose, auch der ärmste, allsonntäglich sein Huhn im Topfe hat.“ Er unterstützte Handel und Gewerbe mittelst Anlegung von neuen

Strassen und Kanälen und förderte eifrig den Acker- und Weinbau. Sein Bestreben, die Steuern des Landvolkes zu ermässigen, war für dieses eine segensvolle Wohlthat.

Wie in Deutschland und in der Schweiz, so war auch in Frankreich das Volk des religiösen Bekenntnisses wegen in zwei Parteien geschieden, zwischen welchen es zum Bürgerkriege und zu argem Blutvergiessen gekommen war. Heinrich, anfänglich der protestantischen Partei, den „Hugenotten,“ angehörend, war zum katholischen Glauben übergetreten. Sein eifriges Bestreben war es, die erbitterten Gemüther zu versöhnen und dem Hader ein Ende zu machen. Er wurde hierin, wie in allen seinen guten Bestrebungen, von seinem ersten Minister (Rathgeber) Süilly kräftig unterstützt. König Heinrich erliess ein Gesetz, das Edikt von Nantes (sogenannt nach der Stadt, von der aus es erlassen wurde), welches den beiden Religionsparteien die gleichen Rechte zusicherte. Unter einem Nachfolger Heinrich IV., dem König Ludwig XIV., wurde dieses Edikt wieder aufgehoben, zum Schaden des Friedens und der Wohlfahrt des Landes.

König Heinrich, dieser menschenfreundliche Herrscher, fiel durch die Hand eines Meuchelmörders, im Jahre 1610; sein Andenken aber lebt bis auf den heutigen Tag im französischen Volke fort, welches ihn dankbar den „guten König Heinrich“ nennt.

13. Der dreissigjährige Krieg.

(1618. 1648.)

Einhundert Jahre nach der Zeit, da Luther in Deutschland die kirchliche Reformation in's Werk gesetzt hatte (1517), entbrannte daselbst ein mörderischer Kampf zwischen den beiden Religionsparteien. Norddeutschland war protestantisch geworden; der Westen und Süden sammt Oesterreich blieben fast durchweg dem alten Bekenntnisse treu. Mit den Reformirten verbündeten sich sowohl die lutherischen Schweden, als auch die katholischen Franzosen. Diese kümmerten sich nichts um die kirchliche Bedeutung des Krieges. Sie betheiligten sich bloss in

der Absicht, während der Zerrüttung Deutschlands an dessen Westgrenze Land und Leute an sich zu reissen. Weil sie die Schwächung der deutschen Kaisermacht wünschten, das Reichsoberhaupt aber (ein Oesterreicher) zur katholischen Partei hielt, trat Frankreich zu den Protestanten. Die Schweiz blieb in dem grossen Streithandel fast ganz unbetheiligt. Immerhin belagerten schwedische Heerhaufen die Grenzstädte Konstanz und Rheinfelden.

Die Schweden besaßen zu Anfang des 17. Jahrhunderts deutsches Grenzgebiet an der Südküste der Ostsee. Um so leichter griff der thatenkühne König Gustav Adolf (1630) in den deutschen Religionskrieg ein. Die protestantischen Fürsten Deutschlands betrachteten zwar das Vorgehen des Nordländers Anfangs sehr misstrauisch. Deshalb vermochte er die Stadt Magdeburg an der Elbe nicht vor der Eroberung durch den katholischen General Tilly zu schützen. Beim Eindringen der feindlichen Schaaren zündeten die Einwohner selber ihre Häuser an. Fast ganz Magdeburg sank in Schutthaufen.

Nach dem Untergang dieses starken Elbeplatzes verbündeten sich mit Gustav Adolf die beiden Kurfürsten von Brandenburg (Preussen) und Sachsen. (Dieser Name bezeichnete zu der Zeit nicht mehr das Land Wittekind's an der Weser, sondern ein Gebiet an der mittlern Elbe.) Der Schwedenkönig zieht nun getrost südwärts in das katholische Bayerland, besiegt Tilly, der tapfer fechtend fällt, und erobert Augsburg und München. Als neuer katholischer Oberfeldherr tritt ihm Wallenstein entgegen. Vergeblich stürmen die Schweden an sein verschanztes Lager bei Nürnberg. Gustav Adolf wendet sich nordwärts, Wallenstein folgt ihm. Bei Lützen im Sachsenlande stirbt der Schwedenkönig inmitten eines gewaltigen Heereskampfes (1632). Sein Nachfolger in der Heeresführung der Schweden wird der deutsche Herzog von Weimar. Nach dessen Tode bedrohen die schwedischen Generale Torstenson und Wrangel die Hauptstadt Wien und erobern die eine Hälfte von Prag. Statt der noch jungen Tochter Gustav Adolfs, Christine, die später katholisch wurde, regierte das schwedische Staatswesen der Kanzler (Schreiber) Oxenstierna.

Der kaiserliche Heerführer Wallenstein kam am Hoflager zu Wien in den Verdacht, kein gehorsamer Unterthan zu sein. Darum wurde der gewaltige Kriegsmann in der böhmischen Festung Eger von einigen seiner Offiziere ermordet (1634). Hätte nun der französische König nicht fort und fort Hemmnisse bereitet, so wäre wohl bald ein Friedensabschluss zu Stande gekommen. Denn die deutschen Länder lagen verwüstet, die stark gelichtete Bevölkerung erlag fast ganz den Nöthen aller Art. In den westphälischen (altsächsischen) Städten Münster und Osnabrück wurde lange Jahre hindurch über eine gütliche Verständigung verhandelt. Endlich, 1648, kamen die Urkunden des westphälischen Friedens allseitig zur Unterzeichnung. Beide Religionsparteien behielten freies Recht zur Ausübung ihrer kirchlichen Gebräuche. Schweden mehrte sein Gebiet an der Nordküste von Deutschland durch die Erwerbung von Pommern. Frankreich erhielt Ost-Lothringen und Elsass. Holland und die Schweiz wurden als selbstständige, nicht mehr zum deutschen Reiche zählende Staaten anerkannt.

Der Gesandte der Schweizer bei den westphälischen Friedensverhandlungen war Bürgermeister Wettstein von Basel. Ein eingewanderter Zürcher (von Russikon), hatte er kraft seiner grossen Tüchtigkeit die höchste Staatswürde erlangt. Im Verkehr mit den Friedensunterhändlern zu Münster soll der einfache, aber nicht minder gewandte Republikaner selbst den feinen und vornehmen französischen Gesandten gegenüber eine hoch geachtete Stellung eingenommen haben.

14. Genf und Waadt.

(1536. 1602. 1723.)

Die Stadt Genf, die südwestliche Schlüsselstadt des Schweizerlandes, war Jahrhunderte lang ein Kleinod, nach dessen Besitz die Herzoge von Savoyen gelüsteten. Waren sie ja doch sonst Herrscher rings um den Lemensee! Als dann die Rhonestadt der Reformation sich zuneigte, wurde die Feindschaft zwischen dem katholischen Fürstenhause und den protestantischen Genfern noch grösser. Die Berner Regierung,

welche in ihrem Oberlande die Reformation mit Waffengewalt eingeführt hatte, nahm Partei für die Genfer. Unter Oberst Nägeli rückten 6000 Berner in das savoy'sche Waadtland ein (1536). Ohne Widerstand fiel das schöne Weingebiet der Bärenstadt zur Beute. Die Verwaltung wurde an sieben Landvögte vertheilt. Nur die Hauptstadt *Lausanne* erhielt einige Rechte zur Selbstregierung. Durch die Berner wurde im Waadtland die reformirte Religion eingeführt.

Der Stadt Genf drohte jedoch von ihren vermeintlichen Freunden selber Gefahr. Die neuen Herren des Waadtlandes mutheten den Bürgern der grossen Lemanstadt zu, sie möchten sich unter den Schutz des Bärenbanners begeben. Doch die Genfer entgegneten, dass sie eine protestantische Bevogtigung für nicht minder schlimm erachten, als die savoy'sche wäre. So verblieb Genf ein Bundesort zu Bern. Die Herzoge von Savoyen hinwieder gaben ihr Gelüsten nach der Rhonestadt und nach der verlorenen Waadt lange nicht auf. Im Jahr 1602 sollte mittelst einer nächtlichen Ueberraschung das gut befestigte Genf seiner Freiheit beraubt werden. In tiefer Dunkelheit nahten Tausende savoy'scher Kriegsleute der Stadt. Viele trugen Leitern zum Ersteigen der Wallmauer. Schon standen mehrere 100 Feinde innerhalb der Bollwerke zur Sprengung eines Thores bereit, durch das die Hauptmacht einziehen sollte. Endlich gab der Lärmschuss einer Wache Kunde von der grossen Gefahr. Diese wurde von den aus dem Schläfe geschreckten Bürgern glücklich besiegt. Der so misslungene savoy'sche Ueberfall erhielt den Namen *Eskalade*. Die Genfer feiern jetzt noch alljährlich den Erinnerungstag.

Das Waadtland fühlte sich nicht glücklich unter der Bern'schen Herrschaft. Die Landvögte beuteten das Volk aus, theils für die Staatskasse, theils für ihre eigene Tasche. Die Volksschulen wurden vernachlässigt. Selbst die höhere Schule (Akademie) zu Lausanne erhielt nur kärglichen Unterhalt. Ausser der Heerstrasse, die von Bern nach Genf führte, wurden die Verkehrswege fast unbrauchbar gelassen. Die Offiziere der Landesmiliz, ausgenommen die Instruktoren (Trüllmeister), waren

durchwegs Berner. Die Jugend des Landes wurde verlockt, unter Bernischen Hauptleuten Reisläuferdienst zu thun.

Dieses harte Joch suchte der Instruktions-Major Davel von Cully zu brechen. Er wollte ohne Blutvergiessen zum Ziele gelangen. Als (1723) alle waadtländischen Landvögte zur Rathssitzung nach Bern verreist waren, zog Davel mit 500 Mann auserlesenen Aufgebotes nach Lausanne. Hier legte er dem Stadtrathe den Plan der Befreiung vor. Doch diese Herren waren für die Besserstellung des Landvolkes nicht zu begeistern. Sie sagten für den folgenden Morgen die Kundgabe ihres Entschlusses zu, schickten indess sofort einen Eilboten nach Bern. Der arglose Davel liess sich täuschen. Er wurde von seinen Kriegern getrennt und gefangen gesetzt. In kürzester Frist erschienen die Berner. Ein Kriegsgericht verurtheilte Davel zum Tode. Ohne Scheu hat er den Richtern vorgehalten, wie ungerecht sie das Waadtland regieren.

15. England als Republik.

(1649 bis 1659.)

Zehn Jahre lang war England eine Republik unter der Regierung des Protektors (Beschützers) Cromwell. Die Engländer hatten seit Jahrhunderten ein Recht besessen, das erst nach der Revolutionszeit in den meisten Ländern Europa's zur Geltung kam: das Recht des Volkes zur Wahl von Abgeordneten, welche Gesetze genehmigten und die Landessteuern bewilligten. In Russland besteht dieses Volksrecht heute noch nicht. Die Engländer nannten schon im 16. Jahrhundert die Versammlung ihrer Abgeordneten das Parlament.

Im Jahr 1625 bestieg König Karl I. den Thron von England. Zeitweise berief er das Parlament gar nicht ein, oder er beachtete dessen Beschlüsse nicht. Das Land litt damals unter kirchlicher Entzweiung. Der König neigte sich mehr den Katholiken zu, die Parlamentspartei den Protestanten. Die Anhänger der königlichen Macht nannten sich Kavalier (Ritter), diejenigen der Volksrechte dagegen Rundköpfe (wegen ihrer kurz geschorenen Haare). Der Hass zwischen den Gegnern

führte zum Waffenentscheide. Der König unterlag. Er wurde des Landesverrathes angeklagt und vom Parlament zum Tode verurtheilt. Das britische Reich wurde zur Republik erklärt. Den jeweiligen Protektor sollte das Parlament wählen. Die Herrenabtheilung des Parlaments (das Oberhaus der adeligen Lords) war abgeschafft. Dagegen verblieb diesen Nachkommen der alten sächsischen und normann'schen Grundeigenthümer unversehrt das untheilbare und unverkäufliche Erbrecht auf den Boden. Die grosse Masse der Landbevölkerung konnte nach wie vor nur Pächter bleiben. So ist's noch heute, und unter dieser Knechtschaft seufzt hauptsächlich die schöne Insel Irland, die 1649 von dem puritanischen Rundkopfgeneral Cromwell bezwungen worden ist. In England selber ist gegenwärtig die Unfreiheit, welche in der Pächterwirthschaft liegt, bedeutend weniger fühlbar, weil da der grossartigste Handels- und Industrieverkehr durch Bethätigung von Millionen Händen vielfache Erwerbsmittel bietet.

Der Protektor Cromwell starb 1658. Schon ein Jahr später wurde der Sohn des enthaupteten Königs als Jakob II. auf den erblichen Thron erhoben. Aber durch bestimmt lautende Artikel der Verfassung (des Grundgesetzes) wurde die Königsmacht für die Zukunft gezwungen, die Rechte des Parlaments und des Volkes zu achten. Schon zu Cromwells Zeit strebte die englische Seemacht darnach, der holländischen den Vorrang abzugewinnen. Grossartige Ansiedelungen an der Ostküste von Nordamerika gründeten hier englische Unterthanengebiete.

16. Peter der Grosse.

(1689—1725.)

Im russischen Zaren- oder Kaiserpalaste, dem Kreml zu Moskau, wurde 1672 ein Sohn Peter geboren, der als Beherrscher und Erweiterer des Russenreiches der „Grosse“ genannt wird. Schon als Knabe kam er mit ausländischen Handwerkern, die in einem besonderen Stadttheil von Moskau wohnten, in freundschaftliche Berührung. Sein Lehrer ward alsdann ein

Genfer, Lefort, der ihn die westeuropäische Civilisation (Bildung) noch höher schätzen lehrte. Schon mit 17 Jahren gelangte Peter zur Regierung. Im 7. Jahre seiner Herrschaft entriss er den Türken die Festung Asow am schwarzen Meere und beherrschte dieses mit einer Flotte von 60 Schiffen. Alsdann unternahm er (1698) zu seiner weitem Ausbildung eine Reise nach Westeuropa. In Saardam, einem holländischen Hafenorte, arbeitete er mehrere Wochen als Schiffszimmermann. Hierauf besuchte er London, Paris und Wien. Nach seiner Heimkunft liess er Schulen und Druckereien anlegen; er umgestaltete das Heer und beschränkte die Macht der altrussischen Partei. Viele Ausländer wurden in die verschiedenen Zweige des Staatsdienstes gezogen.

Im Jahre 1700 schloss Peter ein Bündniss mit Polen und Dänemark gegen Schweden. Dieser nordischen Macht sollten die (deutsch redenden) Ostseeprovinzen südwärts vom finnischen Meerbusen entrissen werden. Doch der König von Schweden, Karl XII, ein tüchtiger Nachfolger Gustav Adolfs, siegte über alle drei Gegner, obschon er erst 18 Jahre alt war. Längere Zeit hielt er sich mit seinem Heere in Sachsen und Polen auf, welche beiden Länder unter dem gleichen Fürsten, August dem Starken, standen. Von diesem hochgestellten Manne ist nichts Rühmliches zu sagen, als dass seine Körperkraft gewaltig genug war, Hufeisen durch blossen Händedruck zu zerbrechen. Als Karl XII. mit seinen siegreichen Schaa ren durch Polen nach Russland zog, hatte Zar Peter schon (1703) an der Einmündung der Newa in den finnischen Meerbusen seine neue Hauptstadt Petersburg gegründet. Die Fundamentirung in dem Morastgrunde erforderte ungeheure Opfer. Doch Peter bestand darauf, dass russische Kriegsschiffe auch in der Ostsee ihre Flaggen entfalten. Anfangs siegreich, rückte Karl XII. gegen die alte Reichshauptstadt Moskau (1707). Nun aber wandte sich das Glück von seinen Fahnen. Er wurde zu Pultawa in Südrussland von Peter geschlagen. Der Schwedenkönig warf sich mit dem Rest seines Heeres in die Türkei. Fünf volle Jahre harrete hier das muthige Häuf-

lein auf Zuzug aus der Heimat. Endlich ritt Karl mit nur geringer Begleitung innerhalb 16 Tagen durch Ungarn und Deutschland an die Ostsee. In Schweden war das Volk des endlosen Krieges müde. Doch der König konnte nicht ruhig sitzen. Er wollte das unter dänischer Botmässigkeit stehende Nachbarland Norwegen erobern. Bei der Belagerung der Grenzfestung Friedrichshall raffte ihn eine feindliche Kugel (1718) weg. Schweden sank von der Höhe einer Grossmacht, Russland stieg als solche empor, und der preussische Adler versuchte alsbald ebenfalls seine Schwingen zur Erhebung.

Peter der Grosse starb 1725. Er hat sich eher durch erfolgreiche Eroberungen, als durch milde Werke des Friedens ausgezeichnet. Ihm folgten auf dem Zarenthron eine geraume Zeit mehr herrschsüchtige Frauen, als thatenlustige Männer. Doch Peters Vorbild wurde von Allen nachgeahmt. Russland riss das schwedische Finnland, den grössten Theil von Polen, die ganze türkische Nordküste am schwarzen Meer und Nordasien an sich. Damit diese letztern, fast unermesslichen Ostgegenden sich etwas bevölkern, wurden sie, besonders Sibirien, als Verbannungsort für Leute benutzt, deren sich die Regenten gern entledigten. Die Völker des ungeheuren Riesenreiches fühlen sich auch heute noch nicht glücklich unter der Willkürherrschaft ihres „Väterchens“, des Zaren.

17. Friedrich der Grosse.

(1740—1768.)

Aus dem Kurfürstenthum Brandenburg war kraft seiner Vergrösserung durch schwedisches und polnisches Nachbargebiet das Königreich Preussen entstanden. Dessen berühmtester Regent ist Friedrich II. oder der Grosse. Mit seinem Vater, dem Könige, lebte er als Jüngling zuweilen in starkem Zwispalt. Der Sohn liebte das Studium der Wissenschaften, der Vater hatte Vorliebe für das Militärwesen. Die Erzieher des Kronprinzen waren meistens Franzosen. So kam es, dass der hochgebildete Mann sein ganzes Leben durch lieber französisch redete und schrieb, als deutsch. Er war ein Musikliebhaber

und Dichter; aber die zeitgenössischen deutschen Sangesmeister Klopstock, Lessing, Herder und Göthe beachtete er nicht.



Friedrich der Grosse.

Auch Fritz der Grosse erweiterte sein Königreich in beträchtlichem Maass durch Eroberungen. Immerhin pflegte er in ruhigern Zeiten so viel als möglich die Werke des Friedens, die Hebung der Volkswohlfaht. Verarmten Gegenden erliess er die Steuern, schickte Geld und Holz zum Aufbau niedergebrannter Ortschaften, vertheilte Saatkorn, gab Reiterpferde als Ackergäule an die Bauern ab, liess Staatsgelder zu niedrigem Zins an verschuldete Grundeigenthümer. So wurden um die 300 Dörfer neu aufgebaut, weite Sumpfgenden trocken gelegt, die dafür nöthigen Kanäle zugleich zu Handelsstrassen gemacht, an der Ostsee schützende Häfen errichtet. Durch gute Gesetze (das Landrecht) schirmte er das Volk vor Gewaltthätigkeit Seitens der Reichen und Mächtigen.

Freilich legte Friedrich der Grosse seinem Volke auch ungeheure Lasten durch seine Kriegsunternehmungen auf. Der Hauptkampf drehte sich um die Landschaft Schlesien. König Fritz, welcher nach derselben gelüstete, machte auf diese österreichische Provinz nicht minder als 200 Jahre alte Erbansprüche geltend. Ueber Oesterreich, Böhmen, Mähren und Ungarn herrschte als letzte habsburgische Erbin seit 1740 Maria Theresia, eine Frau von hohem Muth und gutem Willen, ihre Völker milde zu regieren. Gegen sie führte Friedrich drei Kriege um das schlesische Oderthal. Im ersten Anlauf eroberte er es. Zweimal versuchte dann die österreichische Landesmutter das verlorene „Kleinod ihrer Krone“ zurück zu gewinnen. Die ersten zwei Kriege um Schlesien dauerten je zwei Jahre. Der dritte Kampf hat den Namen „der siebenjährige“ erhalten (1756/63).

Maria Theresia hatte sich zu diesem letzten Ringen um Schlesien mächtige Bundesgenossen erworben: Russland, wo zur Zeit eine Kaiserin Elisabeth regierte; Sachsen, das Zwischenland von Böhmen und Preussen; das deutsche Reich, dessen Kaiser, Franz von Lothringen, der Gemahl der Habsburgerin war; Schweden, nach der Wiedergewinnung von dem preussisch gewordenen Pommern gelüstend; Frankreich, das sich neuerdings gern in deutsche Händel mischte. Nur England war mit Friedrich befreundet und schickte ihm Hülfsgelder.

Friedrich verstand es, die gegnerischen Heere vereinzelt zu schlagen. Zwar erlitt er auch gewaltige Niederlagen, die er zuweilen, gegen den Rath seiner guten Generale, selber verschuldete. Wiederholt war er persönlich in Gefahr, in die Hände der Feinde zu fallen. Den leichtesten Sieg gewann er bei Rossbach über die Reichs- (Reissaus-) Armee und die Franzosen, 22,000 Mann stark. Von den Preussen fielen nur 90 Mann. Den fliehenden Feinden folgte der Spottvers:

Sobald der grosse Friedrich kommt
 Und klopft an seine Hosen,
 So laufen fort die Reichsarmee,
 Panduren und Franzosen.

In Westdeutschland trat der Herzog von Braunschweig zu Gunsten Friedrichs ein und jagte die Franzosen vollends über den Rhein. In Sachsen wurde das kurfürstliche Heer von den Preussen umschlossen und musste die Waffen strecken. Friedrich kämpfte auch siegreich vor Prag, der Hauptstadt von Böhmen, ohne sie indess erobern zu können. Die Streitmittel des Preussenlandes waren fast vollständig erschöpft. Da starb die Zarin Elisabeth von Russland. Ihr Sohn, Peter III., war ein Bewunderer des Helden Friedrich und verbündete sich sofort mit ihm. So ward ein Friedensschluss möglich, der Schlesien bleibend den Preussen beliefs. — Seit dem Ende des siebenjährigen Krieges galt Preussen als die fünfte Grossmacht in Europa neben England, Frankreich, Oesterreich und Russland.

Die Ländersucht Friedrichs des Grossen verleitete ihn auch dazu, seine Hand zur Theilung des Nachbarlandes Polen zu bieten. Posen, im Westen, kam an Preussen, Nordpolen mit der Hauptstadt Warschau an Russland, Galizien an Oesterreich. Tausende von Polen leben immer noch als Flüchtlinge im Ausland. Zu Rappersweil ist im Schlosse der alten Grafen ein Museum (Sammlung) polnischer Reliquien (Denkzeichen) aus den Zeiten des einstigen Reiches angelegt.

18. Franklin und Washington.

(1706—1790.)

(1773—1799).

Alljährlich wandern viele Schweizer nach Nordamerika aus. Dort besteht ein grosser republikanischer Bundesstaat (die Union). Zwischen den Anhängern ungleicher Religionsübung entsteht daselbst kein Streit; denn alle geniessen vollständig gleiche kirchliche und bürgerliche Rechte. Diese Freiheit musste jedoch in einem harten Kampfe erstritten werden. Dessen vorragende Führer waren Franklin und Washington.

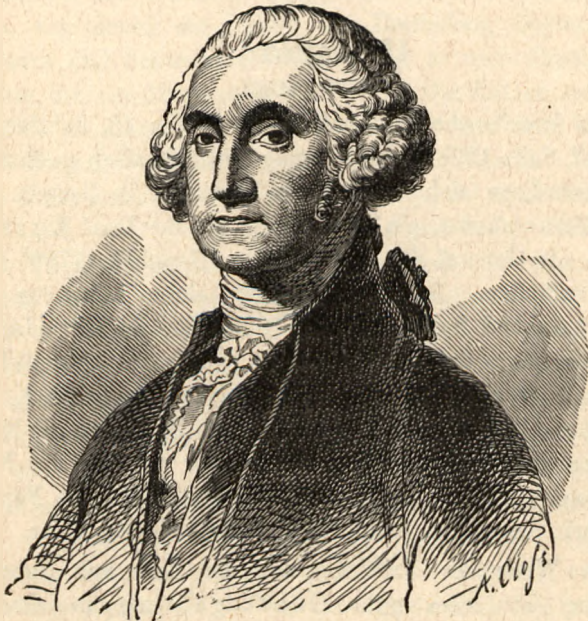
Benjamin Franklin war der Sohn eines Seifensieders in der Hafenstadt Boston. Grosse Wissensbegierde und angestrengter Fleiss förderten das geistige Gedeihen des muntern Knaben. Bei einem seiner Brüder erlernte er die Buchdruckerei. Schon als Jüngling schrieb er gute Aufsätze in eine Zeitung.

Als Schriftsetzer reiste er über das Meer in die grosse Hauptstadt von England, London. Seine reichen Erfahrungen verwerthete er alsdann in der Heimat. Er erwarb sich zu Philadelphia, einer bedeutenden Stadt in der Mitte des Landes, eine eigene Buchdruckerei. Nun gab er eine vielgelesene Zeitung heraus, in die er selber Artikel zur Belehrung des Volkes schrieb. Gleichermassen sorgte er für Sammlungen (Bibliotheken) guter Volksbücher. Daneben war er ein eifriger Naturforscher. Als solcher erfand er den Blitzableiter.

Kein Wunder, dass Franklin bei seinem Volke in hohem Ansehen stand. Fast hatte er das Alter von 70 Jahren erreicht, als sein Heimatland sich zum Freiheitskampfe gegen den Druck der Engländer erhob. Franklin ging als Gesandter nach London. Doch hier bemühte er sich vergeblich, den König und seine Minister zur Gerechtigkeit gegen die Unterthanen jenseits des Meeres zu bereden. Darum wandte sich Franklin nach Paris, an den Hof des Königs von Frankreich. Die in Seide prangenden Palastherren lachten über den äusserst einfach gekleideten Republikaner. Doch ihr Spott verstummte, als König Ludwig XVI. (II. Theil Seite 128) und seine Rathgeber den Amerikaner ehrerbietig empfingen und seinen Worten williges Gehör schenkten. Die Franzosen standen zur Zeit in Feindschaft gegen die Engländer. Um so eher kam ein Bündniss zwischen Frankreich und den Amerikanern zu Stande (1778). Der französische König bewilligte ein grosses Geldanleihen zu Gunsten der amerikanischen Freiheitskämpfer und schickte ihnen Kriegsschiffe und Truppen zur Beihülfe. Nunmehr wurden die Engländer in Amerika besiegt. Franklin kehrte in sein freigewordenes Vaterland zurück.

Es lässt sich denken, mit welchem Jubel der heimkommende Gesandte empfangen wurde. Seine fernern Jahre verlebte er in Frieden. Er starb 84 Jahre alt, von vielen seiner Mitmenschen zu beiden Seiten des atlantischen Meeres hochgeachtet und geliebt. Franklin wird noch lange als ein hohes Vorbild der Weisheit und der Volksfreundlichkeit gelten.

Nicht minder verdient hat sich um die Erringung der nordamerikanischen Volksfreiheit Georg Washington gemacht. Wie Franklin mit der Feder und dem mündlichen Wort, so focht Washington mit dem Degen in der Hand. Er war der General der Amerikaner in ihrem zehnjährigen Freiheitskriege (1773 bis 1783). Mit unzerstörbarer Menschenliebe und hartnäckigster Ausdauer führte er den schwierigen Kampf zu Ende. Unter seinem Kommando stritten der französische General Lafayette und der polnische Heerführer Kosziusko. Bei den englischen Truppen standen Deutsche, welche von ihren Fürsten (in Hessen am Rhein u. a.) um schweres Geld förmlich verkauft waren.



Doch Washington war nicht bloss ein Kriegsheld, sondern auch mächtig und weise zur Zeit des Friedens. Zur Gestaltung einer guten Bundesverfassung (Grundgesetze) trug er sehr Vieles bei. Darum wurde er zum ersten Präsidenten der Union

erwählt. Ihm zu Ehren trägt die jetzige Bundeshauptstadt ihren Namen. Vor seinem Tode 1799 schenkte der edle Mann allen seinen Sklaven die Freiheit. Wäre dies gute Beispiel vielfach nachgeahmt worden, so hätte die nordamerikanische Union nicht von 1861 bis 1865 den Sezessions- (Abtrennungs-) Krieg durchfechten müssen. Die südlichen Staaten beschützten die Sklavenhaltung, die Nordstaaten verboten sie. Deshalb schlossen die erstern einen Sonderbund. Unter der Regierung des Präsidenten Lincoln wurden die Südbündler hart bekämpft und schliesslich besiegt. Ist auch (1865) der wackere Lincoln durch einen südbündischen Fanatiker (überspannter Gefühls mensch) ermordet worden, so bleibt doch seit diesem Märtyrertode die Sklaverei in den Unionsstaaten abgeschafft.

19. Napoleon I.

(1796—1821.)

Das französische Volk war zu Ende des 18. Jahrhunderts (II. Theil, Seite 129) noch zu wenig republikanisch gesinnt, um nicht neuerdings sich unter einen Herrscher zu beugen. Napoleon Bonaparte, ein Bürgerssohn von der Insel Korsika, eroberte als General der französischen Republik (1796) Ober- und Mittelitalien. Er machte sogar einen Kriegszug nach Aegypten und Syrien (1798—1800), um die Herrschaft auf dem Mittelmeere den Engländern zu entreissen. Aehnlich wie Cäsar liess er sich dann in Paris zum lebenslänglichen Konsul ernennen. Allein im Jahr 1804 setzte sich Bonaparte die Kaiserkrone auf das Haupt. Die Krönungsfeier fand in der Kirche Notre Dame in Paris statt. Der Papst Pius VII., den Napoleon nach Paris eingeladen hatte, vollzog die religiöse Feier.

Ein Werk des Friedens aus der Zeit von Napoleons Regierung ist seine gute Gesetzgebung in Gerichtssachen (Codex Napoleon). In ihren meisten Bestimmungen hat diese Gesetzessammlung jetzt noch vielerorts Gültigkeit. Doch die grösste Kraft des geistig mächtigen Mannes nahm seine Eroberungssucht in Anspruch. Während 10 Jahren (1805/15) stand er mit fast ganz Europa im Zwist. Die Schweiz musste

mit Frankreich ein Bündniss unterhalten, gemäss welchem jederzeit 16,000 Söhne unseres Alpenlandes in französischem Kriegsdienste standen.

Nachdem die Fürsten von West- und Süddeutschland sich mit Kaiser Napoleon verbündet hatten, führte er seine Heere nach Berlin und Wien. Der Habsburgisch-Lothringische Herrscher legte den Namen „römisch-deutscher Kaiser“ nieder. Der französische Eroberer ward sein Eidam. Brüder Napoleon's erhielten als Könige die Länder Westphalen, Holland und Spanien. Ein Schwager regierte in Neapel, ein Stiefsohn aus erster Ehe in Oberitalien. England allein blieb der stete beharrliche Feind der Napoleon'schen Grösse. Im Jahre 1812 fing das Kriegsglück des korsischen Siegers zu wanken an. Mit 600,000 Mann, von denen ein Drittel aus Deutschen, Oesterreichern, Italienern und Schweizern bestand, zog er nach Russland und besetzte die alte Hauptstadt Moskau. Die Russen selber zündeten sie an allen Ecken und Enden an. Auf dem Rückzuge wurde die grosse Armee von dem Winter überrascht. Wer nicht durch Kälte und Hunger aufgerieben wurde, fiel unter den Waffen der Russen oder gerieth in ihre Gefangenschaft. Nur ein geringer Theil rettete sich nach Deutschland. In einem kleinen Schlitten, bloss von wenigen Getreuen begleitet, eilte der geschlagene Cäsar nach Paris, um neue Heere zu gestalten.

Die Völker Europa's wussten nun, dass der hochfliegende Aar besiegt werden konnte. Oesterreich und Preussen fielen vom Bündniss mit Napoleon ab und verständigten sich mit England und Russland. In einem gewaltigen Völkerkampfe bei Leipzig (1813) wurden die französischen Streitkräfte neuerdings zertrümmert. Die Heere der Verbündeten (Russland, Preussen, Oesterreich) zogen nach Paris. Napoleon stieg vom Kaiserthron und erhielt als Verbannungssitz die kleine italienische Insel Elba. König von Frankreich wurde Ludwig XVIII., ein Bruder des enthaupteten Ludwig XVI. Doch Napoleon brach den Bann, kehrte nach Paris zurück und stürzte den König (1815). Das liess sich Europa nicht gefallen. Ein zweiter Zusammenprall der Völkerheere bei Waterloo in Belgien, wobei

auch englische Streitkräfte mitwirkten, machte der neuen, nur 100tägigen Kaiserherrschaft ein bleibendes Ende. Auf St. Helena, einer englischen Felseninsel im südatlantischen Ocean, lebte der gefürchtete Mann bis 1821.

Unter den Namen der Besieger des französischen Kaisers glänzt am meisten derjenige des preussischen Feldmarschalls Blücher. Von ihm sagt der Dichter Julius Sturm:

Der war ein Mann voll Muth und Kraft,
Ein rechter Mann der That.
Fest, ehrenhaft und treu wie Gold,
Ein jeder Zoll Soldat;
Dem Löwen gleich im Kampfe kühn,
So grimmig und so wild,
Doch gegen den besiegten Feind
Gleich einem Lamme mild!

20. Vermittlungsakte. 1815er Bund.

Die schweizerische Einheitsverfassung (II. Theil, Seite 132) musste durch französische Krieger gegen die Anhänger der alten Zustände geschützt werden. Deren Wiederherstellung zu ermöglichen, kamen österreichische und russische Heere in die Schweiz. Im Jahre 1799 siegte bei Zürich Erzherzog Karl von Oesterreich über die Franzosen, deren General Massena jedoch ebendasselbst über ein russisches Armeekorps unter Korsakow. Zu gleicher Zeit rückte der russische Heerführer Suwarow, ein Besieger der Polen, von Italien her über den Gotthardpass gegen die Franzosen in der Schweiz. Vergeblich suchte er über Schwyz nach Zürich vorzudringen. Vom Schächenthal in das der Muota, von da über den Pragelpass in's Klönthal, längs Linth und Sernf aufwärts über den Panixerpass in's Bündnerland gedrängt, erlitten diese Russen ungeheure Mühsale. Tausende erlagen theils den Anstrengungen der Märsche, theils den Waffen der Franzosen.

Als auf den Befehl des Konsuls Bonaparte im Jahr 1802 die französischen Truppen die Schweiz verliessen, obschon die helvetische Einheitsregierung (das Direktorium) fast gar keine eigene Kriegsmacht besass, musste diese Regierung von Luzern

aus zunächst nach Bern und dann nach Lausanne flüchten. Aufständische Schaaren von Innerschweizern jagten sie vor sich her. Auf das Gesuch des Direktoriums erschien neuerdings ein französisches Heerkorps. 40,000 Mann genügten, um die Schweizer zur Ruhe zu bringen.

Nun berief der Konsul Bonaparte angesehene Männer beider Parteien, der Aristokraten und der Patrioten, nach Paris, um mit ihnen Rath zu halten über eine neue Bundesverfassung für das Schweizerland. Unter diesen Vertrauensmännern waren auch Alois Reding, Pestalozzi und Konrad Escher (I. Theil, Seite 115 bis 117). Die Vermittlungsakte (Friedensverfassung) stellte 19 Kantone mit besondern Regierungen und Gesetzen her. Zu den 13 Bundesorten, wie sie vor der Revolutionszeit bestanden, reihten sich als sechs neue: St. Gallen, Bünden, Aargau, Thurgau, Tessin und Waadt. Die Ländchen Wallis, Neuenburg und Genf hielt Frankreich im Besitze. Die Vorrechte der Städte und Familien (Patrizier) blieben nach dem Wortlaut der Vermittlungsverfassung abgeschafft, wurden aber trotzdem da und dort theilweise wieder eingeführt. Hingegen erhob sich 1804 im Kanton Zürich harter Widerspruch, der sogar zu einem Gefecht bei Bocken führte. Die Macht der neu geschaffenen Bundestruppen erdrückte ihn. Im Ganzen aber waren die Jahre der Mediation (Vermittlung) eine gesegnete Friedenszeit, in der z. B. das Werk der Linthkorrektion gedieh. Im Wallis bauten die Franzosen die Simplonstrasse nach Italien.

Doch die Friedensverfassung war ja ein Werk Napoleons! Als dessen Stern 1813 bis 1815 sank, musste auch die Mediationsakte fallen. Während österreichische Heere gegen Frankreich zogen, standen Schweizertruppen am Rhein, um die Neutralität (Unverletzbarkeit) der Landesgrenze zu wahren. Ein Befehl der Tagsatzung rief (1815) die Vaterlandsvertheidiger nach Hause. Ingrimig über solche Schmach zerschlugen ihrer viele auf dem Heimwege die Gewehre. Oesterreichisches Kriegsvolk durchschritt die Schweiz. Die Berner Patrizier wollten sich mit dessen Hülfe den Aargau und das Waadtland neuerdings unterthan machen. Das gelang zwar nicht. Dagegen wurde die

Bundesverfassung so geändert, dass die einzelnen Kantone, wie zur Zeit vor der Revolution, fast ganz selbständig sich einrichten konnten. Der Bundesstaat wurde in einen Staatenbund umgewandelt. Bei dieser Veränderung gewann die Schweiz immerhin die drei neuen Kantone Wallis, Neuenburg und Genf; auch war sie des Kriegs Bündnisses mit Frankreich los. An dessen Stelle trat indess freie Werbung für den Söldnerdienst. Der neue Bundeskanton Neuenburg war zugleich ein preussisches Fürstenthum, in welchem ein Statthalter des norddeutschen Königs regierte.

Die 1815er Bundesverfassung fand ihr Ende durch den Sonderbundskrieg (I. Theil, Seite 119). Das neue Grundgesetz von 1848 schuf wieder einen Bundesstaat, der die Selbständigkeit der einzelnen Kantone bedeutend einschränkte.

21. Freiheitskampf der Griechen.

(1821 bis 1828.)

Hatten sich die Türken in Mitteleuropa nicht behaupten können, so übten sie eine um so härtere Herrschaft im Südosten. Griechenland, die alte Heimat grosser Männer in Wissenschaft und Kunst, seufzte unter der Tyrannei türkischer Statthalter. Sie ward so unerträglich, dass die geknechteten Griechen ihre Fesseln zu sprengen suchten. Von 1821 bis 1828 dauerte der blutige Kampf zwischen den mohammedanischen Herren und den christlichen Unterthanen. Westeuropäische Griechenfreunde (Philhellenen), wie der Genfer Eynard und ein englischer Lord, der Dichter Byron, sammelten Hilfsgelder und Freischaaren zur Unterstützung des um seine Selbständigkeit ringenden Volkes, das Wunder der Tapferkeit und Todesverachtung verrichtete. Dann schritten die Grossmächte zu Gunsten der Griechen ein. Ihre vereinigte Kriegsflotte schlug diejenige der Türken bei Navarin, einem Vorgebirge an der ostgriechischen Küste. Die Seeleute ab den griechischen Inseln zeichneten sich durch ungemaine Wagnisse aus. Ein französisches Heer trieb zu Lande die Unterdrücker über die Grenze.

Auf den griechischen Königsthron wurde zunächst ein bayerischer Prinz und nach dessen Weggang ein dänischer berufen.

An der untern Donau und ihren Nebenflüssen schmachteten christliche Völker (Rumänen, Bulgaren, Serben) noch länger unter dem türkischen Drucke. Hauptsächlich russische Heere schafften hier Raum zu etwas freierem Athmen. Schon 1828 rückte General Diebitsch über das Balkengebirg bis Adrianopel südwärts. Die Unterthanengebiete Rumänien und Serbien erhielten das Recht eigener Verwaltung, blieben jedoch an den Sultan (Kaiser) in Konstantinopel steuerpflichtig. In einem russisch-türkischen Kriege (1853/56) nahmen die drei Westmächte England, Frankreich und Sardinien Partei für die Türken und eroberten (1855) die gewaltige russische Hafenfestung Sebastopol auf der Halbinsel Krim. Zum Dank hiefür wurden im Friedensvertrag die christlichen Donauländer neuerdings etwas selbständiger gemacht.

Keine Hilfsmacht unterstützte die Türkei, als abermals die Russen (1877/78) bis in die Nähe der Hauptstadt Konstantinopel vordrangen. Seither steht Bulgarien zu beiden Seiten des Balkengebirges unter christlicher Verwaltung, wie früher Rumänien und Serbien. Diese beiden Länder wurden vollends selbständig, und ihre Fürsten haben den Königstitel angenommen. Die türkische Provinz Bosnien endlich, südlich von Oesterreich liegend, ist unter dessen Botmässigkeit gelangt. Das Königreich Griechenland hat nach Beendigung dieses letzten Türkenkrieges ebenfalls ein türkisches Grenzgebiet (Thessalien) zu Eigenthum erhalten.

22. Unsere vier Nachbarn.

Italien war vor einem Vierteljahrhundert noch in viele Einzelstaaten getheilt. Seit dem Sturze Napoleons I. gehörte die schöne Poebene — Lombardei und Venetien — dem Kaiser von Oesterreich. Ueber das obere Pogegebiet Piemont, — über Savoyen, Genua und die Insel Sardinien regierte als König ein Nachkomme der savoy'schen Herzoge. Mittel-

italien war in mehrere Fürstenthümer und den päpstlichen Kirchenstaat getheilt. Neapel in Unteritalien mit der Insel Sizilien bildete ein Königreich, das mit Hülfe schweizerischer Söldner beherrscht wurde.

Im Jahre 1859 verbündete sich der König von Piemont mit den Franzosen zum Zwecke der Vertreibung der Oesterreicher aus Oberitalien. Mailand (die Lombardei) und fast ganz Mittelitalien wurden für das piemontesische Herrscherhaus gewonnen. Venetien aber verblieb dem Kaiser von Oesterreich und ein Theil des Kirchenstaates dem Papste. Der König von Italien verlegte seine Residenz von Turin nach Florenz. Die Franzosen erhielten als Lohn für ihren Beistand Savoyen und Nizza zu eigen.

Joseph Garibaldi, einer der feurigsten Vertheidiger der Unabhängigkeit Italiens, begnügte sich mit dieser unvollendeten Einigung des Landes nicht. Mit einer Freischaar von 1000 Mann schiffte er nach Sizilien, verjagte die Schweizer Söldner, setzte nach Neapel über und zwang den König zur Flucht. So herrschte nun Viktor Emanuel, der ehemalige König von Sardinien, von Florenz aus über ganz Italien, mit Ausnahme von Rom und Venedig.

Als aber 1866 ein Krieg zwischen Oesterreich und Preussen ausbrach, verbanden sich die Italiener mit den Norddeutschen und gewannen nunmehr Venetien. Garibaldi wollte auch dem Papste Rom entreissen. Doch ein französisches Heer schützte seit langer Zeit die Hauptstadt des Kirchenstaates. Erst als 1870 die Franzosen aus derselben wegzogen, bemächtigte sich König Victor Emanuel Rom's und machte die „ewige Stadt“ zur Hauptstadt Italiens. Der Papst ist auf den alten päpstlichen Palast, den Vatikan, beschränkt.

Zur Zeit der Niederwerfung Napoleons I. (1815) bildete sich aus den vielen deutschen Staaten der deutsche Bund.

In Folge eines von Preussen und Oesterreich gemeinsam geführten Krieges gegen Dänemark, wobei es sich um die Eroberung von Schleswig-Holstein handelte, wusste Bismarck, der kluge preussische Minister, einen Krieg mit Oesterreich her-

beizuführen. Obschon die Königreiche Sachsen, Bayern, Württemberg und Hannover Partei für Oesterreich nahmen, rückten die preussischen Heere nach Böhmen vor und siegten bei Sadowa und Königgrätz über die starken Gegner. Oesterreich wurde aus dem deutschen Staatenbunde ausgestossen, Preussen riss Hannover an sich, ebenso die „freie“ Bundesstadt Frankfurt. Sachsen und die süddeutschen Staaten mussten in ein engeres Bündniss mit Norddeutschland treten.

In Frankreich hatten seit dem Sinken Napoleons I. von seiner Herrscherhöhe wieder Könige den Thron besessen. Einer von ihnen wurde 1830 durch die aufständischen Pariser vertrieben, sein Nachfolger gleicherweise, 1848. Nun folgte die zweite französische Republik. Aber wie die erste (nach der Revolution in den 1790er Jahren) in ein Kaiserreich durch Napoleon I. umgewandelt wurde, so diese zweite 1851 durch seinen Neffen, Napoleon III. (Als der II. dieses Namens wird der Sohn des I. bezeichnet, obschon er nie in Frankreich regierte). Durch die wachsende preussische Macht sah sich Frankreich in seiner bisher hervorragenden Stellung unter den Staaten Europa's bedroht. Bismarck unterliess es nicht, Frankreich sein Uebergewicht fühlen zu lassen, und endlich wurde das gegenseitige Verhältniss ein so feindseliges, dass der alternde Kaiser Napoleon, von allen Seiten gedrängt, Preussen im Juli 1870 den Krieg erklärte. Doch ganz Deutschland schaarnte sich einmüthig zusammen gegen den „welschen“ Feind. Die Franzosen stritten mit grosser Tapferkeit; dagegen war die deutsche Heerführung der gegnerischen überlegen. Kaiser Napoleon gerieth in deutsche Gefangenschaft, die Festungen Strassburg und Metz mussten nach harter Belagerung die Thore öffnen, die Hauptstadt Paris wurde vollständig vom Feind umschlossen, ein französisches Heer von 80,000 Mann sah sich auf Schweizerboden gedrängt (1. Theil, Seite 119). Die Bevölkerung von Paris erlag (1871) beinahe dem Hungertode und mit der Uebergabe der Stadt war der Riesenkampf vollendet, aus dem Deutschland als Sieger hervorging. Alle Opferfreudigkeit Frankreichs war umsonst gewesen. Es musste beim Friedensschlusse mit Deutschland nicht

bloss mehrere Milliarden Franken Kriegsentschädigung zahlen, sondern auch Elsass und Lothringen an Deutschland abtreten.

Schon vor Paris war der greise König Wilhelm von Preussen unter Zustimmung aller deutschen Fürsten zum Erbkaiser des gesammten deutschen Reiches ernannt worden. Frankreich aber ist zum dritten Male eine Republik geworden.

Die kleine Schweiz inmitten ihrer vier grossen Nachbarn hat, wenn diese unter sich Krieg führten, jedesmal die eigenen Grenzen gut geschützt und ihre Neutralität (Nichtbetheiligung) vollständig gewahrt. Das wird sie gewiss auch fernerhin mit all' ihren Kräften thun! —

23. Die Gotthardbahn.

(1870—1882.)

Betrachten wir, nachdem nur allzu viel von Streit und Krieg die Rede war, zum Schlusse noch ein grosses Friedenswerk, das durch die Verständigung von mehreren Nachbarvölkern ermöglicht wurde.

Die Oesterreicher haben schon in den 1850er Jahren zwei Alpenbahnen, über die Pässe Semmering und Brenner, erstellt. Beide führen fast über die Passeinsattelungen. Ihr Bau kostete verhältnissmässig nicht besonders viel Geld. Aber ihr Betrieb ist der starken Steigung und des Schnees halber theuer und schwierig. Desshalb wurde in den 1860er Jahren durch den Mont Cenis zwischen Frankreich und Italien eine lange Tunnelbahn gebaut. Das Gelingen dieses Werkes führte hierauf zu einem Vertrage zwischen Deutschland, Italien und der Schweiz für Ausführung eines Gotthardtunnels von 14,9 km. (mehr als 3 Wegstunden) Länge sammt beidseitigen Zufahrtlinien.

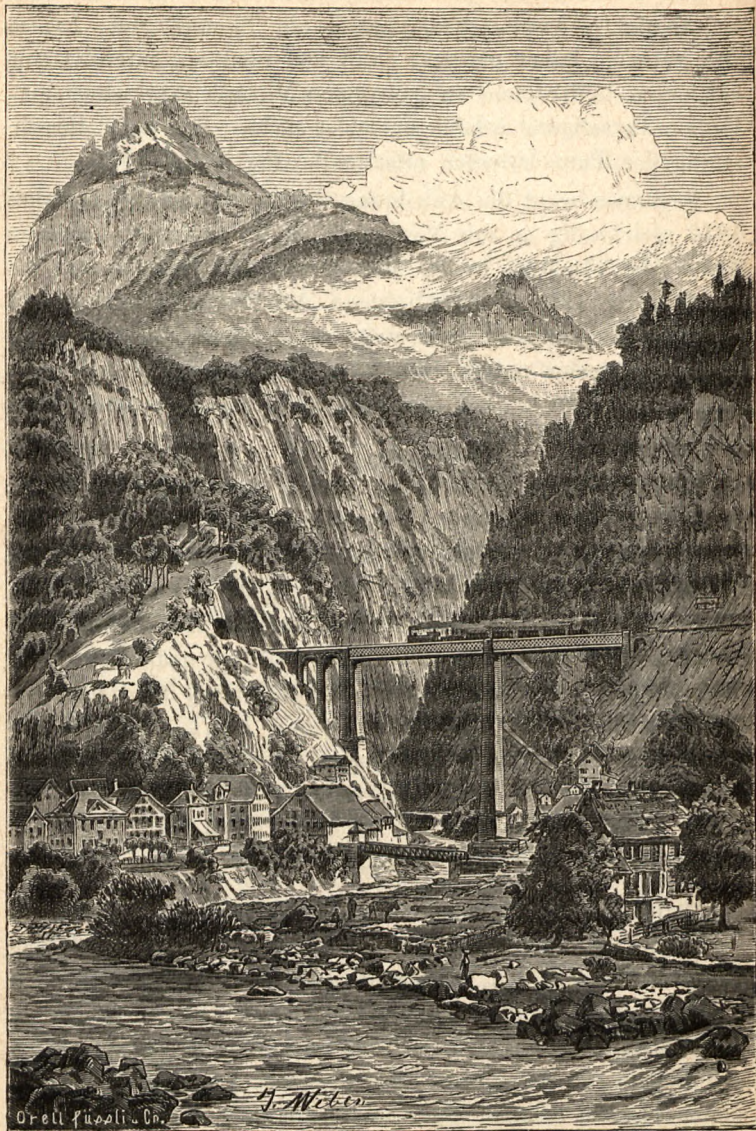
Der deutsche Reichstag, das italienische Parlament und die schweizerische Bundesversammlung bewilligten Hilfsgelder an die gegen 100 Millionen Franken betragenden Baukosten der Gotthardbahn. Ueber den schweizerischen Zuschuss fand eine Abstimmung durch das gesammte Volk statt.

Der Uebernehmer des Riesenwerkes der Tunnelbaute war ein Genfer, Favre. Ursprünglich ein Zimmermann, hat er sich vermöge hoher geistiger Kraft und rastlosen Strebens zum befähigten Leiter eines so gewaltigen Werkes aufgeschwungen. Dessen Beendigung erlebte er leider nicht. Bei einer Besichtigung der Tunnelarbeiten erfasste ihn der Tod (1879).

Begonnen ward die Anbohrung des granitenen Felsenwalles 1870 gleichzeitig an der Nordwand bei Göschenen, wie im Süden bei Airolo. In der Mitte des Berges reichten sich am 29. Februar 1880 die beidseitigen Arbeiter die Hände. Die Ingenieure (Geometer) hatten so genau gemessen und gerechnet, dass die einander entgegengeführten Stollen bei ihrem Zusammentreffen weder in der Höhenlage, noch nach links oder rechts von einander abwichen.

Menschenhände allein hätten die zur Sprengung der Felsen nöthigen Bohrlöcher kaum in einem Jahrhundert zu Stande gebracht. Die Sprenghöhlungen wurden mittelst Maschinen gebohrt. Aber Dampfkraft liess sich hier nicht anwenden. Denn schon der Qualm der Grubenlichter und die Ausdünstung der Arbeiter steigerten die Innenwärme der Erde zur quälenden Hitze. Durch grosse Pumpenkolben, von Wasserkraften der Reuss und des Tessin in Bewegung gesetzt, wurde Luft zusammen gepresst (komprimirt), in grosse eiserne Sammler (Reservoirs) getrieben und von da durch Röhren zu den Bohrmaschinen geleitet. Diese Luft schlug mit raschem Tempo die vorhalb der Maschinen sich drehenden Meissel in die Felswände.

Wahrlich, die Tunnelarbeiter führten tief im Innern des Berges ein „mühsam und erbärmlich Leben“, wie das in Schillers Wilhelm Tell von den Wildheuern gesagt ist. Diese geniessen immerhin freie, wohlige Alpenluft. Wie anders die Arbeit in tiefer Nacht, im schwellenden Dunst der Petrolleuchten! Bleich und abgemattet fuhren die schwitzenden, russigen Männergestalten je nach mehrstündiger Arbeitszeit an's Tages- oder Sternenlicht. Viele erlagen den Anstrengungen und Erkrankungen bei ihrem harten Beruf, Viele wurden vom fallenden Gestein



Amsteg.

oder vom rollenden Rad geschädigt oder erschlagen. Den (meist italienischen) Arbeitern mit ihren schwieligen, geschwärtzten Händen gebührt so gut, als den leitenden Werkführern, der Dank der Nachwelt, die nunmehr mit aller Bequemlichkeit innert 20 Minuten die Stätte von mehr als 10jähriger schwieriger Arbeit durchfährt.

Im Sommer 1882 wurde der Betrieb der Gotthardbahn eröffnet. Abgeordnete der drei Vertragsstaaten vereinigten sich zur Feier eines internationalen Festes. Schöne Reden wurden gehalten über die Segnungen des Völkerfriedens, des Handelsverkehrs, der Pflege der Wissenschaften. Mögen diese Worte durch die Mehrung der Völkerwohlfahrt zur That werden! Möge unsere Schweiz recht lang eine glückliche Hüterin der neuen Länderstrasse bleiben! —



Dritter Abschnitt.

Naturkunde.**A. Bilder aus dem Pflanzenreich.****I. Das Keimen der Pflanzen.**

Einer der wunderbarsten Vorgänge im Pflanzenleben ist das Keimen. Wir bezeichnen damit die Entwicklung des im Samenkorne angelegten Keims zu einer jungen Pflanze. Der Keim besteht gewöhnlich aus Würzelchen, Stengelchen und Blättchen. Er ist bei vielen Samen ziemlich gross und leicht zu finden, z. B. bei der Rosskastanie, der Erbse und der Bohne. Nur die gesunden und ausgereiften Samen haben einen entwicklungsfähigen Keim. Der Landmann muss daher besonders die Grassamen, welche er in seinen Acker säen will, prüfen, ob sie keimfähig seien oder nicht.

Das Erdreich, welches den Samen aufnimmt, muss locker, feucht und von der Sonne durchwärmt sein. Durch Einwirkung von Feuchtigkeit und Wärme werden die im Samen aufgespeicherten Nahrungsstoffe zubereitet, so dass das zarte Keimchen sich nähren und wachsen kann (Gerste, Malz, Malzzucker). Das Würzelchen senkt sich in das lockere Erdreich; das Stengelchen mit den Blättchen strebt in die Höhe nach Luft und Sonnenschein.

Die Verschiedenheit in der Gestaltung der Pflanzengebilde zeigt sich schon auf der Stufe der Kindheit des Pflanzenlebens. Wir können vier verschiedene Formen des Keimens unterscheiden und danach die Pflanzen in vier Klassen sondern.

I. Die Bohne. Wenn wir sie in's Wasser legen, so schwillt sie auf, und wir können die zähe Haut leicht entfernen. Es

kommen nun zwei Samenlappen zum Vorschein, welche auf einer Stelle zusammengeheftet sind. Hier ist der Keim mit dem Würzelchen, dem Stengelchen und den zwei Federchen (Fig. 1, a). Im feuchten Erdreich wächst der Keim nach wenigen Tagen zu einem jungen Pflänzchen heran. Das Würzelchen hat sich in der Erde verästelt, das Stengelchen zieht die zwei Samenlappen aus der Erde empor, und die Federchen haben sich zu zwei grünen Blättern entfaltet. Weil die Samenlappen den Keimling mit Nahrung versorgen, so schrumpfen sie immer mehr zusammen. Wenn das Pflänzchen endlich selbständig geworden ist, so fallen die Samenlappen ab (Fig. 1, b).

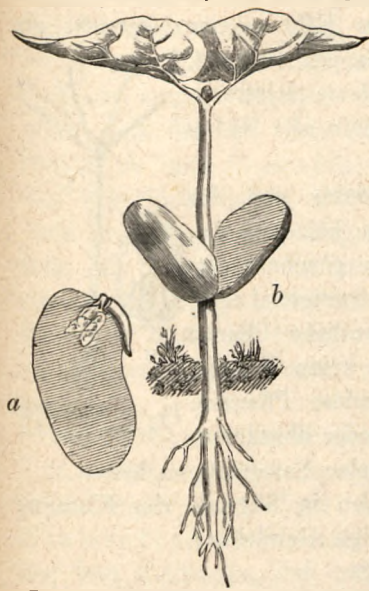


Fig. 1. a. Samenlappen,
b. die junge Bohnenpflanze.

Diejenigen Pflanzen, welche ähnlich keimen, wie die Bohne, heisst man **zweisamenlappige Gewächse**. Merkmale derselben sind: eine verästelte Pfahlwurzel, ein nach oben an Dicke abnehmender Stengel und fiedernervige Blätter.

2. Das Weizenkorn. Das Weizenkorn lässt sich nicht in zwei Samenlappen theilen; der Keim ist von blossem Auge kaum sichtbar. Er entwickelt nach unten eine büschelförmige Wurzel und nach oben röhrige, in einander geschachtelte Blättchen, aus denen schliesslich der Halm hervorwächst (Fig. 2).

Der Weizen gehört zu den **einsamenlappigen Pflanzen**. Man erkennt dieselben an der büschelförmigen Wurzel, an dem schlanken, unten und



Fig. 2. Entwicklung des
Keims des Weizenkorns.

oben fast gleich dicken Stengel und an den langgestreckten Blättern mit gleichlaufenden Nerven.

3. Die Föhre. Sie entwickelt einen braunen Samen mit Flügel. Beim Keimen des Föhrensamens entsteht ein Pflänzchen mit 4 bis 7 Samenlappen (Fig. 3). Man heisst daher diese Pflanzenklasse **vielsamenlappige Gewächse**. Hieher gehören alle Nadelhölzer.

4. Im Samen des **Torfmooses** und des **Fliegenschwammes** entdeckt man keinen Keim. Ihre keimlosen Samen, Sporen genannt, entwickeln sich zuerst zu einem blattartigen Lager, aus welchem dann erst die eigentliche Pflanze hervorgeht. Da diese Pflanzen keine Blüten tragen, so heisst man sie blüthenlose Pflanzen. Wir könnten sie auch keimlose oder **ohnsamenlappige** nennen, da die Frucht keine Samenlappen besitzt.



Fig. 3. Entwicklung des Föhrensamens.

Das Pflanzenreich zerfällt also in folgende vier Klassen:

1. Klasse: Zweisamenlappige Gewächse;
2. „ Einsamenlappige „
3. „ Vielsamenlappige „
4. „ Ohnsamenlappige „ (Blüthenlose).

- Aufgaben:
1. Legt eine Bohne, ein Weizenkorn, einen Föhrensamen, eine Eichel, etc. in feuchte Erde und beobachtet das Keimen!
 2. Sucht den Keim bei einer Rosskastanie, Eichel, Haselnuss etc.!
 3. Ordnet die im I. und II. Büchlein beschriebenen Pflanzen nach den 4 Klassen!

2. Die Erdbeere.

(Rosenblüthler.)

1. Die Erdbeerpflanze liefert uns eine der beliebtesten Früchte. Wie freuen wir uns, wenn wir bei Sommerhitze im schattigen Walde ausruhen können, um uns zu erfrischen an den angenehmen duftenden und wohlgeschmeckenden, rothen Früchten! Wie angenehm sind wir überrascht, wenn uns die Mutter nach dem Mittagmahle einen Teller mit Erdbeeren oder gar eine Erdbeerschnitte vorsetzt!

Die Erdbeere findet sich in Hecken, lichten Wäldern und in Walbschlägen überall. Ihre zierlichen Blätter bedecken oft weite Strecken. Der starke Wurzelstock ist mit langen, fadenförmigen Fasern versehen. Er trägt oben die verdorrten Ueberreste der vorjährigen Pflanze. Aus dem Wurzelstock entspringen jedes Frühjahr mehrere Stengel, viele langgestielte Blätter und eine große Zahl über die Erde hinkriechender Ausläufer. Letztere bringen an ihren Knoten Wurzeln, Stengel und Blätter hervor. Auf diese Weise entsteht aus der Mutterpflanze eine unbegrenzte Zahl von neuen, selbständigen Pflanzen. Aus diesem Grunde kann sich eine einzige Erdbeerpflanze in einigen Monaten über eine große Fläche ausbreiten. Ohne diese Vermehrung durch Ausläufer würde die Erdbeere bald aussterben, da die meisten Früchte sammt ihren Samen von Menschen und Thieren verzehrt werden.

Die Blätter der Erdbeere sind zusammengesetzt, dreizählig. Das Blättchen ist fiedernervig, seidig behaart. Die Blüthen stehen einzeln und besitzen einen fünfblättrigen Kelch. Die Blumenkrone besteht aus fünf weißen, rundlichen Blättern. Auf dem Kelchrande sind mehr als zwanzig Staubgefäße eingefügt. Zahlreiche Stempel stehen auf dem erhöhten Blüthenboden, welcher nach dem Verblühen zu wachsen anfängt und zur saftigen, fleischigen Erdbeere heranreift. Auf den feinen Erhöhungen der rothen Erdbeere stehen die samentragenden Früchtchen. Die Erdbeere ist demnach nur eine Scheinbeere; denn sie gleicht der eigentlichen Beere (Tollkirsche, Weintraube) durchaus nicht. Wir essen den entwickelten Fruchtboden sammt der unscheinbaren Frucht.

Die Erdbeere wird in Gärten, Weinbergen, Treibhäusern häufig kultivirt und erzeugt dann viel größere „Beeren“, als die wildwachsende. In der Umgebung großer Städte (Paris) ist die Erdbeerkultur ein sehr einträgliches und lohnendes Geschäft.

2. Der Gattung Erdbeeren sind verwandt: Die Brombeere, ein kriechender, stacheliger Strauch mit schwarzen Beeren; die Himbeere, ein stachelloser Strauch mit rothen, saftigen Beeren. Die Früchte dieser beiden Sträucher sind echte, zu-

sammengesetzte Beeren; denn die Sämchen sind in weichem Fruchtfleische eingebettet. Die Gattungen Erdbeere, Himbeere, Brombeere und Rosenstrauch gehören zur **Familie der Rosenblüthler**. Sie haben einen 5theiligen Kelch, 5 Blumenblätter, mehr als zwanzig auf dem Kelchrande eingefügte Staubgefäße. Wegen der Uebereinstimmung der Blüthe kann man auch die Kern- und Steinobstbäume zu dieser Familie zählen.

(Theilweise nach G. Stuck, Materialien.)

Aufgabe: 1. Vergleiche die Hahnenfußblüthe mit der Erdbeerblüthe und gebe die Unterschiede an! 2. Suchet Pflanzen, welche zur **Familie der Hahnenfußgewächse** gehören.

3. Kartoffel und Tabak.

(Eine Vergleichung.)

Beide Pflanzen sind ein Geschenk Amerika's. Die Kartoffel ist das Brot der Armen und die angenehme Beikost der Reichen; der Tabak dagegen dient nur dem Luxus und hat schon mehr Unheil als Segen gestiftet.

Beide Pflanzen werden angebaut und verlangen gutgedüngtes, lockeres Erdreich und sorgsame Pflege. Der Früchte wegen baut man weder die Kartoffel, noch den Tabak; denn jene liefert eine giftige Beere, diese aber kleine, braune Samen, welche nur zur Ausfaat dienlich sind. Dagegen verwendet man vom Tabak das am Schatten getrocknete Blatt, von der Kartoffel die Knollen. Diese sind ein Theil des unterirdischen Stengels, nicht der Wurzel. Aus dem in der Erde steckenden Theil des Kartoffelstengels wachsen schnurartige Fasern aus, welche an ihren Enden anschwellen und so nach und nach zu faustgroßen, mehligem Knollen heranreifen.

Kartoffel und Tabak sind einjährige Krautpflanzen. Der Stengel der Kartoffel ist kantig und verästelt; der Tabakstengel dagegen ist unverzweigt, rund und mit klebrigen Drüsenhaaren bedeckt.

Die Kartoffel entwickelt unpaarig gefiederte, rauhe Blätter; der Tabak dagegen hat einfache, glatte und sehr große Blätter.

Die **Blüthen** beider Pflanzen zeigen übereinstimmend einen 5theiligen Kelch, eine einblättrige Blumenkrone, 5 Staubgefäße und einen Stempel. Wir zählen beide Pflanzen zur **Familie der Nachtschattengewächse**.

Beide Pflanzen sind giftig; bei der Kartoffel entwickelt sich das Gift in der Beere, sowie in den jungen Keimen; bei der Tabakpflanze enthalten alle Theile ein betäubendes Gift. Dasselbe wirkt schädlich auf den Magen, auf die Nerven und die Augen, und doch werden jährlich für Hunderte von Millionen Franken Tabakblätter verbraucht. Wer sich des Rauchens enthalten kann, der schont nicht bloß seinen Geldbeutel, sondern vor allem seine Gesundheit. Davon wissen mitunter ungezogene junge Burschen zu erzählen, welche trotz Ermahnung der Eltern und Lehrer mit der Zigarre im Munde groß thun wollen. Besonders schädlich wirkt der Tabak bei noch nicht ausgewachsenen Menschen.

Aber auch die Kartoffeln haben nicht den Werth, den man ihnen oft beimißt. Sie sind wohl eine gute Zugabe zu anderen, besser nährenden Speisen; aber als Hauptnahrung genossen, wirken sie störend auf die Gesundheit. Milch, Brot, Fleisch, Bohnen und Hafermus können sie nie ersetzen.

Ergänzungsfragen.

1. Was erzählt man von der Einführung der Kartoffeln in Europa?
2. Worin bestehen die Arbeiten des Kartoffelbaues, des Tabakbaues?
3. Wo werden hauptsächlich Kartoffeln gepflanzt, wo Tabak?
4. Was entsteht, wenn man die Beeren und Samen der Kartoffeln ansäet.
5. Welche Kartoffelarten sind euch bekannt?

Die **Merkmale der Nachtschattengewächse** sind: 5theiliger Kelch, einblättrige Krone, 5 Staubgefäße, 1 Stempel und giftige Früchte; dahin gehören: Tollkirsche, Stechapfel, schwarzes Bilsenkraut, Bittersüß, Tabak und Kartoffel.

4. Fremdländische Kulturpflanzen.

Jede Gegend der Erde erzeugt besondere Pflanzen und Thiere, je nach der Witterung und der Sonnenwärme. Je wärmer das Land und je häufiger der Regen, desto reicher entfaltet

sich die Pflanzenwelt. Wir können uns kaum eine Vorstellung machen von dem wunderbaren Reichthum und der Ueppigkeit der Pflanzengebilde in den heissen Ländern. Dort entwickelt sich das bei uns so bescheidene Farrenkraut zu einem mächtigen Baume; dort gedeihen Tausende von Pflanzen mit herrlichen Blüthen und gewaltigen Blättern, die bei uns nicht vorkommen. Zwei- bis dreimal kann der Mensch jährlich dort säen und ernten. Wie ganz anders sieht es in jenen Ländern des hohen Nordens aus, wo der Winter fast das ganze Jahr regiert! Weinstock und Weizen, Eiche und Apfelbaum sind da ganz unbekannt. Weder blühende Gärten, noch grünende Wiesen und Wälder sind dort zu finden. Unsere Tanne verkrüppelt zu einem kriechenden Strauch, und kaum bedeckt spärliches Gras die öden Felder.

Die Pflanzen gewöhnen sich nach und nach an ein bestimmtes Klima. Wenn man das silberweisse, niedliche Edelweiss aus der rauhen Alpenluft und aus der Höhe des ewigen Schnees entfernt und dasselbe in die gutgepflegten Gärten der Ebene verpflanzt, so ist es ihm nicht mehr wohl. Es geht ihm, wie dem an Noth und Entbehrung gewöhnten Menschen, wenn er an die Tafel der Reichen versetzt wird und nicht mehr arbeiten muss. Er verdirbt im Ueberfluss. Aehnlich ist's bei der Eiche. Dieser gewaltige Baum mit seinem eisenharten Holze artet in den heissen Ländern auch aus zu einem unscheinbaren Baume, der nur schwammiges Holz erzeugt. Etwas Aehnliches zeigt sich bei der Biene. Sie, die bei uns unermüdlich für den Winter Honig sammelt, vergisst in winterlosen Gegenden die Arbeitsamkeit. Da ihr Tisch das ganze Jahr gedeckt ist, so ergibt sie sich einem trägen Schlaraffenleben.

Nur der Mensch ist so organisirt, dass er in allen Gegenden leben und arbeiten kann. Ueberall weiss er sich einzurichten und der Natur die Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse abzugewinnen.

In den heissen Gegenden kommt ihm die Natur mit all ihrem Reichthum zu Hülfe, und daher sind die Ernten dort auch viel reicher, als bei uns.

Unter denjenigen Pflanzen der warmen Länder, welche am häufigsten angebaut werden, und deren Früchte bis zu uns kommen, sind wohl die folgenden:



Fig. 4. a. Blühender Zweig.
b. Frucht.

Der Kaffeebaum (Fig. 4). Dieser 2 bis 3 m. hohe Baum wurde von Arabien aus nach Indien und Amerika verpflanzt. Man verwendet dort auf die Pflege des Kaffeebaumes dieselbe Sorgfalt, wie bei uns auf den Weinstock. Auch sonst gleichen die Kaffeepflanzungen unseren Weinbergen. In geraden Linien werden die Setzlinge gesteckt und die Zwischenräume von Unkraut rein gehalten. Man lässt den Strauch etwa 3 m. hoch werden und schneidet ihn pyramidenförmig zu. Die immergrünen, glänzenden Blätter und die schneeweissen, wohlriechenden Blüten verleihen dem Strauche ein freundliches Aussehen. Die Frucht gleicht der Kirsche. Im dunkelrothen, essbaren Fleische sind zwei harte Samen, die Kaffeebohnen, eingebettet (Fig. 4, b). Ein ausgewachsener Baum liefert etwa $\frac{1}{2}$ kg. Bohnen. Die reifen Beeren werden auf grossen Tennen ausgebreitet und getrocknet. In besonders eingerichteten Mühlen wird das getrocknete Fleisch entfernt und der Same von der häutigen Schale befreit. Nun müssen noch erst die vollkommenen Bohnen von den unvollkommenen gesondert werden, um jene nach allen Weltgegenden zu versenden.

Der Kaffee enthält keine Nahrungsstoffe, wohl aber erheitert er das Gemüth und regt den Geist zur Arbeit an. Der Kaffeeverbrauch erreicht jährlich auf der ganzen Erde 3 Millionen q; auf den Kopf der schweizerischen Bevölkerung entfallen durchschnittlich 3 kg. Kaffee per Jahr.

Die Baumwollstaude (Fig. 5). Sie kommt als Strauch und als Kraut vor und wird in den meisten warmen Ländern ange-

baut, besonders in Amerika. Die grossen, gelben Blüten stehen in den Blattachseln und entwickeln sich zu einer drei- bis fünf-fächerigen Kapsel. Die harten Fruchtschalen springen bei der Reife auf, und nun quillt die feinhaarige, weisse Wolle hervor. Die langen Fäden sind nichts anderes, als die Hülle der braunen, öligen Samen. Die Natur gab den Samen dieses wunderbare Flügelkleid, damit der Wind dieselben nach allen Seiten verbreiten könne. Aber der Mensch verwendet diesen Stoff zur Bereitung von Tüchern.



Fig. 5. Zweig der Baumwollstaule mit Blüthe und Frucht.

Nachdem die Baumwolle von den Samen und von den harten Hüllblättern befreit ist, wird sie zu Ballen gepresst und in alle Welt versendet. Sie kommt nun zunächst in die Spinnereien, wo sie auf kunstvoll eingerichteten Spinnstühlen gesponnen wird. In andern Fabriken wird das Garn zu allerlei Tüchern gewoben, und wieder andere besorgen das Färben des Garns und das Bedrucken der Tücher. Es werden jährlich etwa 10 Millionen q. Baumwolle erzeugt in einem Werth von zwei Milliarden Franken. Mehrere Millionen Menschen finden ihr Brot in der Beschäftigung mit der Baumwolle. Für

unsere Kleidung könnten wir die Baumwollstoffe kaum entbehren. Die Baumwollstaude ist daher eine der wichtigsten Kulturpflanzen.



Fig. 6. Kokospalme.

Die Kokospalme (Fig. 6) ist ein in den heißen Ländern häufig vorkommender Baum. Der schlanke, bis 30 m. hohe Stamm ist ast- und blattlos. Nur am Wipfel trägt er eine Krone von 4 m. langen, gefiederten Blättern, sowie mächtige Trauben von zwanzig und mehr Kokosnüssen. Diese Nüsse sind fast kopfgross. Aus der faserigen Hülle derselben bereitet man allerlei Gewebe (Kokosmatten). Sie schliesst eine hornharte Schale ein, in welcher sich ein ölreicher Kern mit schmackhafter Milch befindet.

Andere wichtige Kulturpflanzen der warmen Länder sind: Der Reis, der Oelbaum, der Theestrauch, der Kakaobaum, der Orangen- und der Feigenbaum, der Paradiesfeigenbaum, der Fiebrindenbaum, der Gewürznelkenbaum u. s. w.

5. Die wichtigsten Pflanzenfamilien. *)

I. Klasse: Zweisamenlappige Gewächse.

1. *Familie der Schmetterlingsblüthler.* In diese Familie gehören Bäume, Sträucher und Kräuter mit gefiederten Blättern und einer schmetterlingsförmigen Blumenkrone (Fahne, Flügel, Schiff). Die Staubfäden sind bis auf einen zu einem Schlauche verwachsen. Die

*) Anmerkung. Dieser Abschnitt kann nach Zeit und Umständen beliebig erweitert oder gekürzt werden.

Frucht ist eine einfächerige Kapsel, gewöhnlich eine „Hülse.“ Zu dieser etwa 7000 Arten zählenden Familie gehören: Bohne, Erbse, Wicke, Ackerbohne, Klee, Esparsette, Robinienakazie, Goldregen, (fremde: Indigo- und Gummibaum).

2. *Familie der rosenartigen Gewächse.* Sie umfasst meist Bäume und Sträucher mit rosenartiger Blüthe (5 Kelchzipfel, 5 Blumenblätter, 20—40 Staubgefässe auf dem Kelchrand). Der Same ist gewöhnlich in saftigem, wohlschmeckendem Fleische eingeschlossen: Kernobstbäume, Steinobstbäume, Rosenstrauch, Erdbeere, Himbeere, Brombeere, Weissdorn.

3. *Familie der Kreuzblüthler.* Die Pflanzen dieser Familie bringen eine Blüthe mit vier Blumenblättern hervor, welche ein Kreuz bilden. Diese schliessen vier lange und zwei kurze Staubgefässe ein; der Stempel entwickelt sich zu einer zweifächerigen Schote (Scheidewand): Reps, weisse Rübe, Kresse, Goldlack, Kopfkohl, Rosenkohl, Blumenkohl, Senf.

4. *Familie der Doldengewächse.* Die Pflanzen dieser Familie kennzeichnen sich durch zusammengesetzte, aus einer Blattscheide hervorgehende Blätter und durch einen doldigen Blütenstand. Die einzelnen Blüten sind klein, weiss, mit 5 Staubgefässen; die Frucht ist gerippt, zweisamig und enthält scharfriechende Oele. Wir zählen zu dieser Familie: die wilde Rübe und die von ihr abstammende gelbe Rübe (Rübli), die Petersilie, den Kümmel, den gefleckten Schierling (giftig), den Körbel, die Bärenklau.

5. *Familie der Nachtschattengewächse.* Hiezu rechnen wir Kräuter und Sträucher mit heftigen, betäubenden Giften. Die Blüten besitzen einen einblättrigen Kelch, eine einblättrige Krone, fünf Staubgefässe und einen Griffel. Die Frucht ist eine vielsamige Beere oder Kapsel: Kartoffel, Tabak, Tollkirsche, Stechapfel, Bittersüss, Bilsenkraut.

6. *Familie der Lippenblüthler.* Hieher gehören Kräuter mit vierkantigem Stengel und einfachen, gegenständigen Blättern. Die Blüten sitzen in den Blattachseln und besitzen eine einblättrige Krone, welche in Oberlippe und Unterlippe gespalten ist. Sie bildet entweder eine geschlossene Lippe (Löwenmaul) oder einen offenen Rachen (Wiesensalbei).

Staubgefässe sind gewöhnlich 2 lange und 2 kurze zu treffen: Wiesensalbei, Majoran, Tymian, Münze, Taubnessel, Löwenmaul, der giftige Fingerhut.

7. *Die Familie der Körbchenträger* zählt über 12,000 Arten. Die zusammengesetzten Blüten stehen in einem gemeinsamen Kelch, dem Körbchen. Die Krone der einzelnen, unscheinbaren Blüten ist röhrig oder zungenförmig; die kleine, trockene Frucht trägt meist

einen Haarkranz. Wir zählen auf: Den Löwenzahn, das „Margritli“, die Kamille, die Astarten, die Dahlien, die bittere Wermuthpflanze, die grosse Wucherblume, das Hafermark, die Wegwarte oder Zichorie, sowie das auf hohen Bergen vorkommende silberglänzende Edelweiss.

8. *Familie der Kätzchenträger.* Die Pflanzen dieser Familie sind Bäume und Sträucher, bei welchen Staubgefässe und Stempelblüthen getrennt auf derselben Pflanze stehen. Die Staubgefässe bilden abfallende Aehrchen oder Kätzchen, die massenhaft Blütenstaub ausstreuen. Die Blumenkrone fehlt. Die Frucht ist meist in einer becherartigen Hülle eingeschlossen: Buche, Eiche, Haselnuss, Birke, Erle, Weide, Pappel, Walnussbaum, echter Kastanienbaum.

9. *Familie der Nesselgewächse.* Die Stempelblüthen und Staubgefässblüthen sind getrennt auf verschiedenen Pflanzen. Die Blumenkrone fehlt. Mehrere dieser Pflanzen liefern einen zähen, zum Spinnen und Weben geeigneten Bast: Hanf, Nessel, Hopfen, Maulbeerbaum, Ulme.

II. Klasse. Einsamenlappige Pflanzen.

Die Wurzeln sind büschelig, aus gleich starken Nebenwurzeln zusammengesetzt. Der Stengel ist schlank, oben und unten fast gleich stark, aussen hart, innen weich; die parallelernervigen Blätter entspringen aus Blattscheiden. Der Same zerfällt nicht in zwei Samenlappen.

10. *Familie der Liliengewächse.* Hierher zählen wir Zwiebelgewächse mit schönen, sechsblättrigen Blumen ohne Kelch. Die sechs Staubgefässe tragen grosse Staubbeutel: die weisse Lilie, der Schnittlauch, die Zwiebel, der Knoblauch, ferner die Narzisse, die Tulpe, die Hyacinthe, die Herbstzeitlose, das Schneeglöcklein.

11. *Die Familie der Gräser* zählt über 4000 Arten und umfasst Pflanzen mit büschelförmiger Wurzel und hohlem, knotigem Halm. Die Blätter sind lang und schmal, die Blüten stehen in Aehren und besitzen drei Staubfäden. Die Frucht ist ein in harte Hüllblätter eingeschlossenes Korn: der Weizen, das Korn (Dinkel), Roggen, Gerste, Hafer, Reis; Rispengras, Raigras, Zittergras, Honiggras, Schilfrohr (Zuckerrohr).

III. Klasse. Vielsamenlappige Gewächse.

12. *Die Familie der Nadelhölzer* umfasst Waldbäume mit nadelförmigen Blättern. Stempelblüthen und Staubgefässblüthen sind getrennt; die Frucht ist geflügelt, nackt und reift in schuppigen Zapfen: die Föhre (je zwei Nadeln in einer Scheide), die Weimutskiefer (mit

je fünfzähligen Nadelbüscheln), die Lärche (mit abfallenden Nadelbüscheln), die Rothtanne (die Nadeln stehen rings um die Zweige), die Weisstanne (mit zweizeiligen Nadelreihen), der giftige Eibenbaum mit fleischigen, rothen Früchten, der Lebensbaum oder Thuja, der Wachholder.

IV. Klasse. Ohnsamenlappige Gewächse (Blüthenlose).

13. *Familie der Farrenkräuter.* Sie umfasst blüthenlose Pflanzen mit einem starken Wurzelstock, aus welchem alljährlich ein Kranz von grossen, zertheilten Wedeln hervorwächst. Auf der Rückseite der Blätter finden sich die Fruchthäufchen: der Adlerfarn, der Tüpfelfarn, Schachtelhalm, Mauerraute.

14. *Familie der Moose.* Hieher zählen wir wurzellose Gewächse mit schuppigen Blättchen, welche das Wasser aus feuchter Luft aufzusaugen vermögen: das Torfmoos, das Kranzastmoos.

15. *Die Familie der Pilze* umfasst die niedrigsten Pflanzengebilde. Sie erzeugen auf einem fadenartigen Lager grosse Sporenträger und haben meist eine kurze Lebensdauer. Die Pilze nähren sich von anderen Pflanzen: der Fliegenschwamm, der Röhling, die Hirschkeule, der Milchschwamm, Schimmelpilz, Kartoffelpilz.

B. Bilder aus dem Thierreich.

6. Die verachteten Thiere.

1. Auch in der Thierwelt herrscht, wie überall in der Schöpfung, große Verschiedenheit. Die einen Geschöpfe sind von der Natur mit allen Vorzügen ausgestattet. Der Mensch gewinnt Freude an ihnen und beschäftigt sich gerne mit denselben. Aber wie viele kleine und armselige Thiere gibt es nicht, an welchen der stolze Mensch gefühllos vorüberschreitet! Da zertreten wir eine Schnecke oder einen Wurm, die sich auf unserm Weg verirrt haben; da werden einem Frosche die Beine ausgerissen, und noch lebend wird das verstümmelte Thier in den Teich zurückgeworfen. Man tödtet erbarmungslos Ameise und Spinne, Fliege und Käfer; man verfolgt die nützliche Blindschleiche, wie die harmlose Kröte, die unschuldige Ringelnatter,

wie das rasche Eidechselein. Warum? Weil der Mensch sich nicht die Mühe nimmt, diese niederen Thiere zu beobachten; weil er ihren wunderbaren Körperbau und ihre schuldlose Lebensweise gar nicht kennt. Da zufällig einige wenige unter diesen Geschöpfen giftig sind oder dem Menschen Schaden zufügen können, so müssen die Unschuldigen mit den Schuldigen leiden. Was würden wir von einem Könige sagen, welcher nur die reichen und angesehenen Menschen beschützte, dagegen die armen und unglücklichen Unterthanen verfolgte und mißhandelte? Gleichet der Mensch nicht einem solchen ungerechten Könige, wenn er die harmlosen, niedern Thiere verfolgt und verabscheut? Wir wollen daher recht aufmerksam auch die niedern Geschöpfe der Thierwelt beobachten; dann können wir einstimmen in das schöne Gellert'sche Lied:

Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht,
Die Liebe, die für Alle wacht,
Anbetend überlege,
Dann weiß ich, von Bewund'ung voll,
Nicht, wie ich dich erheben soll,
Mein Gott, mein Herr und Vater!

7. Die gemeine Eidechse.

1. Wer kennt es nicht, dieses niedliche, hurtige Thierchen! An sonnigen Sommertagen sehen wir es häufig, wie es sich auf den warmen Steinen sonnt und auf Insekten lauert. Sobald es unsern Tritt hört, so krabbelt es blitzschnell über Erde und Steine hinweg und sucht sich in einer Ritze vor unserm Blicke zu verbergen, oder es zieht sich in seinen selbsthergestellten, unterirdischen Gang zurück. Gelingt es uns, das schnelle Thierchen zu fangen, so bemerken wir Folgendes:

2. Die Eidechse hat einen langgestreckten Körper; die Hälfte desselben nimmt der bewegliche Schwanz ein, der leicht abbricht, aber auch wieder nachwächst. Es ist dieses Nachwachsen verlorener Körperteile bei niedern Thieren gar nichts Seltenes (Krebs, Wurm). Der Rücken der Eidechse erscheint bräunlichgrau, die Bauchseite weisslichgelb. Den Rücken ziert ein dunkel-

braunes Band mit hellen Flecken. Die Bedeckung besteht aus Schuppen, welche auf dem Rücken bedeutend härter und stärker sind, als auf der Bauchseite. Die Eidechse wechselt jährlich zweimal die Haut, ähnlich wie das Huhn und der Staar die Federn und viele Säugethiere die Haare.

Am leicht beweglichen Kopf der Eidechse bemerken wir zwei kluge, muntere Aeuglein mit deutlichen Augenlidern. Das äussere Ohr fehlt; dennoch hört das Eidechslin sehr gut. Es lässt sich sogar durch Musik und Gesang locken. Im Munde befinden sich eine gabelig getheilte Zunge und zahlreiche, spitzige Zähnchen. Dieselben sind nur auf der Oberfläche des Kiefers angewachsen und dienen zum Festhalten der Beute, nicht zum Zermahlen oder Zerreißen der Speise. Die Eidechse besitzt vier kurze Beinchen. Jedes Füsschen ist mit fünf bekrallten Zehen versehen.

3. Die Eidechse nährt sich von Insekten, Raupen, Würmern und Schnecken. Sie ergreift ihre Beute im Sprunge, wie ein Raubthier. Obschon sie scheu und furchtsam ist und den Menschen ängstlich flieht, so wird sie doch ganz zutraulich. Man erzählt, dass sie gezähmt werden könne und dann auf einen Lockruf hervorkomme und ihrem Ernährer das Futter aus der Hand fresse. Sie kann gut klettern. Wenn sie über Steine und Erde dahinhuscht, so züngelt sie fortwährend, offenbar um mit der Zunge die Gegenstände zu betasten.

Im Frühjahr legt sie 6 bis 8 häutige Eierchen in das Moos an einem sonnigen Orte. Um das weitere Schicksal der Eier und der daraus hervorgehenden Jungen bekümmern sich die Alten nicht mehr. Die Sonnenwärme genügt, um aus den Eiern bis zum Herbst die Jungen zu entwickeln. Diese haben die Gestalt der Alten und springen sofort munter umher. Vor gar vielen Feinden haben sich die Eidechsen zu hüten; über der Erde stellen ihnen die Raubvögel, die Kröten und Schlangen nach, in ihrer unterirdischen Behausung Wiesel und Maulwurf.

Im Spätherbst, wenn die Zugvögel aus Nahrungsmangel in wärmere Länder ziehen, da möchte es auch dem Eidechslin bange werden um den langen, kalten Winter. Wo soll es seine

Nahrung hernehmen? Hat es doch keine Flügel, um sich mit der Schwalbenschaar nach den immer grünen Wäldern des Südens zu flüchten. Aber auch für das arme Eidechslein sorgt der gütige Schöpfer. Er schenkt ihm, wie den andern Verwandten aus dem Amphibiengeschlechte, den Winterschlaf. Das Eidechslein zieht sich in sein Erdloch zurück und schläft den langen Winter hindurch. Erst wenn der Kuckuck wieder ruft und die Käfer im Frühlingswinde summen, da reibt es sich den Schlaf aus den Augen und beginnt von Neuem sein munteres Treiben.

4. Die Eidechse hat in heissen Ländern einen greulichen Verwandten, das Krokodil. Es wird bis 9 m. lang und ist mit starken Knochenpanzern bedeckt, welche selbst Flintenkugeln nicht zu durchdringen vermögen. Es hat ein fürchterliches Gebiss und ist ein sehr gefürchtetes Raubthier, das besonders den Badenden gefährlich wird. Das Krokodil lebt in grossen Strömen. Es legt 20 bis 90 Eier in den Ufersand.

8. Die Kreuzotter.



Fig. 7. Kreuzotter.

1. Die Kreuzotter (Fig. 7) ist eine in der Schweiz öfters vorkommende, gefährliche Giftschlange; sie heisst auch Kupferschlange oder Viper. Ihr walzenrunder Leib ist etwa 60 cm. lang und mit Schuppen und Schildern bedeckt. Der Kopf ist klein, dreieckig und hinten breiter, als der Hals. Die Augen sind

lebhaft. Die Farbe der Otter ist sehr verschieden. Die Weibchen, an ihrer größeren Körperlänge erkennbar, sind röthlich braun (daher der Name Kupferschlange); die Männchen sind mehr hellgrau. Trotz der verschiedenen Färbung erkennt man jede Kreuzotter leicht an dem schwarzen Zickzackband, das vom Kopf bis zum Schwanz den Rücken ziert. Zwei Reihen von schwarzen Flecken ziehen sich diesem Bande entlang. Ihren Namen hat die Schlange von zwei schwarzen Linien auf dem Kopfe, die ein (unvollständiges) Kreuz bilden. Füße fehlen der Schlange gänzlich. Sie bewegt sich durch ihre Rippen auf bloßem Bauche und ist daher ein Kriechthier. Sie wechselt häufig ihre glatte Haut.

2. Im Oberkiefer stehen zwei hohle Giftzähne. Wenn die Schlange beißt, so fließt durch den hohlen Zahn ein Gifttröpfchen in die Wunde. Dieses Gift ist sehr gefährlich, aber nur, wenn es mit dem Blute in Berührung kommt. Kleine Thiere, wie Mäuse und Vögel sterben fast augenblicklich am Bisse der Otter. Menschen können den Biß unschädlich machen, indem man die Wunde sofort ausaugt und auswäscht. Der sofort herbeizurufende Arzt wird dann noch andere Mittel verordnen. Unterläßt man diese Vorkehrungen, so kann leicht der Tod eintreten. Die Otter ist daher ein sehr gefährliches und schädliches Thier, das man tödten sollte, wo man es findet. Storch und Igel machen sich besonders nützlich, daß sie diese Giftschlange vertilgen. Das Gift schadet sonderbarer Weise diesen Thieren nicht.

3. Die Kreuzotter bewohnt Erdhöhlungen in Wald und Feld. Wenn die Sonne scheint, so kriecht sie auch des Tags aus ihrer Höhle hervor. Sie ringelt sich zu einem Teller, den Kopf in der Mitte, und liegt regungslos am Sonnenschein. Jetzt raffelt eine Maus im dürren Laub. Die Schlange streckt den Kopf in die Höhe, schnellt die gabelige Zunge hervor und zischt laut. Plötzlich schießt der Kopf hervor und beißt mit grimmer Wuth nach dem Mäuschen. Nach Sonnenuntergang beginnt ihre Hauptjagd. Sie kann 4 bis 5 Mäuse in einer Mahlzeit verzehren. Dieselben werden nicht gekaut, sondern mit Haut und Haar verschlungen. Dann ist die Schlange für lange

Zeit gesättigt. Neun Monate lang kann sie hungern. In der Gefangenschaft nimmt sie nie Nahrung zu sich und stirbt daher nach neunmonatlichem Fasten am Hungertod. Den langen Winter ver schläft sie regungslos in ihrem Erdloch. Sonderbares erzählt man sich vom Laubfrosch. Wenn dieser die Nähe einer Otter merkt, so fängt er an jämmerlich zu schreien. In seiner Todesangst hüpfst er der Schlange immer näher und schließlich in deren Rachen. So gleicht der Laubfrosch kopflosen Menschen, wenn sie in Angst und Gefahr sind.

Im Sommer legt das Otterweibchen 5 bis 7 zarthäutige Eier, aus denen sofort die Jungen auskriechen. Diese sind 20 cm. lang und schon vollständig ausgebildet. Sie kriechen davon, zischen und tödten Mäuse, wie die Alten.

4. Die Otter kann auch im Wasser leben: sie hat rothes, kaltes Blut und ein Knochengerüst, wie die Eidechse.

Alle andern, bei uns vorkommenden Schlangen sind ganz ungefährlich und harmlos, so die 1 m. lange Ringelnatter. Leider müssen sie alle dafür entgelten, daß sie eine so gefährliche Schwester haben. In heißen Ländern gibt es sehr große Schlangen, so die Riesenschlange, welche 12 m. lang wird und selbst mit dem Tiger erfolgreich kämpft.

9. Die Amphibien.

Eidechse, Kreuzotter und Frosch sind Amphibien. Sie haben rothes, kaltes Blut, ein Knochengerüst und eine kahle oder mit Schuppen bedeckte Haut, die häufig erneuert wird. Sie können im Wasser und auf dem Lande leben, legen häutige Eier und halten Winterschlaf. Man theilt sie ein in

1. **Ordnung: Eidechsen:** Gemeine Eidechse, Blindschleiche und Krokobil.
2. **Ordnung: Schlangen:** Kreuzotter, Ringelnatter, Riesenschlange.
3. **Ordnung: Lurche:** Laubfrosch, Wasserfrosch, Kröte, Wassermolch.

4. **Ordnung: Schildkröten:** Sie haben einen harten, unbeweglichen Knochenpanzer. Es gibt Land- und Wasserschildkröten.

Eidechsen, Lurche und Schildkröten haben vier Beine und eine mit Schuppen oder Panzer bekleidete Haut. Die Schlangen haben eine Haut und sind fußlose Thiere. Die Lurche machen eine Verwandlung durch und athmen in der Jugend durch Kiemen.

10. Die Fische.

Hecht, Forelle und Lachs sind Fische. Die Fische sind Wirbelthiere, wie die Säugethiere, Vögel und Amphibien; denn sie haben ein inneres Knochengerüst, dessen Haupttheil die Wirbelsäule bildet.

Die Fische haben einen spindelförmigen, seitlich zusammengedrückten Leib, eine schleimige, mit Schuppen bedeckte Haut und rothes, kaltes Blut. Sie bewegen sich durch Flossen, athmen durch Kiemen und können nur im Wasser leben. Sie entwickeln sich aus Eiern und sind meistens Raubthiere. Die bekanntesten Fische sind: Das Felchen, der Gangfisch, beide im Bodensee; die Forelle, der Lachs, der Hecht; das Zugerrötheli, der Karpfen, der Goldfisch; ferner die Nase, die Barbe, die Schleie und der Wels, welcher bis zu 5 Zentner schwer wird. Sehr viele Fische leben im Meer, darunter auch viele riesige und gefährliche, so der allen Seeleuten verhasste Menschenhai.

Man zählt etwa 10,000 Arten Fische.

11. Die Biene.

1. Der Leib der Biene ist durch zwei Einschnitte in drei Theile gegliedert: in Kopf, Brust und Hinterleib. Sie gibt sich also als Insekt oder Kerbthier zu erkennen. Am Kopf bemerken wir zwei große Augen, zwei gegliederte Fühler und die Freßwerkzeuge. Den Haupttheil der letztern bildet die hohle, behaarte Zunge, welche der Biene als Saugrüssel dient. Das Bruststück ist rundlich, mit einem starken Hautpanzer geschützt und mit Haaren dicht besetzt. Am Bruststück befinden sich 3 Paar Beine und 2 Paar häutige, durchsichtige

Flügel. Die Beine bestehen aus dem Oberschenkel, dem Unterschenkel und dem Fuß. Dieser ist gegliedert und endet in zwei scharfen Krallen. Am Unterschenkel der Hinterbeine ist ein mit Haaren eingefasster Behälter bemerkbar. In diesem „Körbchen“ sammelt die Biene den Blumenstaub zu einem gelben „Höschen.“ Der Hinterleib besteht aus sechs Ringen; durch eine regelmäßige Bewegung derselben besorgt die Biene das Athmen. Ein inneres Knochengeriüst fehlt, das Blut ist eine farblose Flüssigkeit.

2. Die Bienen wohnen in großer, wohlgeordneter Gesellschaft. Früher gab man ihnen Körbe aus Stroh. Jetzt hält man sie in gut eingerichteten Kästen mit Glaswänden und mit beweglichen Rahmen. Man kennt seither das Leben der Biene viel besser, weil man ihr Thun und Treiben im Stocke gut beobachten kann, ohne sie zu stören. Jeder Bienenschwarm besteht aus zehn- bis zwanzigtausend Arbeitsbienen, einigen hundert Drohnen und einer einzigen Königin.

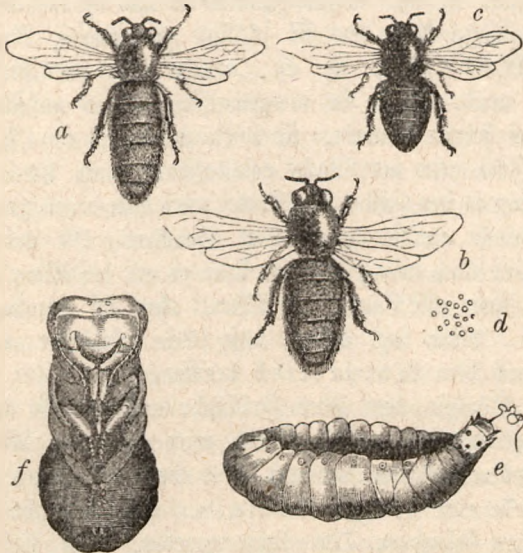


Fig. 8. Biene. a. Die Königin; b. Drohne; c. Arbeitsbiene; d. Eier; e. Motte; f. Puppe.

Die Arbeitsbienen (Fig. 8, c) sind die kleinsten. Sie müssen alle Arbeiten im Bienenstaate besorgen: Honig und Blüthen-

staub einsammeln, Wache halten, fremde Raubbienen tödten, die kunstreichen Waben bauen, die junge Brut ernähren, die Königin pflegen und den Bienenstock von allem Unrath reinigen. Um sich gegen die zahlreichen Feinde zu vertheidigen, besitzen sie im Hinterleib einen Stachel mit brennendem Gift. Wenn die Biene sticht, so muß sie gewöhnlich sterben, weil der Stachel in der Wunde bleibt. So gleicht die Biene bei ihrer Vertheidigung dem tapfern Krieger; beide setzen ihr Leben ein für den Staat.

In den Sommermonaten bemerken wir auch dickleibige, große Bienen; es sind dies die Drohnen (Fig. 8, b). Sie besitzen keinen Wehrtachel und sind faulenzende Schmarotzer. Daher werden sie im August von den Arbeitsbienen aus dem Stocke gejagt und vor dem Eingang getödtet.

In einem Bienenstaat wird nur eine einzige Königin (Fig. 8, a) geduldet. Sie ist leicht kenntlich an ihrem langen, dünnen Hinterleib. Im Frühling und Vor Sommer legt sie kleine Eier (Fig. 8, d), in jede Zelle eines und oft mehrere Tausend in einem Tag. Aus dem Ei schlüpft nach wenig Stunden eine fußlose Made (Fig. 8, e), welche von den Arbeitsbienen gefüttert wird. Wenn sie ausgewachsen ist, so umspinnet sie sich mit einem feinen Gewebe, sie wird zur Puppe (Fig. 8, f), und die Zelle wird mit Wachs geschlossen. Nach 14 Tagen wird es lebendig in der Zelle, der Deckel wird von innen zernagt, und heraus kriecht ein ausgewachsenes Bienehen. Es trocknet seine Flügel, und nach wenig Stunden kann es mit den Alten ausfliegen. Es übt schon alle Künste der Alten, ohne sie besonders gelernt zu haben. Man sagt daher, daß solche gleichsam angeborenen Künste auf dem Naturtrieb beruhen.

Die Königin legt jedes Frühjahr auch ein Ei in eine besonders große Zelle. Die Made wird von den Arbeiterinnen mit besonderem Futter versorgt, und nach 20 Tagen ent schlüpft dieser Zelle eine junge Königin. Sie hat ihr Erscheinen durch einen besondern Ton kund gegeben. Auf dieses Zeichen zieht die alte Königin mit einer großen Schaar alter Bienen aus, um eine neue Heimat zu gründen. Das wohlauzgestattete Reich wird dem königlichen Kinde überlassen, und die Mutter

gründet in einem neuen Kasten ein neues Staatswesen. Der Bienenvater kann das Schwärmen verhindern, wenn er die Königinzelle rechtzeitig entfernt.

3. Die Biene ist sicherlich eines der wunderbarsten Thierchen. In seiner Kunstfertigkeit und seinem Fleiß übertrifft es wohl alle andern Thiere; ja selbst der Mensch kann bei ihm in die Schule gehen und lernen, was Emsigkeit und Geschicklichkeit vermögen. Vom ersten Morgengrauen bis zum Hernieder sinken der Sommernacht ist es rastlos thätig. Es tritt aus dem Thor, schwingt seine Flügel mit unglaublicher Geschwindigkeit und summt davon. Jetzt hat es die blühende Wiese erreicht. Ruhelos fliegt es von Blume zu Blume und streckt seine lange, hohle Zunge nach dem Honigtröpfchen im Blüthengrund. Freilich muß es gar oft vergeblich seinen Saugrüssel ansetzen; denn nicht selten hat schon eine andere Biene dieselbe Blume abgesehen. Jetzt zerquetscht es mit seinen Kiefern die Staubbeutel und wälzt sich im Blüthenstaub, bis sein haariger Leib ganz damit bedeckt ist. Nun bürstet es sich geschickt mit den Beinchen, hallt den Staub zu einem Kügelchen und heftet dasselbe in das „Körbchen“ des Hinterbeines. Beladen mit Honig und Blüthenstaub tritt es den weiten Heimweg an. Oftmals muß es ausruhen und nach dem rechten Weg, den es nie verfehlt, ausschauen; öfters wird es den zahlreichen Feinden aus dem Vogelgeschlecht zur Beute. Wenn dem Bienchen kein Leid geschieht, so erreicht es immer wieder sein Häuschen. Müde senkt es sich vor die Thüre. Der Wächter erkennt es als eines der Seinigen und gestattet ihm den Eintritt. Drinnen sind nun zahlreiche Schwestern bereit, ihm seine Bürde abzunehmen. Der Blüthenstaub dient zur Nahrung für die Maden. Aus den Wachsbättchen, welche die Biene aus den Ringen des Hinterleibes schmilzt, werden die regelmäßigen, sechseckigen Zellen (Waben) sorgfältig aufgebaut, der vorrätliche Honig wird tröpfchenweise in die leeren Zellen angesammelt und zugedeckelt, bis die bösen Wintertage kommen.

Wenn der Bienenvater findet, daß die Bienen mehr Honig angesammelt haben, als der Schwarm zu seiner Ernährung

den Winter hindurch bedarf, so nimmt er einige Honigwaben heraus, und wir lassen uns die süße Gabe wohl schmecken. Die entleerten Waben liefern das werthvolle Wachs.

Die Bienen nützen nicht bloß durch Honig und Wachs, sondern sie vermehren auch noch die Fruchtbarkeit der Pflanzen, welche sie besuchen. Sie befördern nämlich die Bestäubung und befruchten dadurch die Fruchtknoten der Blüten.

12. Die Stubenfliege.



Fig. 9. Fliege.
a. Eier; b. Made; c. Fliege.

1. Sie ist die frechste Näscherin und der unliebsamste Gast, der sich überall einstellt, wo Menschen ihre Wohnung aufschlagen. Sie erscheint ungebeten an der reich besetzten Tafel des Prassers, begnügt sich aber auch am spärlichen Tisch der Armen. Wie unanständig sie ist! Von allen Gerichten will sie zuerst kosten und steckt in alle vollen Schüsseln ihren Saugrüssel. Der Nimmersatt ist auch wieder der letzte am Tische. Wo ein Brosamen, ein Zuckerkörnchen, ein Tröpflein Süßigkeit übrig geblieben ist, da harret sie aus, ruft ihre Nachbarinnen herbei und geht nicht weg, bis das letzte Stücklein aufgezehrt ist. Hat sie sich endlich gesättigt, so putzt sie sich mit ihrem Füßchen und fliegt davon. Jetzt setzt sie sich dem Schläfer auf das Gesicht, krabbelt und kitzelt ihn durch ihr unruhiges Umherstolpern. Vergebens schlägt der Schläfer nach ihr; geschickt entrinnt sie dem Schlag, um sofort ihre Neckereien von Neuem zu beginnen. Sie ruht nicht, bis sie von der Fliegenklappe erschlagen oder zum Fenster hinaus gejagt worden ist. Wenn die kalten Herbsttage kommen, so sterben die Fliegen massenhaft dahin. Im Winter verkriechen sich die wenigen, die noch am Leben geblieben, und erstarren. Andere flüchten sich zwischen die Fenster und schlummern, bis ein warmer Sonnenstrahl sie zu neuem Leben erweckt.

Das Vergnügen des Fliegenlebens dauert gewöhnlich nicht lange; denn die Feinde dieses Thieres sind gar zahlreich; Fliegen-tod und Klappe sind nicht die einzigen. In der Ecke breitet die Spinne ihr Gewebe aus und lauert der fetten Fliege auf. Fast jedem Vögelchen ist sie ein willkommener Bissen. Fische, Frösche, Kröten, Eidechsen, sie alle verzehren zahllose Fliegen. Muss dann auf diese Weise das Fliegengeschlecht nicht aussterben? Dem Menschen wäre es wohl recht; aber wovon sollten sich denn die Schwalben und tausend andere Thiere nähren, wenn all' die kleinen Dingerchen, die dem Menschen lästig sind, nicht mehr da wären? Gewiss sind auch die Fliegen ein nothwendiges Glied im Reiche der Schöpfung. Darum sorgt auch die Natur dafür, dass sie nicht aussterben.

2. Die Fliege legt während des Sommers zwei- bis dreimal je etwa hundert Eier in faulende, stinkende Stoffe, am liebsten in den Misthaufen. Das ist die einzige Sorge der Mutter für ihre Kinder. Denn die aus den Eiern schlüpfenden Maden finden hier ihre eklige Nahrung im Ueberfluss. Die Maden sind weissliche Würmchen, aus acht Ringen bestehend und mit Fresswerkzeugen versehen. Nach vierzehn Tagen ist die Made etwa einen cm. lang geworden und verwandelt sich nun in eine Puppe. Diese ist hart, unbeweglich und gleicht einem röthlichen Samenkorn. Nach wenig Wochen wird die Kappe der Puppe aufgesprengt, und heraus kriecht eine vollkommene Fliege.

3. Der Leib der Fliege ist durch Einschnitte in Kopf, Brust und Hinterleib gegliedert. Am leicht beweglichen Kopf bemerken wir zwei grosse Augen, zwei Fühler und einen Saugrüssel. Das Bruststück trägt drei Paar Beine und ein Paar Flügel, welche an der Sonne glänzen und durchsichtig sind. Der Fliegenfuss ist gegliedert. Er endet in zwei Krallen, unter welchen sich zwei Ballen befinden. Mit Hülfe dieser Ballen kann sich die Fliege an glatten Wänden anheften, ähnlich wie der Laubfrosch. Der Hinterleib der Fliege besteht aus vier schwarzbraunen Ringeln. Unter den häutigen Flügeln befinden sich zwei Schwingkölbchen, welche offenbar verkümmerte Flügel sind. Die Fliege hat keine Stimme. Das leise Summen wird durch das Schwingen der Flügel hervorgerufen.

13. Die Insekten.

Kohlweißling, Biene und Fliege gehören zu der fünften Klasse des Thierreichs; es sind Insekten. Sie besitzen kein inneres Knochengeriüst, wie die Säugethiere, Vögel, Amphibien und Fische, sondern nur einen harten Hautpanzer. Man zählt daher die Insekten zu den wirbellosen Thieren. Ihr Körper wird durch zwei Einschnürungen in Kopf, Bruststück und Hinterleib gegliedert, was ihr Name Insekt oder Kerbthier andeutet. Der Insektenkopf besitzt Augen, Fühler und beißende oder saugende Freßwerkzeuge. Am Bruststück sind stets sechs gegliederte Beine und meist zwei bis vier Flügel angewachsen. Der Hinterleib besteht aus beweglichen Ringen und hat keine Anhängel.

Fast sämtliche Insekten machen eine Verwandlung durch. Die ausgebildeten Insekten legen Eier an einen Ort, wo die daraus kriechenden Larven ihre Nahrung finden. Die Larve ist entweder eine Raupe mit zahlreichen Fußpaaren oder eine wurmähnliche, fußlose Made. Raupe und Made besitzen einen geringelten Körper und Freßwerkzeuge. Sie gleichen dem Insekt nicht und verwandeln sich in eine meist unbewegliche Puppe. Aus dieser kriecht nach einiger Zeit das ausgebildete Insekt, das gewöhnlich eine kurze Lebensdauer hat. Die Eintagsfliege lebt nur einen Tag, der Maikäfer einige Wochen, nur die Biene kann mehrere Jahre alt werden. Den Winter bringen die meisten Insekten schlafend oder als Ei oder Puppe zu. Sie zeichnen sich aus durch ihre ungeheure Vermehrung. Ein Paar Fliegen kann nach fünf Monaten eine Nachkommenschaft von 500 Millionen haben.

Die Insekten haben gute Sinneswerkzeuge, sie sehen und fühlen gut, die meisten können auch schmecken und hören. Sie beweisen Verständniß für ihren Haushalt, tragen große Sorgfalt zu ihren Jungen und legen ungewöhnlichen Kunsttrieb an den Tag.

Nur wenige Insekten dienen dem Menschen zum Nutzen (Biene, Seidenraupe). Die meisten schaden bei ihrer ungeheuren Vermehrung durch ihre Gefräßigkeit. Die einen greifen als Schmarotzer den Körper von Menschen und Thieren an (Ungeziefer),

andere zerstören Wälder, Ernte und Vorräthe aller Art, wieder andere zernagen unsere Wohnung und Kleidung.

Gleichwohl dürfen sie im Haushalt der Natur nicht fehlen. Sie dienen einer großen Zahl von höheren Thieren zur Nahrung, so daß ohne Insekten eine Menge von nützlichen Thieren aussterben müßte. Da überdies die meisten fliegenden Insekten sich von Honig und Blütenstaub nähren, so besuchen sie die blühenden Pflanzen und tragen zur Befruchtung derselben viel bei. Man zählt über hunderttausend Arten von Insekten und theilt sie in mehrere (7) Ordnungen. Die wichtigsten derselben sind:

I. Ordnung. Die Käfer. Sie besitzen zwei hornige Flügel, welche die zwei zarthäutigen Hinterflügel und den Hinterleib schützen.

Der schädliche Maikäfer (Fig. 10, a, b, c) braucht 3 Jahre zu seiner Entwicklung. Als Engerling verzehrt er die Pflanzenwurzeln, als geflügeltes Insekt frißt er die Bäume kahl. Der Borkenkäfer kann ganze Wälder zerstören. Der Koloradokäfer zerfrißt die Kartoffelpflanzungen, der Kornwurm verwandelt das Getreide in einen Käferhaufen, das Johannis-käferchen leuchtet (Weibchen).

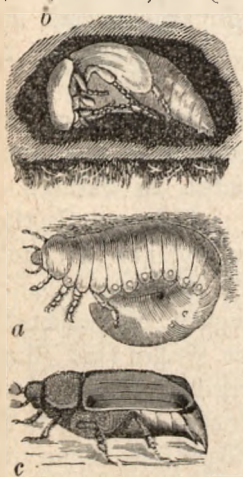


Fig. 10. Maikäfer.
a. Engerling, b. Puppe, c. Käfer.



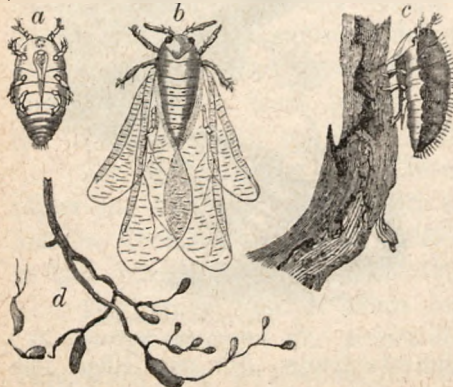
Fig. 11. Seidenspinner.
a. Schmetterling, b. Raupe.

II. Ordnung. Schmetterlinge. Die vier Flügel sind mit farbigen Schuppen bedeckt. Hieher gehören: der Kohlweißling,

der Schwalbenschwanz, der Apollo, der Todtenkopf. Von großer Wichtigkeit ist der Seidenspinner (Fig. 11, a, b). Er wird in Südeuropa und Asien gezüchtet. Die Raupen werden in geheizten Sälen mit dem Laub des Maulbeerbaums gefüttert. Die Raupe macht verschiedene Häutungen durch. Ist sie ausgewachsen, so beginnt sie den kunstreichen Bau ihres Gehäuses, des eiförmigen, gelben oder weißen Kokons. Derselbe besteht aus einem einzigen, ununterbrochenen Faden von etwa 1000 m. Länge. Dieser wunderbare Seidenfaden kommt aus zwei Oeffnungen am Kopfe der Raupe hervor. Er wird in zahllosen Windungen zu verschiedenen Schichten übereinander gewoben und durch eine klebrige Masse (Gummi) zusammengehalten. Bevor der Seidenspinner ausfliegt, wird der Kokon in heißes Wasser geworfen und der Seidenfaden abgewickelt. Hunderttausende von Menschen verdienen ihr Brot bei der Seidenzucht oder bei der Seidenindustrie, und alle Menschen finden Vergnügen an schön glänzenden, seidenen Kleidern und Bändern. Die Seidenraupe ist daher das nützlichste Insekt.

III. Ordnung. Die Bienen. Sie besitzen vier Hautflügel und leben in großen Gesellschaften unter der Regierung einer Königin: Die Honigbiene, die Hummeln, die Wespen, Hornisse, Ameisen, Termiten.

IV. Ordnung. Fliegen. Sie sind erkenntlich an zwei häutigen Flügeln: Die Stubensfliege, die Schmeißfliege, die Stechmücken, die Bremsen.



Bekannte Insekten der übrigen Ordnungen sind: die Wasserjungfer, die Heuschrecken und Grillen (das Zirpen derselben entsteht durch Reibung der Beine an den Flügeln), die Wanze und die Laus (Kopflaus, Blattlaus, Reblaus Fig. 12).

Fig. 12. Die Reblaus, a. ungeflügelt, b. geflügelt, c. saugend, d. krankhafte Anschwellung der Rebwurzel.

14. Die Kreuzspinne.

Der Leib der Kreuzspinne zeigt nur eine Einschnürung und gliedert sich deshalb nur in zwei Theile, in das Kopfbruststück und in den Hinterleib. Am Kopfbruststück bemerken wir die Augen, zwei Taster und zaugenartige Kiefer; sodann 8 Beine, aber keine Flügel. Der aufgeschwollene Hinterleib ist oben mit weissen Flecken geziert, welche einem Kreuze gleichen. Am Ende des Hinterleibes besitzt die Spinne jenes wunderbare Werkzeug, womit sie ihre Fäden spinnt. Wir entdecken nämlich dort sechs Spinnwärzchen, jedes mit sehr zahlreichen Oeffnungen. Unter diesen Wärzchen befindet sich ein Säcklein, in welchem der Spinnstoff aufbewahrt wird. Durch einen Druck auf dieses Säcklein fliesst nun der Stoff aus den feinen Oeffnungen heraus und erhärtet an der Luft zu einem Faden. Dieser ist aus viel hundert einzelnen Fädchen zusammengesetzt.



Fig. 13. Die Kreuzspinne.

2. Im Herbst legt das Weibchen an einem geschützten Ort zahlreiche Eierchen in ein Nest, das es aus feinen, wolligen Fäden sorgfältig gewoben hat. Im nächsten Frühjahr schlüpfen die Jungen aus, welche den Alten vollkommen gleichen. Sie können bald selber ein Netz verfertigen. Dasselbe wird an einem Ort angebracht, wo sich die Spinne von dem Menschen nicht gestört glaubt. Es ist sternförmig und sehr kunstvoll aufgebaut. Wenn das Netz fertig ist, so setzt sich die Spinne in die Mitte oder in die Nähe und lauert auf Fliegen, Mücken und andere Insekten. Wenn sich eine Fliege in das Netz verwickelt, so stürzt sich die Spinne plötzlich auf ihr Opfer, legt es in Fesseln und erwürgt es mit ihren hackigen Kiefern. In trefflicher Weise hat der Dichter Hebel das wunderbare Thun und Treiben der Spinne in einem Gedichte besungen.

3. Die Kreuzspinne gehört zur sechsten Klasse des Thierreichs, zu den Spinnen. Diese zeichnen sich aus durch einen

wirbellosen, in zwei Theile gegliederten Körper und durch acht Füße. Sie sind flügellos und machen keine Verwandlung durch. Wir zählen auf: die Kreuzspinne, die Hausspinne, den giftigen Skorpion und die schädlichen Milben.

15. Uebersicht über das Thierreich.

Welch' wunderbarer Mannigfaltigkeit sind wir bei unserem Gange durch die Thierwelt begegnet! In Wasser und Luft, unter und auf der Erde regt sich ein vielgestaltiges Thierleben. Hier treffen wir den riesigen Elephanten und dort das kleine Mäuschen, hier den possirlichen Affen und dort den armseelig ausgestatteten Wurm in der Erde; hier den prächtig geschmückten Pfau und dort die häßliche, Ekel erregende Kröte; hier die Eintagsfliege, die nur vom Sonnenaufgang bis Untergang sich ihres Daseins erfreut, dort das Krokodil, das hunderte von Jahren leben kann. Die einen sind treue und nützliche Diener des Menschen, wie Hund und Pferd, die andern scheinen nur zu unserm Schaden auf der Welt zu sein, wie der Tiger und die Reblaus. Die einen zeigen staunenswerthe Fähigkeiten, wie der Staar, die Biene; die andern erscheinen dumm, träge, wie die Schlange. Die einen sorgen mit zärtlicher Liebe für ihre Jungen und opfern selbst das Leben für sie, wie der Löwe und der Storch; wieder andere kennen ihre Nachkommen nicht und fressen sie sogar auf, wie der Hecht und die Forelle. Wieder gibt es Thiere, welche während des kalten Winters in warme Länder ziehen oder sich tief in der Erde zum Winterschlaf verbergen, wie die Schwalbe und das Eidechselein; wieder andere harren auch im Winter bei uns aus und fristen kümmerlich ihr Leben, wie der Hase und die Kohlmeise.

Aber wie verschieden die Thiere nach Gestalt und Lebensweise auch sein mögen, so finden wir doch gemeinsame Merkmale. Jedes Thier hat einen Leib aus Fleisch und Blut. Im Innern besitzt es einen Darmkanal. Hier werden die Speisen verdaut und in Blut umgewandelt. Dieses durchfließt den Körper und bewirkt dessen Wachsthum. Wir finden ferner bei allen

Thieren Nerven, die den ganzen Körper durchziehen und dem Thiere Bewegung und Empfindung verleihen. Sie entwickeln sich aus Eiern, wachsen, erzeugen Junge und sterben wieder ab, entweder aus Altersschwäche, oder sie fallen zur Beute anderer Thiere. Jedes Thierchen freut sich seines Lebens und wehrt sich gegen den Tod. Kein einziges erscheint überflüssig, jedem ist im gewaltigen Bau der Schöpfung eine Aufgabe zugewiesen.

Die Thiere lassen sich in drei große Abtheilungen einreihen:

A. Die Wirbelthiere. Sie besitzen ein Knochengeriist, dessen Haupttheil die Wirbelsäule bildet. Ferner treffen wir bei ihnen ein Gehirn, von dem aus die Nerven gehen; ein Herz, welches das rothe Blut in den ganzen Körper treibt. Sie haben meist vier Glieder zur Bewegung und mehr oder weniger vollkommene Sinneswerkzeuge (Gefühl, Gesicht, Gehör, Geschmack, Geruch).

Die Wirbelthiere theilt man in 4 Klassen ein:

- I. Klasse: die Säugethiere.
- II. " die Vögel.
- III. " die Amphibien.
- IV. " die Fische.

B. Die Gliederthiere. Biene, Spinne, Krebs und Wurm sind wirbellose Thiere. Ihr Blut ist farblos oder weißlich. Das Gehirn fehlt. Die Sinneswerkzeuge sind gewöhnlich nicht alle entwickelt. Sie besitzen 6 oder mehr Glieder zur Fortbewegung oder kriechen.

Ihre Vermehrung geschieht durch Eier; viele machen eine Verwandlung durch. Man faßt sie zusammen unter dem Namen Gliederthiere, weil ihr Körper gegliedert ist. Sie zerfallen in 4 Klassen:

- V. Klasse: Insekten.
- VI. " Spinnen.
- VII. " Krustenthiere.
- VIII. " Würmer.

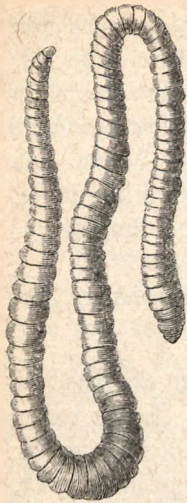


Fig. 14. Regenwurm.

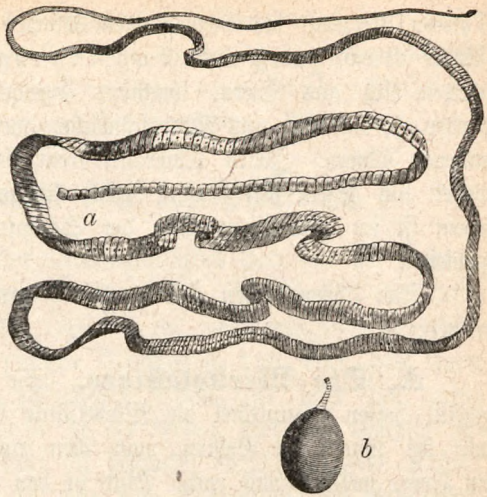


Fig. 15. Der Bandwurm. a Der Wurm, b Die Finne.

C. Schleimthiere. Die Schnecke (siehe I. Theil) ist auch ein wirbelloses Thier. Ihr Körper ist aber nicht gegliedert, sondern bildet eine unförmliche, schleimige Masse; sie ist ein Schleimthier.

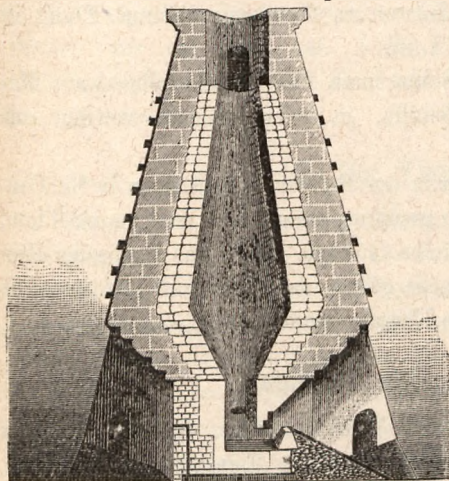
Zu den Schleimthieren gehören unsere Schnecke, die Muscheln mit ihren schönen Gehäusen, sodann zahllose, meist sehr kleine Thiere, die sich im Wasser aufhalten. Tausende derselben können in einem Wassertropfen leben.

C. Bilder aus dem Mineralreich.

16. Das Eisen.

Das Eisen ist das bekannteste, aber auch das nützlichste und unentbehrlichste unter den Metallen. Freilich gab es eine Zeit, da die Menschen das Eisen nicht gekannt haben. Wie mühsam musste man damals die Werkzeuge aus Stein und Knochen herstellen! Wie beschwerlich mag es auch gewesen sein, mit blossen Steinwerkzeugen Bäume zu fällen, zu spalten und in einander zu befestigen, bis eine Hütte mit Wand und Dach wohnlich hergerichtet war!

Viel früher, als das Eisen, waren den Menschen Gold und Silber bekannt. Diese edlen Metalle findet man rein in der Erde. Das Eisen dagegen kommt im tiefen Erdinnern nur als Eisenerz vor, das als ein Gemenge von Eisen und Gestein erscheint und keine der nützlichen Eigenschaften des Eisens besitzt. Durch



Ein Hochofen.

gewaltige Hitze wird nun das Eisenerz in den Hochöfen mit Kohle geschmolzen. Aus dem Ofen ergießt sich der blendend helle Strom in dazu bestimmte Formen. Das so gewonnene Eisen ist aber noch mit Kohle vermengt und heisst Gusseisen. Dieses ist sehr hart, aber bricht leicht und kann daher nicht zu Werkzeugen verwendet werden. Durch Glühen und Hämmern be-

reitet man aus dem Gusseisen das weiche, zähe und reine Schmiedeeisen. Aber zu schneidenden Werkzeugen ist das Schmiedeeisen wieder zu weich. Man verwandelt daher dasselbe zu Stahl. Er besitzt die Härte des Gusseisens, ohne spröde zu sein. Wie wir an den stählernen Uhrfedern sehen, bricht der Stahl beim Biegen nicht, sondern springt wieder in seine Lage zurück. Diese Federkraft des Stahles heisst auch Elastizität.

Das Eisen besitzt alle Vorzüge, um daraus zweckmässige Werkzeuge zu bereiten. Es ist dehnbar und lässt sich beliebig hämmern und formen; zugleich ist es hart und nützt sich nicht leicht ab. Es lässt sich zu den feinsten, kaum haardicken Instrumenten verarbeiten. Das Eisen ist sehr schwer; ein Würfel von einem dm. Ausdehnung wiegt mehr als 7 Kilogramm.

Im Feuer wird das Eisen zuerst roth, dann weissglühend; endlich beginnt es zu schmelzen. Zwei Eisenstücke können, wenn sie weissglühend sind, in ein Stück zusammengeschweisst werden.

Lässt man das Eisen an der Luft liegen, so überzieht es sich bald mit einer rothen Kruste, Rost genannt. Nach und nach wird das Eisen ganz vom Rost zerfressen. Das Rosten kann man verhindern, wenn man das Eisen mit Farbe, Fett oder Oel anstreicht und dadurch die Luft abhält. Erklärlich ist es, dass das Eisen beim Rosten an Gewicht zunimmt. Denn es verbindet sich dabei mit Luft.

Aus dem Eisen bereitet man Werkzeuge aller Art, Maschinen, Eisenbahnen, Schiffe, ja selbst Häuser werden aus Eisen aufgebaut.

Das Eisenerz kommt in der Schweiz am Gonzen in St. Gallen und im Jura vor. In geringer Menge trifft man es im Thon, im Röthel, ja sogar in vielen Quellen. Die rothe Farbe der Ziegelsteine und der Ockererde rührt von Eisen her. In fremden Ländern gibt es sehr viele Eisenbergwerke. Theilweise nach Heinr. Rüegg.

17. Das Kochsalz.

Es ist nicht bloss eine Würze unserer Speisen, sondern ein unentbehrliches Nahrungsmittel für Menschen und Thiere. Man gewinnt es häufig aus dem salzigen Meerwasser. An flacher Meeresküste legt man grosse, stundenlange Gärten an. Jedes Beet ist vertieft und eingedämmt. Nachdem das Meer diese Beete mit Wasser gefüllt hat, werden sie geschlossen. Die warmen Sonnenstrahlen verdunsten nun das eingedämmte Meerwasser, und die Luft trägt den Wasserdunst davon. Das Salz aber bleibt zurück und überzieht den Boden in einer dicken Kruste. Es wird nun aufgeschöpft und gereinigt.

Da die Schweiz nirgends an's Meer grenzt, so müssen wir das Salz auf ganz andere Art gewinnen. Wir finden es im Jura und in den Alpen. Es liegt als Steinsalz tief unter der Oberfläche eingebettet zwischen Kalksteinen. Das menschliche Auge vermag zwar nicht in das Innere der Erde zu schauen; aber der forschende Geist der Menschen hat diese Salzlager dennoch entdeckt. Ein viel hundert Meter tiefes Bohrloch wird in die Erde gemacht. Das Wasser, das über das Salzlager fliesst, löst viel Salz auf. Nun wird dieses Salzwasser aus der Erde

gepumpt und über Feuer gesotten, bis das Kochsalz rein und klar im Kessel zurückbleibt. Die ergiebigste Saline der Schweiz ist Schweizerhall.

Das Kochsalz löst sich sehr leicht in Wasser. Lässt man es an der Luft frei liegen, so verwandelt sich jedes Körnchen in ein Tröpfchen Salzwasser. Das Körnchen saugt nämlich das Wasser aus der Luft auf. Viele Nahrungsmittel, besonders Fleisch, können durch das Kochsalz längere Zeit vor Fäulniss bewahrt werden.

18. Der Thon.

Wenn man die Erde im Garten oder im Acker aufgräbt oder umpflügt, so findet man bis in eine gewisse Tiefe eine schwärzliche Erde, Ackerkrume genannt. Unter derselben entdecken wir kleine Steinchen, Sand, und gewöhnlich auch eine gelbliche oder röthliche Erdmasse. Diese heisst Thon. Derselbe ist ein Hauptbestandtheil der Erdkruste. Er fühlt sich fettig an und saugt lebhaft Fett und Wasser auf. Letzteres lässt er nicht durchsickern. Im reinen Zustande ist der Thon weiss; gewöhnlich ist er aber mit Sand und Eisen gemengt und daher grau, roth oder bläulich. Mit Wasser angerieben, wird er ganz weich und formbar. Er dient dann dem Bildhauer und Giesser zur Darstellung der Formen. Am häufigsten wird der Thon vom Ziegler und Hafner verarbeitet.

Der Ziegler legt seine Hütte in der Nähe eines Lehmlagers an. Der Lehm wird zunächst durch Kneten, Hacken und Schwemmen von Sand und Steinchen gereinigt und dann durch Maschinen oder Menschenhand zu Ziegeln geformt. Diese werden an der Luft getrocknet und nachher in grossen Oefen aufgeschichtet. Tagelang brennt nun das Feuer im Ziegelofen. Endlich sind die Ziegel roth und hartgebrannt. Die Ziegel, auch etwa Backsteine genannt, werden nicht bloss zum Decken der Häuser, sondern auch zum Mauern verwendet. Grosse Städte, wie London, sind ganz aus Backsteinen aufgebaut.

Der Hafner kann nur feinen, sandfreien Thon gebrauchen. Der gereinigte Thon wird in Klümpchen auf die Drehscheibe

gebracht und da zu allerlei Gefäßen geformt. Die geformte Waare wird an der Luft getrocknet und nachher gebrannt. Man muss aber die Töpferwaaren noch mit einer Glasur versehen, sonst würden sie das Wasser durchlassen. Man bestreut daher das lufttrockene Geschirr mit Sand und Bleiglätte. In der Glühhitze des Ofens schmelzen letztere Stoffe zu einer glasartigen Kruste, welche alle Poren verschliesst. Schlecht gebranntes Geschirr enthält noch ungeschmolzene Bleiglätte und wirkt giftig. Die Töpferwaaren müssen daher gut gebrannt sein. Man erkennt diese Eigenschaft am hellen, reinen Klang des Geschirrs.

Der ganz feine Thon dient zur Darstellung des schönen, köstlichen Porzellans. Dieses bedarf keiner Glasur.

Es gibt sogar Edelsteine, welche aus Thonerde bestehen. Der rothglänzende Rubin, der in guten Uhren sich findet, ist nichts als reinster Thon, den man zur Seltenheit in der Erde findet.

19. Humus, Torf und Steinkohle.

1. Im Walde treffen wir häufig Steine und Baumstrünke, welche mit Moos überwachsen sind. Unter der Oberfläche des Moores befindet sich eine Schichte schwarzer Erde. Wir entdecken leicht, daß diese schwarze Erde nichts anderes ist, als verfaultes Moos. Die von den Waldbäumen fallenden Blätter und Nadeln befördern die Bildung dieser schwarzen Humuserde. Diese bildet sich aber nicht bloß im Walde, sondern auch auf der Wiese, im Acker, kurz überall, wo Pflanzen sich ansiedeln. Sie entsteht, indem alljährlich eine große Zahl von Pflanzen abstirbt. Wurzeln, Stengel und Blätter derselben verfaulen und bilden auf diese Weise die schwarze Ackererde. Sie kann das Wasser lange Zeit zurückbehalten und sich an der Sonne leicht erwärmen. Ueberdies enthält sie eine Menge von pflanzlichen Nahrungsmitteln und ist daher dem Wachsthum der Pflanze sehr zuträglich. Der Landwirth sucht sie durch Strohdünger noch zu vermehren und zählt denjenigen Boden, der eine dicke Schichte Humus enthält, zum fruchtbarsten. Der Humus ist gewöhnlich mit Thon, Sand und kleinen Steinchen reichlich vermengt.

2. Viel rascher bildet sich der Humus an solchen Orten, wo die Erde Mulden bildet, aus denen das Wasser nicht abfließen kann, und wo die Unterlage aus Lehm oder Fels besteht, welche das Wasser nicht durchsickern läßt. In solchen sumpfigen Stellen, welche man Riet oder Moor heißt, wachsen nur rauhe Gräser und Binsen, besonders aber das Torfmoos. Der untere Theil der Pflanzen liegt beständig im Moorbwasser und kann daher nur halb verfaulen. Ueber dem Grabe der abgestorbenen Moorpflanzen wächst es immer wieder lustig fort. So entsteht alljährlich eine neue Schichte schwarzer Mooreerde, und nach Hunderten von Jahren kann sie viele Meter tief werden. Auf diese Weise entsteht ein Torflager. Der Torf wird in länglichen Stücken gestochen und an der Luft getrocknet. Er verdankt seine Hitzkraft den halbverwesten Pflanzenresten, die darin enthalten sind. Häufig findet man auch Wurzeln, Aeste und Stämme von Sträuchern und Bäumen in den Torflagern. Die obern Schichten sind locker und nur halbwegs verfault. Sie liefern einen leichten, lockern, hellbraunen Torf, welcher wenig Hitzkraft hat. Den besten Torf bieten die untern Schichten, welche durch Druck viel fester geworden sind. Hier ist der Torf ganz schwarz, dicht und schwer. Der Torf der Bodenschicht und vom Rande des Moores brennt nicht gut; denn er enthält viel Lehm und Erde und gibt sehr viel Asche. An vielen Orten dauert die Bildung des Torfes noch jetzt fort. Sie hört auf, wenn der Boden trocken gelegt wird. In neuerer Zeit bereitet man durch Pulverisiren und Pressen den Kunitorf. Er ist viel werthvoller, weil er vollständig wasserfrei ist.

3. In einer längst vergangenen Zeit, bei gewaltigen Veränderungen auf dem Erdboden, wurden Torflager von Schutt und Gestein begraben und zu festen Massen zusammengedrückt. So entstanden die Braun- und Schieferkohlen. (Ugnach, Mörtschwy.) Auch in den Schieferkohlen findet man Stämme und Blätter, ja selbst Blüthen von Bäumen, die am Rande des Torfmoores gestanden haben und mit begraben worden sind.

Noch viel älter und tiefer liegend sind die Stein-

Kohlenlager. Durch den gewaltigen Druck und durch die Jahrtausende lange Lagerung haben sie Härte, Schwere und Glanz wirklicher Steine erhalten. Doch erkennt man darin noch häufig die Ueberreste von Pflanzen.

Die Steinkohle ist tief schwarz und schillert meist in starkem Glanze. Sie verbrennt mit mehr oder weniger lebhafter Flamme und liefert eine bedeutende Hitze. Beim Verbrennen verbreitet sie einen eigenthümlichen, brenzlichen Geruch.

4. Die verschiedenen Arten von Steinkohlen bilden eines der wichtigsten Hülfsmittel menschlicher Arbeit. Mit ihr heizen wir unsere Zimmer; zur Darstellung des Eisens aus dem Erze ist sie unerlässlich; ihre Hitzkraft verwandelt das Wasser in Dampf, und dieser treibt Eisenbahnen, Dampfschiffe und die meisten Fabriken. Wohl uns, daß die Natur vor Jahrtausenden reiche Schätze von Steinkohlen im Erdbinnern aufgehäuft hat, sonst müßten wir fast alle Fabriken schließen; Eisenbahn und Dampfschiff müßten ihre Fahrten einstellen; denn alle Wälder der Erde würden nur wenige Jahre ausreichen, um hierzu den nöthigen Brennstoff zu liefern.

Aus der Steinkohle bereitet man auch das Leuchtgas, welches in den Städten, Straßen, Magazinen und Wohnungen fast taghell beleuchtet. In verschlossenen, eisernen Kesseln werden die Steinkohlen geglüht. Das den Kohlen entströmende Gas wird gereinigt und in riesigen Kesseln (Gasometer) angesammelt. Von da aus wird es durch unterirdische Röhren nach allen Häusern geleitet. Die ausgeglühten Kohlen heißen Roaks und dienen zum Heizen der Oefen. Aus dem stinkenden Teer, welcher aus dem Leuchtgas abgefondert wird, bereitet man die glänzendsten Farbstoffe, besonders ein sehr schönes Roth.

20. Ein Steinkohlenbergwerk.

Das unschätzbare Material der Steinkohle findet sich zum Glück an vielen Stellen der Erde in solch' ungeheurer Masse, dass der Vorrath noch für Jahrtausende ausreichen wird. Während die Schweiz sozusagen leer ausgegangen ist, bergen fast alle andern Länder reiche Steinkohlenlager, besonders England.

Hier sind Hunderttausende von Menschen damit beschäftigt, die Steinkohle aus dem Erdinnern herauszuschaffen. Meilenweit verzweigen sich dort die unterirdischen Gänge, selbst bis unter den Meeresboden. Unser Bild zeigt uns die Einrichtung eines solchen Bergwerkes und das Treiben in demselben in anschaulicher Weise.



Fig. 16. Ein Steinkohlenbergwerk.

Seht ihr, wie die schiefen Stollen und die senkrechten Schächte tief in's Erdinnere hinabführen! Bemerket ihr die drei Bergknappen in ihrer schwarzen Zwilchkleidung und mit breitkrämpigem Hut! Sie sind vermittelt eines Korbes in den Schacht hinuntergelassen worden und an der tiefsten Stelle angelangt. An ihrem Gurte hängt ein Lämpchen, das ihnen die dunkeln Gänge erleuchten soll, in welche sie nun zur Verrichtung ihrer Arbeit eintreten müssen. In einem niedrigen Schacht bemerken wir einen Arbeiter, welcher auf dem Rücken liegend die Steinkohle abpickelt. Andere laden die Kohle auf Karren und stossen dieselben zum Hauptschacht, wo das gewonnene Material in grosse Kasten umgeladen und durch starke Maschinen an's Tageslicht befördert wird. Dort sehen wir einen Arbeiter, wie er an einer Strickleiter hinaufsteigt. Er hat sein Tagewerk

vollbracht und freut sich, aus der grausigen Tiefe hinauszukommen, an's Tageslicht, heim zu den bekümmerten Seinigen.

Wie mühsam und gefährlich ist die Arbeit eines Grubenarbeiters! Nicht der heitere, blaue Himmel, sondern drohende schwarze Felsen wölben sich über ihm. Statt des freundlichen, erwärmenden Sonnenscheins leuchtet ihm das Lämpchen, welches nur ein mattes Licht in die grausige Finsterniss verbreitet. Statt des erfrischenden Odems muss er die dumpfe, drückende Grubenluft einathmen. Wie manchen Gefahren ist er ausgesetzt! Wie oft stürzt ein Schacht zusammen und wird der Arbeiter in tiefer Erde lebendig begraben! Wie viel hundert Grubenarbeiter kommen jährlich um durch die schlagenden Wetter, wo plötzlich die Grubenluft vernichtend Feuer und Flamme wird. Nicht umsonst rufen sich die Bergleute ein „Glück auf!“ zu, wenn sie sich auf ihrer Fahrt begegnen.

Aber auch tief unter der Erde fühlt sich der Mensch nach und nach heimisch. Er kennt Wege und Stege im Innern des Bergwerkes. Er vergisst die Gefahren, die ihm drohen, und munter verrichtet er sein Tagewerk. So sehen wir den Menschen überall mit der Natur erfolgreich kämpfen, um derselben ihre Gaben abzugewinnen. In den unwirthlichen Gegenden des kalten Nordlandes holt er Fische, Thran und kostbare Felle, in den feieberzeugenden Niederungen der heissen Gegend erntet er die köstlichen Südfrüchte und Gewürze. Er lenkt seine Schritte auf die höchsten Gipfel der Berge und dringt tief in das schätzerreiche Innere der Erde. Das stolze Schiff aus Menschenhand durchfurcht das heimtückische Meer, und der sinnreich erfundene Dampfswagen fährt mit Windeseile über das feste Land. Ueberall ist der Mensch sorglich an seiner Arbeit: „Im Schweisse seines Angesichtes muss er sein Brot essen.“

21. Der Erdboden.

1. Wenn man tief in die Erde gräbt, z. B. beim Bau eines Kellers, so sehen wir, daß der Erdboden aus mehreren übereinander gelagerten Schichten besteht. Zuoberst lagert fast

überall die lockere, schwarzgraue Ackererde; sie besteht aus verfaulten Pflanzenresten und ist mit mehr oder weniger Lehm, Sand und Steinen gemischt. Unter dieser Humusschichte finden wir entweder Lehm, Sand, Kies oder Fels. Dieser tritt an manchen Stellen zu Tage; wenn man tief genug in die Erde gräbt, so trifft man endlich immer auf Fels. Er liegt gewöhnlich in Schichten übereinander, und dazwischen lagern hie und da Erze, Salze oder Kohle.

2. Man unterscheidet verschiedene Arten von Fels. Die häufigsten sind: Granit, Schiefer, Kalkstein, Sandstein und Nagelfluh. Der Granit ist eine sehr harte Gesteinsart. Er ist aus weißen, röthlichen und grauen Körnern zusammengesetzt und kommt hauptsächlich in den Alpen vor. Der Schiefer ist ein schwarzer, grauer oder glänzender Stein, der sich in dünne Platten spalten läßt. (Schiefertafel.)

Der Kalkstein ist grau, schwärzlich, weißlich oder gelblich. Die Boralpen und das Jura-Gebirge bestehen aus Kalk. Man entdeckt in dem Kalkstein häufig Versteinerungen, Abdrücke von Pflanzen und Thieren. Der Kalkstein dient nicht bloß als Baustein, wie der Granit, sondern man bereitet daraus durch tagelanges Erhitzen den gebrannten Kalk, welchen der Maurer zu Mörtel gebraucht. Der Sandstein ist aus feinen Sandkörnern zusammengesetzt. Der weiche, schiefrige Sandstein ist als Baumaterial ungeeignet; dagegen ist der bei Norschach und bei Ostermündingen gebrochene Sandstein ein vortrefflicher Baustein, der selbst in's Ausland versendet wird. Die Nagelfluh treffen wir im Emmenthal, am Netliberg, am Nigi, im Appenzellerlande und an vielen andern Orten. Kleine und mittelgroße Felsstücke von Kalk, Sandstein und Kiesel liegen in verhärtetem Schlamm eingebettet. Man erkennt die Bestandtheile der Nagelfluh deutlich als abgeschliffene Kollsteine, welche vom fließenden Wasser längere Zeit fortgewälzt und dabei abgerundet wurden.

3. Die härtesten Steine und Felsen zerbröckeln nach und nach, wenn sie dem Regen und Schnee, der Kälte und Wärme ausgesetzt bleiben. Das Regenwasser sickert in die Felsen ein, und wenn es gefriert, so sprengt es größere oder kleinere

Felsstücke ab. In unseren Alpenthälern stürzen oft ganze Berge zu Thal und bedecken mit ihrem Schutt blühende Dörfer (Goldbau, Elm). Oft trifft man ausgedehnte Schutthalden, die aus lauter zerbröckelten Felstrümmern bestehen. Diejenigen Steinblöcke, welche in das Bett der reißenden Bergströme fallen, werden von der Strömung fortgerissen, die scharfen Kanten werden abgeschliffen, und die Gesteine immer mehr verkleinert. Jedes Flußbett besteht daher aus zahllosen größeren und kleineren Kollsteinen. Die ruhig dahinfließenden Ströme der Ebene vermögen nicht mehr große Steine fortzuwälzen, sie schwimmen nur noch Sand und Schlamm mit. In den Seebecken fällt auch dieser auf den Grund; der Ablauf des Sees enthält daher das reinste und klarste Wasser. Das im Seebecken abgelagerte Geröll füllt aber nach und nach den Grund des Sees. Wir sehen daher an manchen Orten weite Strecken trockenen Landes, wo einst ein blauer See sich ausdehnte. Wenn im ruhenden Wasser eine Pflanze oder ein abgestorbenes Thier in die Tiefe sinkt, so wird es gar bald in den weichen Schlamm eingebettet. Nach Jahrtausenden, wenn sich mächtige Schlammlager darüber abgesetzt und durch Druck zu hartem Fels geworden sind, dann finden wir, etwa durch Zufall, jene pflanzlichen und thierischen Ueberreste. Solche Versteinerungen, die wir heute besonders im Juragebirge treffen, legen Zeugniß ab von einer längst untergegangenen Thier- und Pflanzenwelt; findet man doch Krokodile, Elephanten Zähne, fliegende Eidechsen, Palmen u. s. w.

So ist denn auch der Erdboden im ewigen Wechsel begriffen. Wo einst das Meer sich ausdehnte, da ziehen sich heute Gebirge hin; dagegen sind andere Theile des einstigen Festlandes versunken und tief im Meer begraben.

4. Um aus dem Boden die nützlichen Stoffe zu gewinnen, werden folgende Anlagen gemacht:

- a. Die Sand- und Kiesgrube; sie liefert das Kies zum Ueberführen der Straßen und den Sand zum Bauen (Mörtel).
- b. Die Lehmgrube ist für Ziegler und Hafner ein unentbehrlicher Besitz.

- c. Der Steinbruch liefert die Bausteine; aus besonders schönen Steinen, z. B. dem Marmor, meißelt der Künstler die Statuen.
- d. Das Bergwerk ist ein senkrechter Schacht oder ein geneigter Stollen mit vielen Seitengängen, welche zu den Lagern von Kohle, Salz oder Erzen führen.

22. Das Wasser.

1. Bedeutung und Vorkommen.

Wenn in heissen Sommertagen lange Zeit kein Regen vom Himmel fällt, dann fangen die Pflanzen in Wiesen und Gärten zu welken an. Das frische Grün der Matten verschwindet, und Blumen und Kräuter neigen sich verdorrend zur harten Erde. Bald würden die Pflanzen zu Grunde gehen, wenn der gütige Himmel nicht den erquickenden Regen spendete. In gleichem Elend befinden sich Menschen und Thiere, wenn ihnen das Wasser fehlt. Nicht vergebens heissen wir jene Gegenden der Erde, wo es weder Regen noch Quellen gibt, Wüsten. Ohne Wasser wäre die ganze schöne Erde eine leblose Wüstenei.

Das Wasser ist indess nicht nur das nothwendigste und gesundeste Getränk, sondern wir bedürfen dessen auch zu unserer täglichen Reinigung, zum Waschen der Kleider, zum Baden, zum Kochen. Alle unsere Getränke sind der Hauptsache nach Wasser. Auch das Blut, ja sogar unser Leib, besteht zum grössten Theil aus Wasser.

Dafür hat es aber auch der Schöpfer so reichlich ausge-theilt. Aus den Wolken fällt es bald als Regen, bald als Schnee. In klaren Nächten sammelt es sich in wunderbaren Thautropfen an den Pflanzen. Als Quelle sprudelt es aus dem Boden, am Fusse der Berge oder am Rande der Wälder. Immer sucht es die tiefste Stelle auf. Die Quellen sammeln sich in der Thalsole zum klaren Bach, in welchem das hurtige Fischlein sich freut. Viele Bäche vereinigen sich zum Flusse, welcher den blauen See bildet. Mehrere Flüsse sammeln sich zum Strom, auf dessen Rücken stolze Schiffe dahin fahren. Endlich ergiesst sich der breite, ruhige Strom in's Meer, das ist ein unabsehbar grosser

See mit salzigem Wasser. Im Gegensatz zum Meerwasser nennt man das Wasser unserer Flüsse und Seen Süßwasser.

2. Eigenschaften.

Das Wasser unserer Quellen ist farblos, geschmacklos und geruchlos.

Legen wir ein Stück Zucker in's Wasser, so zerschmilzt er, und wir erhalten Zuckerwasser. Am süßen Geschmack desselben erkennen wir, dass der Zucker dabei nicht verschwunden ist. Er ist nur in unsichtbar kleine Stücklein zertheilt worden, welche nun im Wasser schwimmen. In gleicher Weise kann das Wasser auch Kochsalz, ja sogar Steine und Erde auflösen. Diese Auflösungskraft kommt besonders der Pflanze zu gut. Das als Regen in das Erdreich eindringende Wasser löst hier die Nahrungsstoffe auf, welche die Pflanze gebraucht. Die Wurzelspitze gleicht einem schwammartigen Munde; sie kann daher dieses Wasser sammt den darin gelösten Stoffen aufsaugen. Auch unser Kaffee, den wir so gerne trinken, gibt uns ein Beispiel dieser Auflösungskraft. Das heisse Wasser löst allerlei Stoffe auf, welche in der Frucht der Kaffeebohne enthalten sind.

Das Wasser ist gewöhnlich im flüssigen Zustand; seine Theilchen lassen sich ohne Widerstand verschieben.

Wenn es aber im Winter der Kälte ausgesetzt bleibt, so erstarrt es zu einem festen Körper. Das fest gewordene Wasser heisst Eis, wenn es in grossen Klumpen vorhanden ist, Schnee, wenn Regentröpfchen zu zierlichen, sechsstrahligen Sternchen erstarren. Der Reif ist gefrorener Thau. Hagelkörner sind gefrorene und zusammengeballte Regentropfen. Das Gletschereis ist halbgeschmolzener und wiedergefrorener Schnee. An kalten Wintertagen setzt sich der gefrorene Nebel an Bäume und Sträucher als Reif an und bildet dabei wunderbare Nadeln und Figuren.

Wenn wir das Wasser kochen, so wird es heiss und beginnt bald zu sieden. Dabei sehen wir grosse Blasen aus dem Kessel aufsteigen. Sie bilden den Wasserdampf, der in der Luft schwebt. Der Dampf sammelt sich am kalten Pfannendeckel wieder an und verdichtet sich zu flüssigen Tropfen.

Aber auch ohne besondere Hitze kann sich das Wasser in Dunst verwandeln. Hängen wir nasse Wäsche an Luft und Sonne, so wird sie bald trocken. Das Wasser hat sich zu unsichtbaren Dunstbläschen in die Luft verflüchtigt. Dieser Vorgang heisst Verdunsten. In gleicher Weise verdunstet der Wassertropfen, den wir auf den Tisch ausgiessen. Der in der Luft schwebende Wasserdunst ist gewöhnlich nicht sichtbar. Ein kalter Wind verdichtet ihn aber zu Nebel und Wolken.

3. Kreislauf des Wassers.

Warum läuft das Meer nicht über, trotzdem ihm die Ströme stündlich unermessliche Wassermengen zuführen? Daran ist die Sonne schuld. Sie erwärmt mit ihren Strahlen die obersten Theilchen des Meeres. Diese lösen sich in Dunstbläschen auf, und lustig tanzen sie nun in der Luft. Wie dankbar sind sie der Sonne, dass diese sie aus dem grossen, stillen Meer gehoben in das heitere Reich der Lüfte! Nun beginnen die Dunstbläschen auf dem Wagen des Windes eine lustige Reise über Meere und Länder. Endlich gelangen sie zu unseren Bergen und Wäldern. Müde von der langen Reise lassen sie sich hier nieder als Wolken. Ein kalter Wind vom Norden macht ihnen den Aufenthalt im Reich der Lüfte unmöglich. Als klare Regentropfchen fallen sie herab auf die lechzende Erde und erquicken die Pflanzen oder sammeln sich zu Quellen. Tausend Arbeiten haben sie nun zu verrichten. Rastlos eilend springen sie wieder ihrer Heimat, dem Meere zu, um den Kreislauf von Neuem zu beginnen. Was wüsste wohl ein Wassertröpfchen nicht Alles zu erzählen, wenn es sprechen könnte!

23. Ergebnisse.

Die besprochenen Mineralien lassen sich in folgende Abtheilungen einreihen:

1. Metalle (Eisen); 2. Steine und Erden (Thon, Kalk, Kiesel, Granit, Nagelfelsen); 3. Salze (Kochsalz); 4. Brenze (Torf, Steinkohle); 5. Wasser (Meerwasser, Süswasser).

Die Mineralien sind Bestandtheile der Erde, ohne Leben; denn sie entstehen nicht, wachsen nicht und sterben nicht ab, sind also todte Körper. Ganz anders verhält es sich mit Pflanzen und Thieren. Sie entstehen aus dem Samen oder aus dem Ei, sie nehmen Nahrung zu sich, wachsen, und endlich sterben sie ab, wobei der Leib zerfällt und verfault. Pflanze und Thier sind also lebende Wesen.

Die Mineralien sind aussen und innen ganz gleich, sie bestehen aus einer gleichartigen Masse, besitzen weder Organe, noch Säfte; es sind unorganische Körper. An Pflanzen und Thieren nehmen wir verschieden gestaltete Körpertheile wahr, ihr Leib ist von Säften durchflossen und in Organe gegliedert. Jedem Organ kommt eine bestimmte Aufgabe zu. Alle Organe dienen dem Ganzen, sie sollen es ernähren, erhalten und vermehren. Es sind organisirte Wesen.

So gliedern sich denn alle Naturkörper in drei grosse Reiche:

1. Das Mineralreich. Hierher gehören die Bestandtheile der Erde. Es sind todte, unorganisirte Körper.

2. Das Pflanzenreich. Es umfasst lebende, organisirte Wesen, denen Bewegung und Empfindung fehlen.

3. Das Thierreich. Die Thiere sind die höchst entwickelten Geschöpfe der Natur; denn sie können sich frei bewegen, sie empfinden Freude und Schmerz und besitzen auch ein seelisches Leben.

Anmerkung: Als Hülfsmittel bei den Beschreibungen aus dem Thier- und Mineralreich sind benützt worden: Brehm, Wettstein, H. Rüegg, Egli, Jütting, Scherr, Tecks, Bænitx, Stucki u. a. m.



Inhaltsverzeichnis.

Sprachliche Abtheilung.

Erster Abschnitt: Veseftücke.

a. Gott, Natur, Vaterland.

Nr.		Seite
1.*	Preis des Schöpfers. Gellert	5
2.*	Morgenwanderung. G. Geibel	6
3.	Der Einftedler. Gaspari	6
4.*	Abendlied. Friedr. Dfer	7
5.	Das Samentorn. Agnes Franz	7
6.*	Kleine Dinge. J. J. Bänninger	8
7.	Zeus und das Schaf. Lessing	9
8.*	Der Wegweifer. J. P. Hebel	9
9.	Mahnworte. H. Pestalozzi	10
10.*	Offenbarung. Jul. Sturm	12
11.	Das Himmelblau. H. Pestalozzi	13
12.*	Der Storch von Luzern. J. M. Usteri	13
13.*	D'Hummele und 's Imml. Th. Meyer-Merian	14
14.	Die Aehre und die Distel. F. A. Krummacher	15
15.*	Die Sonntagsfrühe. J. P. Hebel	16
16.	D'lerche. Rudolf Meier	17
17.	Der Staar von Segringen. J. P. Hebel	18
18.*	Das Spinnlein. J. P. Hebel	20
19.	Wie der Wald erwacht. Fr. von Eschudi	21
20.	Das Gewitter. Hirschfeld	22
21.*	Des Knaben Berglied. L. Uhland	23
22.*	Der Schweizerknabe. A. G. Fröhlich	23
23.*	Niklaus Thut. Augustin Keller	23
24.*	Bilder der Eintracht. A. G. Fröhlich	25
25.	Grenzlauf. J. R. Wyß	25
26.*	Auf der Gislifluh. Augustin Keller	27
27.*	Die ewige Burg. J. G. Müller	28
28.*	Mein Heimatland. Gottfr. Keller	28
29.	Der kleine Hybriot. W. Müller	29
b. Die menschliche Gesellschaft.		
30.	Die Schwämme. Chr. Schmid	29
31.*	Das Eichhörnchen und seine Mutter. G. R. Pfeffel	30
32.	Der Igel und der Maulwurf. K. G. Meißner	30
33.	Dankbarkeit. Th. Scherr	31
34.*	Der Löwe von Florenz. Bernhardi	32
35.	Der Rabe und die Pfauen. Simrod	33

Nr.		Seite
36.*	Der Unzufriedene. Jaf. Stuß	34
37.	Die Schuhe und zwei Thaler. J. P. Hebel	34
38.*	Zwei Bäche. A. G. Fröhlich	36
39.	Der Einsiedler und der Bär. J. K. Lavater	36
40.	Der Löwe und die Mücke. A. G. Meißner	37
41.	Der Fuchs und der Hahn. Grimm	38
42.*	Storch und Schlange. J. B. Widmann	39
43.	Der alte Löwe. G. E. Lessing	39
44.*	Liebesmäntler. A. G. Fröhlich	40
45.	Die Gans. G. E. Lessing	40
46.	Der gutherzige Bauer. M. Schuler	40
47.*	Der Vater und die drei Söhne. Lichtwer	41
48.	Schwamm und Gras. H. Pestalozzi	42
49.*	Kolumbus. Luise Brachmann	42
50.	Das Ei des Kolumbus. Fr. Förster	44
51.	Eine nützliche Lehre. J. P. Hebel	45
52*.	Der König und der Müller. Curtman	45
53.	Die Pfeife. Benjamin Franklin	46
54.	Die drei Stände. Aug. Nüttings „Heimat“	48
55.	Der geheilte Patient. J. P. Hebel	48

Zweiter Abschnitt: Übungsstoffe zur Sprachlehre.

A. Aus der Satz- und Wortlehre.		
1.	Die Satzverbindung	51
2.	Der zusammengezogene Satz	53
3.	Der Nebensatz nach seiner Form	54
4.	Die Aussagesformen	56
5.	Der Nebensatz nach seiner Bedeutung	57
6.	Subjektätze	59
7.	Ergänzungsätze	60
8.	Beifügeätze	61
9.	Umstandsätze	62
10.	Der verkürzte Nebensatz	65
B. Aus der Wortbildungslehre.		
11.	Die Ableitung	67
12.	Die Zusammensetzung	68
13.	Ergebnisse	69

Realistische Abtheilung.

Erster Abschnitt: Geographie.

Der Erdtheil Europa.		
1.	Allgemeine Betrachtung	74
2.	Das Meer	74
3.	Das Festland und seine Begrenzung	76
4.	Die Inseln	78

Nr.		Seite
5.	Die Länder Europas	78
6.	Bodengestaltung	79
7.	Flüsse und Seen	80
8.	Das Klima	81
9.	Naturprodukte	82
10.	Bevölkerung	84
11.	Die Staaten	85
12.	Die schweizerische Republik	86
13.	Das deutsche Reich	86
14.	Die Lüneburger Heide	88
15.	Das Kaiserthum Oesterreich-Ungarn	89
16.	Der Prater bei Wien	91
17.	Das Königreich Italien	92
18.	Venedig	94
19.	Die Republik Frankreich	96
20.	Die Provence	97
21.	Das Königreich Spanien	97
22.	Das Königreich Portugal	98
23.	Gibraltar	99
24.	Das Königreich Holland (die Niederlande)	100
25.	Saardam	101
26.	Das Königreich Belgien	102
27.	Das britische Reich	102
28.	Der Hafen von London	104
29.	Das Königreich Dänemark	105
30.	Der große Gensir	105
31.	Die Königreiche Schweden und Norwegen	106
32.	Das Nordlicht	108
33.	Das Kaiserthum Rußland	108
34.	Die Steppe Sibiriens	110
35.	Das türkische Kaiserthum	110
36.	Das Königreich Rumänien	111
37.	Das Königreich Serbien	111
38.	Das Fürstenthum Montenegro	112
39.	Die Dardanellen	112
40.	Das Königreich Griechenland	112
41.	Die Schwammfischerei	113

Zweiter Abschnitt: Geschichten

aus alter und neuer Zeit.

1.	Die Eiszeit	114
2.	Julius Cäsar	116
3.	Attila und Marich	118
4.	Kaiser und Papst	119
5.	Wilhelm der Eroberer. Johanna von Orleans	121
6.	Gottfried von Bouillon	123
7.	Altgau und Thurgau	125

Nr.		Seite
8.	Die Türkennoth	127
9.	Die Mauren	128
10.	Waldmann's Tod	129
11.	Kolumbus	131
12.	König Heinrich IV.	132
13.	Der dreißigjährige Krieg	133
14.	Genf und Waadt	135
15.	England als Republik	137
16.	Peter der Große	138
17.	Friedrich der Große	140
18.	Franklin und Washington	143
19.	Napoleon I.	146
20.	Vermittlungsakte. 1815er Bund	148
21.	Freiheitskampf der Griechen	150
22.	Unsere vier Nachbarn	151
23.	Die Gotthardbahn	154

Dritter Abschnitt: Naturkunde.

A. Bilder aus dem Pflanzenreiche.

1.	Das Keimen der Pflanzen	158
2.	Die Erdbeere	160
3.	Kartoffel und Tabak	162

B. Bilder aus dem Thierreiche.

4.	Fremdländische Kulturpflanzen	164
5.	Die wichtigsten Pflanzenfamilien	166
6.	Die verachteten Thiere	170
7.	Die gemeine Eidechse	171
8.	Die Kreuzotter	172
9.	Die Amphibien	175
10.	Die Fische	176
11.	Die Biene	176
12.	Die Stubenfliege	180
13.	Die Insekten	182
14.	Die Kreuzspinne	185
15.	Uebersicht über das Thierreich	186

C. Bilder aus dem Mineralreiche.

16.	Das Eisen	188
17.	Das Kochsalz	190
18.	Der Thon	191
19.	Humus, Torf und Steinkohle	192
20.	Ein Steinkohlenbergwerk	194
21.	Der Erdboden	196
22.	Das Wasser	199
23.	Ergebnisse	201

1819

Neue Werke für den Schreibunterricht.

Anleitung für den Schreibunterricht

von einem bernerischen Lehrer.

Von einem zürcherischen Lehrer durchgesehen, eingehend geprüft und empfohlen.
Mit einer Beilage von 20 Tafeln Musteralphabete.

Preis 2 Franken.

Der Text verbreitet sich über: Beleuchtung, Besichtigung, Tinte, Papier, Feder, Federhaltung, Körperhaltung und Schreibmethode (auf die Schulstufen vertheilt). Diese „Theorie“, vielfach klar gelegt durch eingefügte Schriftformen, füllt 60 Quartseiten und ist dem Studium seitens der Lehrer sehr zu empfehlen. (Päd. Beob. 1881, Nr. 46).

20 Tafeln Musteralphabete verschiedener Schriftgattungen.

Preis 1 Franken.

Die zwanzig Mustertafeln weisen in ihrer Darlegung der verschiedenen Schriftarten (Deutsch, Englisch, Rundschrift, Kursiv, Kanzlei, Fraktur, Gotisch, Altdeutsch) eine sehr hübsche Ausführung. Vorzüglich gefällt uns die Rundschrift ganz außerordentlich. (Päd. Beob. 1881, Nr. 46)

Rundschrift in fünf Lektionen.

Bum Selbstunterricht und Schulgebrauch

von Heinrich Koch.

Mit einem Vorwort von J. A. D. Rosenkranz, Kalligraph und Lehrer an der Realschule des Johanneums in Hamburg.

12 Blatt. 14. Auflage. Preis 1 Franken.

Moderne Titelschriften

für technische Schulen und für Techniker.

Mit Zeichnungskonstruktionen und Text.

12 Blatt in Umschlag von J. Steidinger, Bezirksschullehrer.

Preis 3 Franken.

Die in diesem Werke dargestellten Schriften sind sämmtlich einfach und elegant gezeichnet und in der Praxis leicht zu verwenden.

Die „Titelschriften“ sind in Papier und Druck gut ausgestattet, so daß wir denselben eine recht weite Verbreitung zu wünschen nicht anstehen. (Baugenverzeitung in Berlin 1881, Nr. 48.)

Neue methodische Schreibschule

für die deutsche und englische Schrift

zum Selbstunterricht u. Schulgebrauch von Heinrich Koch, Kalligraph in Zürich.

I. Abtheilung in 16 Blättern Preis 2 Fr.

II. Abtheilung in 34 Blättern Preis 2 Fr.

24 Schreibvorlagen

der

Englischen Currentschrift

(Schweizerische Rundschrift)

für Schulen und zum Selbstunterricht.

Einzel-Preis — 80 Rappen. — Per Dutzend Fr. 6. —

Diese vorzügliche und billige Sammlung von Schreibvorlagen empfiehlt sich namentlich den Schulbehörden, welche jetzt die Rundschrift obligatorisch einführen. Der ungewöhnlich billige Preis ermöglicht es, jedem Schüler eine solche Vorlage in die Hand zu geben.

Verlag von Orell, Füssli & Co. in Zürich.

Schulbüchlein für die Schweizerische
Volkschule. Herausgegeben
unter Mitwirkung bewährter Schulmänner verschiedener Kantone.

Professor **H. R. Rüegg**, a. Seminardirektor.

Sprachbüchlein für die I. Klasse (Abe).	Gebunden	35 Cts.
" " II. "	Gebunden	50 "
" " III. "	Gebunden	60 "
" " IV. "	(Lehr- und Lesebuch I). Geb.	70 "
" " V. "	(Lehr- und Lesebuch II). Geb.	75 "
" " VI. "	(Lehr- und Lesebuch III). Geb.	75 "

Obligatorisch eingeführt in den Kantonen Bern, St. Gallen, Thurgau, Solothurn, Baselland und Appenzell A. Rh.

Im Kanton Aargau hat die Lehrerverconferenz in Muri einstimmig dem Erziehungsrathe die Einführung empfohlen und steht dieselbe bevor.

In fakultativem Gebrauch sind die Rüegg'schen Sprachbüchlein in den Kantonen Zürich, Schaffhausen, Glarus und Graubünden.

Für die deutschen Schulen des Kantons Freiburg und der Stadt Genf, sowie für mehrere Schulen Nordamerikas, Londons und einiger Städte Frankreichs werden dieselben in starken Partien bezogen.

Bei Bestellungen ist genau anzugeben, ob die Ausgabe in deutscher Schrift, oder aber in Kundschrift (Antiqua) gewünscht wird.

Die Rüegg'schen Schulbücher können nur gegen baare Zahlung abgegeben werden.

Lehrbücher für den Unterricht in der französischen, italienischen und englischen Sprache.

Baumgartner, A., Französische Elementargrammatik.
Gebunden 75 Cts. Partlepreis 60 Cts.

— Lese- und Übungsbuch für die Mittelstufe des französ. Unterrichts. Gebunden Fr. 1. 20

Keller-Baumgartner, Französisches Elementarbuch.
I. Hälfte. Geb. 2. Aufl. Fr. 1. — II. Hälfte. Geb. 2. Aufl. Fr. 1. —
Compl. in 1 Bande gebunden Fr. 2. —

Keller, Prof. Karl, Systematische französische Sprachübun 1. 50

Lardell studiosi 3. —
della

Klein, Für
den 2. —

1000072794

